

Eingangsportal an
der Westfassade des
Villinger Münsters
(13. Jahrhundert).

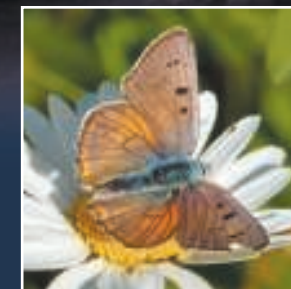


Neben der historischen Überlieferung spielen bei der Forschung zur Geschichte der Stadt Villingen auch archäologische und bauhistorische Befunde eine Rolle. Dabei kristallisieren sich als wichtige Protagonisten neben den Herzögen von Zähringen und deren Ministerialität zwei im Umfeld von Villingen begüterte Klöster heraus, die unter der Vogtei der Zähringer standen: St. Georgen und St. Peter. Dabei finden sich Hinweise auf zwei Quellen aus der Überlieferung des Klosters, die das bisherige Bild sowohl der Datierung als auch der herrschaftlichen Struktur der vorstädtischen Siedlung Villingen und ihrer späteren Entwicklung im Zusammenhang mit dem Münster und seinem Vorgängerbau korrigieren können.

Diesem Thema widmet sich ein Beitrag von Andre Gutmann in dieser Ausgabe der *Schriften der Baar*.

SCHRIFTEN DER BAAR

Band 64 · 2021



**Musiktage in den
1950er Jahren**

Tagaktive Falter

**Auf der Suche nach
dem Schmetterling**



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar

Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

64. Band 2021

**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

64. Band 2021



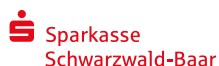
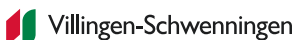
**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
gegründet 1805**

- Schriftleitung** Michael Tocha unter Mitarbeit von Dr. Helmut Gehring
- Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.
- Der Schriftenband kostet 25 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 30 Euro enthalten.
- Geschäftsstelle** Die Geschäftsstelle des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar befindet sich in Donaueschingen (Schulstraße 6).
- Öffnungszeiten: Mo 18–19 Uhr (Änderungen vorbehalten)
Telefon: (0771) 92 94 205
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein
- Postanschrift: 78159 Donaueschingen, Postfach 1954
- Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10
- Lektorat** Rolf Baiker
- Titelabbildung** Donaueschinger Musiktage – Prinz Max zu Fürstenberg und Igor Strawinsky. Foto: Willy Prager, Landesarchiv Baden Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 054188e
- Grafik/Satz** Holger von Briel
- Druck** Druckerei Herrmann, Donaueschingen

Dieses Jahrbuch wird gefördert
durch das Regierungspräsidium Freiburg,
das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis,
die Stadt Villingen-Schwenningen,
die Stadt Donaueschingen,
die Sparkasse Schwarzwald-Baar
und die Firma Karl Storz (Tuttlingen).



Regierungs-
präsidium
Freiburg



Vorwort	Seite 7
---------------	---------

Landschaft, Pflanzen und Tiere der Baar

OTTO SCHWEIKARDT Fischadler im Schwenninger Moos	9
---	---

THOMAS SCHALK Auf der Suche nach dem Schmetterling – Tagaktive Falter im Schwarzwald-Baar-Kreis – Teil 2	13
--	----

HANNAH MIRIAM JAAG und THOMAS KRING Die Märzenschncken (<i>Zebrina detrita</i>) auf dem Fürstenberg – Ergebnisse einer molekulargenetischen Untersuchung	35
--	----

GERHARD BRONNER und LOTHAR DIETRICH Die Tannenäckerhöhle – eine Schachthöhle mit Grundwasseranschluss bei Donaueschingen	39
--	----

WOLF HOCKENJOS Artenschutz im Südwesten – das Trauerspiel um den Luchs	43
Platzverweis	50
Anmerkung zu Helmut Volk: »Landschaft und Wald auf der Baar und im Schwarzwald seit 5 000 Jahren« aus Schriften der Baar, Band 63	53

Geschichte

ANDRE GUTMANN Neue Untersuchungen zur Frühgeschichte der Stadt Villingen Das Villingener Münster und die Rolle der Klöster St. Peter und St. Georgen im 12. und 13. Jahrhundert	55
--	----

HUBERT MAUZ Das Badhaus im Fürstlich Fürstenbergischen Park von Donaueschingen. Wie die Maschine von Marly die Adelswelt antrieb	93
--	----

WOLFGANG HEITNER Staatliche Beraubung und Versteigerungen jüdischen Vermögens in Villingen	111
--	-----

Inhalt

MICHAEL HÜTT

Ethnisch grundierte Gegensätze.

Rudolf Ströbel und sein Schwenninger Heimatmuseum 129

HARALD KAUFMANN

Fürstlich Fürstenbergisches Donaueschingen 163

mit einer Einleitung von FRIEDEMANN KAWOHL

Harald Kaufmanns Eindrücke von den

Donaueschinger Musiktagen in den 1950er Jahren 161

FOLKHARD CREMER

Die evangelische Johanneskirche Bad Dürkheim

im Kontext des modernen Kirchenbaus im 20. Jahrhundert

Unter besonderer Berücksichtigung von Beispielen

der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg 169

Aus der Bibliothek des Baarvereins 191

Neuzugänge der Bibliothek 192

Buchbesprechungen 195

Vereinschronik 215

Jahresprogramm 2020 – Rückblick 216

Tagungsband „Von der Reformation zur Ökumene“

Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg (Band 2) 220

Zu unseren Mitgliedern 222

Nachruf Hartmut Siebert 223

Nachruf Dr. Veit Hirner 224

Jahresprogramm 2021 226

Hinweise für Autoren 232

Das 150-jährige Jubiläum der „Schriften der Baar“ ist noch nicht vorüber, erschien doch der erste Band mit der Jahresnennung 1870 kriegsbedingt erst 1871. Damals – und noch viel mehr heute – sehen wir Umbrüche von epochaler Bedeutung. Künftige Historiker werden die Corona-Pandemie in eine Reihe stellen mit der Großen Pest und der Spanischen Grippe und hoffentlich davon berichten können, wie die Menschheit die Herausforderung gemeistert hat. Dabei steht auch unsere Beziehung zur Natur auf dem Prüfstand. Vielleicht wird man unsere Erfahrungen dereinst als Zäsur im Verhältnis von Mensch und Natur wahrnehmen.

In den Krisen der Gegenwart können Hoffnungen auf die Zukunft entlasten, doch Gewissheit geben sie nicht. Entlasten kann auch der Blick in die Vergangenheit mit ihrer Fülle menschlichen Lebens. Anders als die Zukunft erscheint sie uns abgeschlossen und unveränderlich, wir meinen zu wissen, woran wir mit ihr sind. Wissen wir es wirklich?

Lange war man überzeugt, die Zähringer hätten die Verlegung der Stadt Villingen auf das rechte Brigachufer ab etwa 1100 maßgeblich gesteuert. Nun zeigt ANDRE GUTMANN, dass die Klöster St. Peter und St. Georgen dabei wichtige Akteure waren. Hier werden aus den Quellen ferne Vorgänge neu konstruiert, die unser sachliches Interesse erregen. Wenn aber WOLFGANG HEITNER darstellt, wie sich Villingen das Hab und Gut ihrer jüdischen Mitbürger aneigneten, oder wenn MICHAEL HÜTT aufdeckt, wie lange das Schwenninger Heimatmuseum von nationalsozialistischen Auffassungen geprägt blieb, dann stehen auch moralische und politische Schlussfolgerungen zur Debatte. Orientierung gibt allemal ein Verständnis für die Kultur, die uns umgibt. Dazu stellt FRIEDEMANN KAWOHL einen Text von HARALD KAUFMANN über die Donaueschinger Musiktage vor – als Auftakt zu einem Schwerpunkt auf den Musiktagen, der für das nächste Jahr geplant ist. FOLKHARD CREMER erläutert die Ideen, die im modernen Kirchenbau unserer Region Gestalt angenommen haben. Geschichte ist auch Technik, und sie ist Alltag; hierzu schildert HUBERT MAUZ, wie man es sich im 19. Jahrhundert in Donaueschingen beim Baden gutgehen ließ.

In den Beschränkungen der Corona-Monate finden viele in Wald und Feld Entlastung und Freiraum. Überhaupt stehen Mensch und Natur in einem vielschichtigen Verhältnis; wir sind Teil von ihr, haben uns über sie erhoben, erforschen und nutzen, bedrohen und bewahren sie. Zur letzteren Problematik liefert WOLF HOCKENJOS drei kleinere Beiträge. Es ist ein oft formuliertes Ziel dieser Zeitschrift, den Reichtum der heimatlichen Natur bekannt zu machen und ihren Wert schätzen zu lernen. In diesem Band untersuchen HANNAH JAAG und THOMAS KRING die Märzenschnecken auf dem Fürstenberg, THOMAS SCHALK setzt seine Suche nach den Schmetterlingen der Baar fort und OTTO SCHWEIKARDT zeigt uns den Fischadler im Schwenninger Moos. Mit der Arbeit von GERHARD BRONNER und LOTHAR DIETRICH über die Tannenäckerhöhle haben wir seit längerer Zeit auch wieder einen geologischen Beitrag im Programm.

Die vorgestellten Bücher behandeln die Geschichte der Baar und Baden-Württembergs vom Mittelalter bis in die neueste Zeit, aber auch Landschaft und Kultur in der Region und die Naturwunder des Landes. Ende 2019 erschien mit der Sammelbiografie Fürst Max Egons II. ein gewichtiges Werk, für dessen Besprechung durch einen ausgewiesenen Kenner der Donaueschinger Geschichte wir erweiterten Raum bereitgestellt und ihr damit den Charakter einer Leitrezension zuerkannt haben. Neue Studien über die Zähringer und Erzbischof Gröber zeigen, dass diese Themen nach wie vor Diskussionen auslösen. Aus Anlass des 150. Jahrestags der Reichsgründung stellen wir dazu auch ein allgemeines Werk vor.

In bewährter Weise hat Helmut Gehring die naturkundlichen Beiträge betreut. Peter Graßmann und Friedemann Kawohl haben die historischen Aufsätze kritisch gelesen, die Rezensionen hat Michael Raub redigiert. Rolf Baiker hat dafür gesorgt, dass auch dieser Band sprachlich und formal das gewohnte Niveau hat. Ihnen allen sei gedankt.

Michael Tocha

Fischadler im Schwenninger Moos

von OTTO SCHWEIKARDT

Der Fischadler ist auf der Baar ein alljährlich vereinzelt auftretender, sehr attraktiver Greifvogel; allerdings nur während der Zugzeiten im Frühjahr und Herbst. Er ist ein typischer Durchzügler, der auf seinem Weg vom nördlichen Brutgebiet ins südliche Überwinterungsgebiet und umgekehrt die Gewässer der Baar als Rastgebiet regelmäßig nutzt.

Mitte April und Mitte September kann man ihn an fischreichen Gewässern mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit beobachten. Die Wahrscheinlichkeit, ihn anzutreffen, ist an der oberen Donau, den Riedseen und am Unterhölzer Weiher am größten. Im April 2020 hielt sich für kurze Zeit ein Exemplar im Schwenninger Moos auf.

Die Brutvorkommen liegen überwiegend im nördlichen Europa mit einer hohen Brutdichte in Skandinavien. Der Fischadler ist auch Brutvogel in Mitteleuropa mit einem erfreulicherweise positiven Bestandstrend. Ausgehend von Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg erobert er zunehmend auch das mittlere und südliche Deutschland.

Die Hauptüberwinterungsgebiete liegen überwiegend südlich der Sahara in Afrika mit einem Schwerpunkt an der westafrikanischen Atlantikküste.

Zu den Fotos

Jagende Fischadler sind für jeden Vogelfreund ein ganz besonderes Erlebnis. Nach Suchflug und Sichtrütteln stößt er mit den Greiffüßen voraus ins Wasser, um dort, wie der Name sagt, Fische zu erbeuten. Eine Dokumentation dieses Jagdverhaltens gelang mir im April 2020 im Schwenninger Moos.

Aus meinen Aufzeichnungen

Ja der Fischadler: Diesen habe ich als einziger in diesem Frühjahr abgelichtet und dabei noch so schön. Leider nur einmal in 10 Tagen, an denen ich täglich abends auf ihn gewartet habe.

Beim ersten Mal, als ich ihn sah, ist er nur vorbeigezogen. Dann drei Tage nichts. Wieder nur vorbei gezogen und das Weite gesucht. Danach war drei Tage nichts von ihm zu sehen. Am 9. oder 10. Tag habe ich ihn dann wieder entdeckt. Es ging alles sehr schnell! Vom Rüttelflug über das Eintauchen und dann das Auftauchen mit einem Fisch als Beute. Es vergingen nur 45 Sekunden. Das war ein einmaliges Erlebnis. Dies blieb die letzte Begegnung mit dem Fischadler.



Suchflug.



Sichrütteln.



Sturzflug.



Eintauchen.



Erfolgreich. Das ist eine Antwort auf die vielfach gestellte Frage, ob es im Schwenninger Moos auch Fische gibt.

Autor

OTTO SCHWEIKARDT

Schon als Jugendlicher war Otto Schweikardt von der Fotografie fasziniert. Mit einfacher optischer Ausrüstung unternahm er die ersten „Gehversuche“. Mit knapp 30 Jahren erwarb er die erste Spiegelreflexkamera. Im Laufe der Zeit wurde die Ausrüstung immer professioneller. Aber das Bild macht nicht die Technik, sondern der hinter der Kamera, so sein Motto. Seine Arbeiten erschienen mehrfach in anerkannten Fotomagazinen und wurden auch ausgezeichnet.

Otto Schweikardt ist Jahrgang 1965 und lebt in Trossingen. Er arbeitet als Ausbilder im Kommunikationsbereich. Fotografie ist für ihn mehr als Hobby. In seiner Homepage vereint er seinen Vornamen mit seiner Leidenschaft: www.fottography.de

Otto Schweikardt
Hangenstraße 36
78647 Trossingen

Auf der Suche nach dem Schmetterling – Tagaktive Falter im Schwarzwald-Baar-Kreis – Teil 2

von THOMAS SCHALK

Einleitung

Wenn ein Mensch von einer Leidenschaft erfasst wird, lässt sie ihn oft ein Leben lang nicht mehr los. Bei der „Falterleidenschaft“ ist das nicht anders. Es zieht den Menschen nach draußen. Er möchte sehen, welche Arten den Wandel der Landschaft überleben, wie der Biotop dieses Jahr aussieht, wo letztes Jahr noch der wunderschöne Lilagold-Feuerfalter flog und ob nicht irgendwo noch ein unentdeckter Flugplatz der einen oder anderen seltenen Art existiert. So ergeht es auch dem Verfasser. Seit dem ersten Beitrag 2014 in den Schriften der Baar (SCHALK 2014) haben sich viele neue und interessante Beobachtungen und Entwicklungen ergeben, die hier vorgestellt werden sollen. Die Artenliste der Tagfalter von 2014 ist zu ergänzen. Ferner wurden nun erstmals auch die tagaktiven Nachtfalter, tagaktive Raupen und Totfunde aus den elf Jahren von 2010 bis 2020 aufgelistet. Untersuchungen dieser Art hat bereits H. HERRMANN in den Schriften der Baar publiziert (HERRMANN 1976 und 1982). Da sich sein Untersuchungszeitraum über mehr als 25 Jahre erstreckte, ist ein Vergleich mit seinen Ergebnissen (noch) nicht möglich.



Lilagold-Feuerfalter. Wenn nicht anders vermerkt, stammen die Fotos von Matthias Ebert.



Großer Eisvogel.



Violetter Feuerfalter.

Methode

Das Untersuchungsgebiet hat sich im Vergleich zu 2014 nicht verändert. Es greift im Raum Geisingen, Zimmern, Amtenhauser Tal und Ippingen etwas über den Schwarzwald-Baar-Kreis hinaus. Seit 2014 konnten neue artenreiche Biotope entdeckt und kartiert werden, so zum Beispiel das Bregseitental oberhalb der Gaststätte Waldrast, Straßenränder und Bahndämme westlich von Döggingen und im Rohrhardsberggebiet das „Korallenhäusle“.

Für die Schmetterlingsbeobachtung ist keine teure Ausrüstung notwendig. Ein Fernglas mit einem Nahbereich von zwei Metern ist vorteilhaft, aber vor allem ist Geduld notwendig, denn manchmal dauert es etwas länger oder viel länger, bis sich das „Objekt der Begierde“ endlich hinsetzt und dann wäre ja noch die Unterseite der Flügel für die Bestimmung wichtig. Ohne die Unterseite lassen sich zum Beispiel die vielen Bläulingsarten kaum voneinander unterscheiden. Man kann heutzutage dank moderner Digitalkameras und Smartphones die Fotos zu Hause studieren und auch schwierig zu unterscheidende Arten wie einige Scheckenfalter entweder selbst oder mit Hilfe der Internetplattform „Iepiforum“ bestimmen.

Ergebnisse

Die neue, ergänzende Artenliste umfasst 157 Arten und Artenpaare. Mit den 92 Arten von 2014 sind das also 249 festgestellte Arten im Untersuchungsgebiet. Die Liste enthält auch neu nachgewiesene, seltene Tagfalterarten im engeren Sinne. Dies sind der Große Eisvogel (Rote Liste Baden-Württemberg 1!), der Violette Feuerfalter (RL Ba-Wü 2), der Artkomplex Kleiner und Großer Sonnenröschen-Bläuling, wobei die Funddaten und das Aussehen auf den Kleinen Sonnenröschen-Bläuling (RL nicht gefährdet) hindeuten, der Hochmoor-Perlmutterfalter (RL Ba-Wü 2), das Große Wiesenvögelchen (RL Ba-Wü 1!), der Ulmen-Zipfelfalter (RL Ba-Wü Vorwarnliste) und der Weiße Waldportier (RL Ba-Wü 1!). Das Platterbsen-Widderchen (RL Ba-Wü 2) kommt im Untersuchungsgebiet ebenfalls vor. Es fehlte noch in der Liste von 2014. Bis auf den Weißen Waldportier gibt es die Arten schon immer bei uns. Sie sind aber alle sehr selten, nur lokal verbreitet und der Ulmen-Zipfelfalter und der Große Eisvogel halten sich meistens in den Baumkronen auf. Deshalb ist es immer ein besonderer Glücksmoment, so ein Tier zu sehen. Der Sonnenröschen-Bläuling ist die Ausnahme. Diese Art zeigt im Augenblick eine positive Bestandsentwicklung.

Eine sehr subjektive Reise durch das Schmetterlingsjahr November – Dezember – Januar – Februar

Im Winter treten unsere „Sommervögel“ verständlicherweise in der Regel nicht in Erscheinung. Aber es gibt sie natürlich noch bis auf wenige Arten wie den Distelfalter, der jedes Frühjahr neu aus dem Süden zuwandert. Alle anderen überwintern in den verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung. Den Winter als Ei überleben recht wenige Arten, wie zum Beispiel der Nierenfleck-Zipfelfalter. Mit

etwas Glück kann man dann an den Ästen von Schlehen die schneeweißen Eier entdecken. Als Raupe überleben die kalte Jahreszeit die meisten Arten, so der häufige Hauhechel-Bläuling, aber auch seltene Arten wie die Eisevögel. Ihre Raupen kann man finden, denn sie bauen sich aus Blättern ein etwa ein Zentimeter großes „Häuschen“, ein „Hibernaculum“ oder auch „Hibernarium“ genannt, an den Zweigen ihrer Fraßpflanze. Aber dieses zu entdecken ist die ganz hohe Schule der Schmetterlingssuche. Als Puppe überwintert der Aurorafalter und manche Arten können den Winter sogar als Falter überstehen. Dazu gehören bekannte und zum Teil noch recht häufige Arten wie der Zitronenfalter, der Kleine Fuchs oder das Tagpfauenauge, aber auch weniger bekannte Arten wie die Zackeneule. Der Hinterrand ihrer Flügel ist stark gezackt, ähnlich wie beim C-Falter. Daher rührt der Name. Die Zackeneule sucht Verstecke mit hoher Luftfeuchtigkeit auf. Das ist wichtig, denn sonst vertrocknet sie während der Winterstarre. So ein Versteck liegt zum Beispiel mitten in Villingen, wo das Ziegelbächle eine Straße unterquert und in die Brigach fließt. Hier sitzen sie an der Decke des Kanals, der ganze Körper mit Wassertropfen bedeckt, und warten auf das Frühjahr. Zugegeben, der Weg zu ihnen kostet etwas Mühe, denn es ist ziemlich eng und feucht von oben und unten, aber die Überlebensstrategien in der Natur mit eigenen Augen zu sehen, das entschädigt für die Krabbelei.

März und April

Durch die kürzer werdenden Winter kommen unsere als Falter überwinterten Arten immer früher aus ihren Verstecken und kündigen den Frühling an. Der Admiral gehört jetzt auch zu diesen Frühlingsboten, da er im Gegensatz zu früher inzwischen auch den Winter auf der Baar als Falter regelmäßig übersteht.

Auch seltenere Arten lassen sich auf Lichtungen, Waldwegen und an Waldrändern beobachten. Trauermantel-Männchen besetzen ihre Reviere. Auf Ästen, Steinen oder auf offenen Bodenstellen warten sie auf Weibchen. Hier haben sie einen guten Überblick und fliegen allem kurz hinterher, was nach einem Trauermantel-Weibchen aussieht. Meistens sind es aber andere Männchen oder andere Frühlingsfalter. Nach der Paarung legen dann die Weibchen ihre Eier auf Salweiden (*Salix caprea*) ab, zum Beispiel im Wieselsbachtal.

In den letzten Jahren konnte der Große Fuchs etwas häufiger beobachtet werden. Da er sich oft oben in den Baumkronen aufhält oder unbeweglich an einem Baumstamm sitzt, braucht man auch immer etwas Glück, ihn zu entdecken. Wenn dann noch ein Weibchen an einer Ulme Eier ablegt und sich dabei beobachten lässt, wie 2020 im Neckartal bei Dauchingen, ist das Entomologenglück perfekt.

Im Gegensatz zu Tagpfauenauge und Trauermantel (perching species, to perch, engl. = hocken) suchen Weißlingsmännchen aktiv nach Weibchen und patrouillieren Waldwege und Waldränder entlang. Deshalb nennt man sie auch „patrolling species“. Sie überwintern als Puppe, aber die ersten sind schon Ende März zu beobachten.



Kleiner Sonnenröschen-Bläuling.



Großes Wiesenvögelchen.



Ulmen-Zipfelfalter.



Zackeneule. Foto: Gabi und Hartmut Ebenhöf.

Mai

Leider immer seltener zu sehen ist der Schwalbenschwanz. Seine Raupenfraßpflanzen sind Doldenblütler. Da ist er nicht wählerisch. Eiablagen an Wilder Möhre (*Daucus carota*), Kleiner Bibernelle (*Pimpinella saxifraga*), der Wiesen-silge (*Silaum silaus*), Bärwurz (*Meum athamanticum*), ja sogar Giersch (*Aegopodium podagraria*) wurden vom Verfasser beobachtet. Auch an den Standort dieser Pflanzen stellt das Weibchen keine besonders hohen Ansprüche. Waldwege, Waldränder und offene Landschaften wie die Riedbaar kommen in Frage, auch der Hausgarten mit Kulturmöhren. Es ist ein Rätsel, warum dieser wunderschöne Falter so selten geworden ist.

Eine ganz andere Populationsentwicklung zeigt sich beim Mauerfuchs (*Lasiommata megera*). Am 26. Mai 1960 wurde er von FRANZ WEINFURTER (1966) am Gipfel des Eichbergs bei Blumberg gefunden. Vor zehn Jahren kam er hauptsächlich auf der Süd- und Ostbaar vor. Jetzt fliegt er auch in der Riedbaar und hoch im Schwarzwald auf über 800 m Höhe. Er besiedelt Waldränder, Waldwege, Heckensäume, sogar in Villingen selbst ist er zu beobachten. Vielleicht sagen ihm die trockeneren Frühjahre der letzten Jahre besonders zu.

Eine weitere Art, die in den letzten Jahren häufiger geworden ist, ist der Malven-Dickkopffalter. Allerdings muss man schnell sein, denn bei warmem Wetter sitzt das Tier nie lange still. Er profitiert von den „greening“ Flächen in der Landschaft. Die dort ausgebrachten Blümmischungen enthalten eine purpur-



Weißer Waldportier. Foto: Bernhard Scherer.



Mauerrfuchs.



Hummelschwärmer.

rot blühende Form der Wegmalve (*Malva sylvestris*), die gerne belegt wird. Gelegentlich werden Rosen- und Moschusmalven (*Malva alcea* und *Malva moschata*) bei der Straßen- und Wegrandpflege bewusst geschont. Das ist vorbildlich, denn durch diese Maßnahme erhält man die Art. Der Malven-Dickkopffalter ist auf eine hohe Zahl von Malven, weiträumig verteilt wachsend, angewiesen. Ich kenne keine Art, deren Raupen so stark von Schlupfwespen parasitiert werden wie diese. Deswegen müssen die Eier weiträumig verteilt werden, um den Parasiten möglichst immer einen Schritt voraus zu sein.

Nun sind auch Hummelschwärmer zu beobachten. Sie verhalten sich ähnlich wie Taubenschwänzchen, halten sich aber mit ihren Vorderbeinen an der Blüte fest. Das ist nicht ganz ungefährlich, denn dort lauern manchmal Krabenspinnen. Hummelschwärmer legen ihre Eier gerne auf vollsonnig stehenden Roten Heckenkirschen (*Lonicera xylosteum*) ab und sind deutlich seltener als das Taubenschwänzchen.

Juni

Im Juni und Juli lassen sich die meisten Falter beobachten, was die Artenzahl als auch die Individuenzahl betrifft. Da lassen sich in artenreichen Gebieten wie dem Eichberg bei Blumberg, an den Geisinger Hängen, im Amtenhauser Tal oder im Wieselsbachtal über 50 Arten an einem Tag beobachten. Jetzt fliegen die zwei anpassungsfähigen Arten Großes Ochsenauge und Brauner Waldvogel in größerer Zahl. Sie nutzen Waldränder, Waldlichtungen, Brachen und ein- bis zweischüriges Grünland. Ihre Raupen fressen nur nachts an verschiedenen Gräsern. Diese Strategie scheint individuenreichere Populationen bei uns zu ermöglichen.

Die meisten Arten sind keine Generalisten, sondern Spezialisten, sogenannte stenöke Arten. Diese aufzuspiüren und zu belegen ist eine besondere Freude. Bedrohte Arten sind zum Beispiel Moorbewohner wie der Hochmoor-Perlmuttfalter und das Große Wiesenvögelchen. Beide Arten konnten 2017 im Bereich Korallenhäusle im Rohrhardsberggebiet beobachtet werden. Die Raupen dieses Perlmutterfalters fressen an einer kleinen konkurrenzschwachen Pflanzenart der Moore, der Moosbeere (*Vaccinium oxycoccus*) (SETTELE et al. 2015). Alle Wiesenvögelchen-Arten ernähren sich als Raupe von Gräsern. Das Große Wiesenvögelchen frisst Sauergrasarten wie Wollgras (*Eriophorum spec.*) und Kopfried (*Schoenus spec.*) (SETTELE et al. 2015), die nur noch lokal in Mooren verbreitet sind.

Den Schmetterlingsfreunden des Schwarzwald-Baar-Kreises ist es in den letzten Jahren gelungen, den mit Abstand seltensten Tagfalter des Kreises zu beobachten und seine Entwicklung zu studieren. Dies ist der größte heimische Tagfalter, der Große Eisvogel. Er konnte im Wieselsbachtal, in einem Bregseitental, westlich von Tannheim sowie südlich des Kirnbergsees beobachtet werden. Die Art wird als low-density species bezeichnet, konkret bedeutet das für den Entomologen, dass er nur mit wenigen einzelnen Faltern im großen Schwarzwald rechnen kann. Diese flattern auch nicht gemächlich von Blüte zu Blüte, sondern sitzen in den Baumkronen oder jagen dort durch die Wipfel. Glück-



Hochmoor-Perlmuttfalter.

licherweise gönnen sie sich gelegentlich vormittags einen „Mineraliendrink“ und saugen Feuchtigkeit von Waldwegen oder Tierexkrementen. Dann heißt es, schnell zu sein – und der Autofokus der Kamera muss funktionieren.

Juli

Im Juli erfreuen weitere Arten den Beobachter. Auf mageren Wiesen, wie östlich von Aufen im Brigachtal, kann zum Beispiel der Schachbrettfalter recht zahlreich fliegen.

Auffällig sind die Widderchen, auch Blutströpfchen genannt. Den erstgenannten Namen haben sie von der Form und Haltung ihrer Fühler bekommen, die bei manchen Arten an Widderhörner erinnern sollen. Der Name Blutströpfchen ist eher nachvollziehbar, weil viele Arten rote Punkte oder Striche auf ihren schwarzen Flügeln aufweisen. Die Farben rot-schwarz dienen genauso wie gelb-schwarz als Warnfarben in der Natur. Sie signalisieren Giftigkeit. So ist es bei den Widderchen auch. Sie enthalten eine hohe Konzentration an Blausäure, was sie für Vögel ungenießbar macht. Deshalb können sie es sich auch leisten, oft recht träge auf Blüten und Stängeln zu sitzen. Man könnte sie mit der Hand fangen. Abends versammeln sich zehn oder noch mehr Falter auf Gräsern und Blüten. Diese biegen sich unter dem „Gewicht“ nach unten und die Tierchen müssen wieder auffliegen und einen stabileren Sitzplatz suchen. Sie bleiben aber als Gruppe zusammen, um so ihre rot-schwarze Warntracht noch zu verstärken.

Manche Arten, wie das Sechsfleck-Widderchen, können an ihren Flugplätzen individuenreiche Populationen aufbauen, die dann aber auch ohne erkennbaren Grund wieder zusammenbrechen können, so wie das 2020 der Fall war.

August

Arten wie das Große Ochsenauge begleiten uns immer noch durch den Sommer. Seine Flugzeit endet erst Mitte September. Doch so eine lange Zeit der Falteraktivität ist eher die große Ausnahme. Häufiger tauchen Arten des Frühjahrs nun erneut auf. Sie bilden eine weitere Generation. Dazu gehören der Kleine und der Braune Feuerfalter, das Kleine Wiesenvögelchen, Hauhechel- und Rotklee-Bläuling, Mauerfuchs, Malven-Dickkopf und einige mehr. Sonnenröschen-Bläuling und Faulbaum-Bläuling sind auch in dieser Gruppe. Sonnenröschen-Bläulinge lassen sich gut beobachten. Sie gehören zu den „dankbaren“ Arten, die regelmäßig Nektar saugen oder auch einfach nur mal da sitzen und sich betrachten lassen. Durch ihre schokoladenbraune Flügeloberseite mit orangenen Punkten sind sie gut zu erkennen. Die Beobachtung des Faulbaum-Bläulings ist deutlich schwieriger. Er sitzt selten lange und ist „unberechenbar“. Er legt seine Eier an Faulbäumen (*Frangula alnus*), also hoch in Sträuchern ab, aber auch an Blutweiderich (*Lythrum salicaria*) auf feuchten Wiesen oder an Gewässern. Man kann ihm also in unterschiedlichen Biotopen begegnen. Beide Arten sind in den letzten Jahren eher häufiger zu beobachten. 2020 war der Faulbaum-Bläuling sogar recht häufig, obwohl er bei uns immer noch deutlich seltener ist als zum Beispiel am Bodensee oder im Oberrheingraben.

September

Der Sommer geht zu Ende und damit auch die Flugzeit unserer „Sommervögel“. Zu dieser Jahreszeit fallen Wanderfalter auf, die in jährlich wechselnder Anzahl im Frühjahr zu uns fliegen, um bei uns ihre Eier abzulegen. Die sich aus diesen Eiern entwickelnden Falter sind nun zu sehen. Taubenschwänzchen, Distelfalter und Admiral frequentieren die Blüten des Sommerfliers (*Buddleja davidii*) gerne, während Postillion, Großer Heufalter und die Gammaeule Luzerneäcker besonders attraktiv finden. Sie bevorzugen offenere Landschaften. 2020 sind wenige Individuen dieser Arten zu uns gewandert. Postillion und Distelfalter gab es nur in einzelnen Exemplaren.

Nicht wählerisch, was den Lebensraum betrifft, ist der Kurzschwänzige Bläuling. Er kann im Wald wie auch im Offenland beobachtet werden, aber häufig nur einzelne Exemplare. Ruderalisierte Flächen sagen ihm besonders zu. Er ist klein, nicht häufig, eher unauffällig und legt seine Eier gerne in die jungen Blütenköpfchen von Rotklee (*Trifolium pratense*) oder an die Blüten vom Steinklee (*Melilotus spec.*).

Oktober

Spätestens Anfang Oktober beginnt der Wegzug des Admirals. Die meisten Tiere der Population ziehen nach Südwesten und überfliegen dabei jegliche



Hornklee-Glasflügler.

Hindernisse. Es ist erstaunlich, wie ein so zerbrechlich wirkender Falter es schafft, viele hundert oder sogar über tausend Kilometer zurückzulegen. Fallobst dient ihm dabei als willkommene Gelegenheit, neuen „Treibstoff“ in Form von Zucker aufzunehmen.

Die letzten Kleinen Kohlweißlinge, Kleinen Feuerfalter, Taubenschwänzchen und Mauerfuchse fliegen noch an warmen Tagen bis zum ersten Nachtfrost.

Diskussion

Insektenbestände schwanken von Jahr zu Jahr natürlicherweise stark und elf Jahre sind kein langer Beobachtungszeitraum. Trotzdem lassen sich die einzelnen Arten in Gruppen einteilen und erste Tendenzen erkennen. Nach unserer Einschätzung haben sich die Populationen von 55 der 92 im ersten Beitrag aufgelisteten tagaktiven Falter seit 2014 nicht signifikant verändert. Das kann folgende Gründe haben: 1. Die Arten sind häufig und besiedeln schnell geeignete Lebensräume neu. Dazu zählen zum Beispiel der Hauhechel-Bläuling oder der Braune Waldvogel. 2. Die Arten sind sehr selten, aber ihre Biotope sind besonders geschützt und/oder es gibt Artenschutzprogramme für sie. Das trifft zum Beispiel auf den Gelbringfalter und das Bergkronwicken-Widderchen zu.

Unter den Arten, die sich in den letzten Jahren häufiger beobachten ließen, sind auffallend viele der lichten Wälder, Waldränder und Waldwege. Es sind Mauerfuchs, Baumweißling, Faulbaum-Bläuling, Großer Fuchs, Kleiner Schil-

lerfalter, Waldbrettspiel und Silberfleck-Perlmutterfalter. Diese Arten benötigen Pflanzen, die in artenreichen, nicht zu dicht wachsenden Mischwäldern vorkommen. Salweide, Zitterpappel, Faulbaum, Zwetschge, verschiedene Grasarten und Veilchen sind bei den genannten Arten die Raupenfraßpflanzen. Sie profitieren also von lichter werdenden Wäldern. So erhöht sich die Artenvielfalt an Pflanzen und es entstehen günstige kleinklimatische Bereiche für die Eiablage. Wärmeliebende Arten wie der Kleine Schillerfalter, der Mauerfuchs und der Große Fuchs nahmen zu.

Außerdem ist die Nutzung der Wälder weniger intensiv. Es wird nicht gemäht, wenig gemulcht und wenig beweidet. Ganz entscheidend ist natürlich, dass weiterhin keine Insektizide und Herbizide im Wald versprüht werden. Das würde auch die waldlebenden Schmetterlinge töten, so aber bleiben Bereiche unberührt und die Falter können sich ungestört entwickeln.

Sehr erfreulich ist die Neubesiedelung der Weißwaldwiese im Wald zwischen Tannheim und Beckhofen durch den Kreuzenzian-Ameisenbläuling. Der Falter hat einen sehr langen Namen, aber dieser beschreibt auch sehr treffend die besonderen Ansprüche der Art an ihren Lebensraum, nämlich den Kreuzenzian als Eiablagepflanze und bestimmte Ameisenarten, in deren Nester die Raupen parasitisch leben. Die Ansiedlung dieser europaweit besonders geschützten FFH-Art erfolgte 2020.

Manche Arten zeigen starke Bestandsschwankungen. Bei Wanderfaltern wie Postillion, Kleinem Perlmutterfalter, Distelfalter und Gammaeule lässt sich dies leicht mit der Stärke der Zuwanderung im Frühjahr erklären. Aber auch standorttreue Arten zeigen dieses Auf und Ab. 2020 war zum Beispiel kein gutes Jahr für Arten wie den Kleinen Fuchs, das Tagpfauenauge oder das Landkärtchen. Vielleicht spielen hier Parasiten eine Rolle.

Für 20 der 92 Arten von 2014 lassen sich Bestandsrückgänge erkennen. Ihre Flugplätze wurden in den letzten 11 Jahren zerstört oder so stark verändert, dass die Arten dort nicht mehr nachgewiesen werden konnten. Brachen werden zu landwirtschaftlicher Nutzfläche und intensiv im Sommer mit Schafen und Ziegen beweidet. Im Schwarzwald aber auch anderswo finden Meliorationen statt, das heißt, anmoorige Standorte mit Wollgras (*Eriophorum spec.*) und Breitblättrigem Knabenkraut (*Dactylorhiza majalis*) werden zum Beispiel entwässert und als Viehweiden genutzt. Geschützte Biotop (nach § 30 Bundesnaturschutzgesetz) werden zu häufig gemäht und gedüngt. Die Raupenfraßpflanzen verschwinden; Raupen und Puppen werden ausgemäht und so verschwindet die Art. Der Lilagold-Feuerfalter ist davon besonders betroffen. Von den im Bericht 2014 genannten drei Flugplätzen existiert kein einziger mehr. Es wundert nicht, dass er als stark gefährdet gilt (Rote Liste Ba-Wü 2). Auch die Flugplätze des Sumpfhornklee-Widderchens (Rote Liste Ba-Wü 3) und des Storchschnabel-Bläulings (Rote Liste Ba-Wü 3) wurden weniger.

Durch die allgemeine Überdüngung der Landschaft haben die Magerstandorte liebenden Falter eine letzte Zuflucht auf Schotterbrachen gefunden. Doch



Pflaumen-Zipfelfalter.

diese werden überbaut, zu oft gemulcht oder wachsen zu. So haben einige Widderchen-Arten, unter anderem das Esparsetten-Widderchen (RL Ba-Wü 3), der Zwergbläuling (RL Ba-Wü Vorwarnliste) und der Geißklee-Bläuling (RL Ba-Wü V), Biotope verloren.

Ebenfalls weniger geworden sind Arten, die auf mageren Wiesen leben. Diese werden vielfach aufgrund neuer Baugebietsausweisungen überbaut. Durch eine Gesetzesänderung (Baugesetzbuch § 13b) wurden diese Ausweisungen erleichtert beziehungsweise erst ermöglicht. Deshalb haben Magerrasen-Perlmutterfalter (RL Ba-Wü V), Wegerich-Scheckenfalter (RL Ba-Wü 2), Esparsetten-Bläuling (RL Ba-Wü 3), Rotklee-Bläuling (RL Ba-Wü V), Rotbraunes Wiesenvögelchen (RL Ba-Wü 3) und Komma-Dickkopffalter (RL Ba-Wü 3) Flugplätze verloren.

Alle diese oben genannten Maßnahmen führen direkt und sofort zum Aussterben einer lokalen Population. Dieses Insektensterben läuft leider tagtäglich weitgehend unbeachtet ab.

Der Blaue Eichenzipfelfalter und der Pflaumenzipfelfalter konnten in den letzten Jahren nur noch selten oder gar nicht mehr an ihren Flugplätzen beobachtet werden. Warum? Denn die Eichen stehen glücklicherweise noch und auch die Schlehenhecken sind noch da. Welche Rolle spielen die mittlerweile fast überall nachweisbaren Insektizide?

So bleibt für die Schmetterlingskundler auf der Baar noch viel zu beobachten und zu erforschen. Hoffentlich gibt es auch in Zukunft noch Menschen, die



Großes Eichenkarmin.



Vielzahn-Johanniskrauteule.

sich von den Rätseln und der Schönheit der Natur begeistern lassen und zwar in der realen Welt, analog sozusagen. Es bleibt weiterhin wichtig, Tier- und Pflanzenarten vor Ort kennenlernen zu wollen, die Ansprüche an ihren Lebensraum zu verstehen und so, wenn ihre Ausrottung auch nicht verhindert wird, zumindest einige Gründe dafür benennen zu können, um anderen Arten das gleiche Schicksal zu ersparen.

Danksagung

Ich möchte mich bei Gabi und Hartmut Ebenhöf, Matthias Ebert und Bernhard Scherer für ihre Fotos bedanken, die die Schönheit der Tiere zeigen und Farbe in meinen Beitrag bringen. Ferner haben sie mir dankenswerterweise ihre Schmetterlingsdaten zur Verfügung gestellt. Simone Epperlein, Helmut Gehring und allen oben Genannten möchte ich für die kritische Durchsicht des Manuskripts und die Verbesserungsvorschläge Dank sagen.

Autor

THOMAS SCHALK

kann als wahrer Schmetterlingsexperte bezeichnet werden. In unserer Schriftenreihe hat er schon drei Beiträge zu diesem Thema veröffentlicht. In seinen Veröffentlichungen wird sein Herzensanliegen, die Erhaltung der biologischen Vielfalt, stets deutlich.

Thomas Schalk
Stöckerberg 4/1
78050 Villingen-Schwenningen

Literatur zum Thema

- BELLMANN, H. (2003): Der neue Kosmos Schmetterlingsführer. Stuttgart.
- BRÄU, M., R. BOLZ, H. KOLBECK, A. NÜNNER, J. VOITH & W. WOLF (2013): Tagfalter in Bayern. Stuttgart.
- EBERT, G. & E. RENNWALD (1991): Die Schmetterlinge Baden-Württembergs. Bände 1–2. Stuttgart.
- EBERT, G. (1994–2005): Die Schmetterlinge Baden-Württembergs. Bände 3–10. Stuttgart.
- HERRMANN, H. (1976): Noctuiden (Eulenfalter) der Baar. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Band 31). Donaueschingen.
- HERRMANN, H. (1982): Geometriden (Spanner) der Baar und angrenzender

Gebiete. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Band 34). Donaueschingen.

SCHALK, TH. (2014): Auf der Suche nach dem Schmetterling – tagaktive Falter im Schwarzwald-Baar-Kreis. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Band 57). Donaueschingen.

SETTELE, J., R. STEINER, R. REINHARDT, R. FELDMANN (2015): Schmetterlinge. Die Tagfalter Deutschlands. Stuttgart.

STEINER, A., U. RATZEL, M. TOP-JENSEN & M. FIBINGER (2014): Die Nachtfalter Deutschlands. Ein Feldführer – Østermarie (Bugbook Publishing).

TOLMAN, T. & R. LEWINGTON (2012): Schmetterlinge Europas und Nordwestafrikas. Stuttgart.

ULRICH, R. (2018): Tagaktive Nachfalter. Stuttgart.

WEIDEMANN, H.-J. (1986): Tagfalter. Melsungen.

WILLNER, W. (2017): Taschenlexikon der Schmetterlinge Europas. Wiebelsheim.

WEINFURTER, F. (1966): Beiträge zur Fauna der Großschmetterlinge zwischen Schwarzwald und Alb. Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile (Band 26). Donaueschingen.

Artenliste

Beobachtungszeitraum 2010–2020.

Es sind nur Arten aufgelistet, die am Tage beobachtet wurden, also keine Lichtfänge. Häufigkeitsangaben wurden nur bei überwiegend tagaktiven Arten gemacht und beziehen sich auf die Zahl der Beobachtungen. Bei fehlenden Angaben ist mir eine Einschätzung nicht möglich.

Verwendete Abkürzungen:

E: Gabi und Hartmut Ebenhöf

ME: Matthias Ebert

BS: Bernhard Scherer

PG: Peter Gapp

VL: Villingen

VS: Villingen-Schwenningen

UK: Unterkirnach

DS: Donaueschingen

Tagfalter

Violetter Feuerfalter, *Lycaena alciphron*, sehr selten, Waldrast Bregtal 24.06.18 und 22.06.20; 1 Falter Korallenhäusle 05.07.19 (E).

Ulmen-Zipfelfalter, *Satyrion w-album*, sehr selten, z.B. 3 Falter an Liguster, Amtenhäuser Tal, 21.06.14; 3 Falter Bad Dür rheim 20.07.18; 1 Falter östl. Stadtrand VL 04.08.14.

Artkomplex Kleiner/Großer Sonnenröschen-Bläuling, *Aricia agestis/artaxerxes*, selten, z.B. Eckhof 18.05.14; Eiablage Riesenburgtal 06.09.16; Buchberg Blumberg 19.08.16.

Hochmoor-Perlmuttfalter, *Boloria aquilonaris*, sehr selten, Korallenhäusle 18.06.17.

Großes Wiesenvögelchen, *Coenonympha tullia*, sehr selten, bisher nur Korallenhäusle 18.06.17 und Zollhausried 01.06.20.

Großer Eisvogel, *Limenitis populi*, sehr selten, z.B. 2 Falter zwischen Herzogenweiler und Bregtal 17.06.18, 1 Ei Wieselsbachtal 30.06.18; 1 Falter südlich Kirnbergsee 21.06.20 (E).

Weißer Waldportier, *Brintesia circe*,

sehr selten, 1 Falter an Buddleja in UK (W. u. R. Armbruster) 13.08.16; 1 Falter oberes Amtenhäuser Tal 27.07.19; 1 Falter Tannhö rnle VL 07.20 (ME); 1 Falter St. Georgen an Buddleja 01.08.20 (BS).

Blutströpfchen, Widderchen (Zygaenidae)

Platterbsen-Widderchen, *Zygaena osterodensis*, sehr selten, z.B. Steinbruch Wolterdingen 19.06.14; zw. Herzogenweiler und Bregtal 17.06.18 u. 24.06.18.

Ampfer-Grünwidderchen, *Adscita statices*, mittelhäufig, vor allem im Schwarzwald, z.B. Runstal VL 07.06.15; Bärloch Stockwald 24.06.15.

Artkomplex Flockenblumen/Skabiosen-Widderchen, sehr selten, *Adscita globulariae/notata*, Sperbelhalde Schächer 02.07.13; Eichberg Blumberg 21.07.13; Amtenhäuser Tal 22.06.14.

Wurzelbohrer (Hepialidae)

Ampfer-Wurzelbohrer, *Triodia sylvina*, westlich Döggingen 22.08.20 (fotografiert von ME).

Holzbohrer (Cossidae)

Weidenbohrer, *Cossus cossus*, 1 tote Raupe, Trossingen Bahnhof 22.09.13; 1 tote Raupe St. Georgen Radweg südlich Bahnhof 22.05.20.

Glucken, Wollraupenspinner (Lasiocampidae)

Wollaft, *Eriogaster lanestris*, Raupen Sierental 07.07.13; 10 Raupennester an Linde bei Wolterdingen 30.06.15; Raupennester bei Herdenen VL 09.06.16; Raupennester oberhalb Steinbruch Horgen 21.06.18.

Ringelspinner, *Malacosoma neustria*, 1 Raupe Feldweg Grüningen 25.05.18.

Kleespinner, *Lasiocampa trifolii*, 1 ad. Raupe zwischen Geisingen und Immendingen 06.06.14;

- 2 Raupen Amtenhauser Tal 18.05.15;
1 Raupe Hausen vor Wald 02.07.16.
- Eichenspinner**, *Lasiocampa quercus* (E),
1 Männchen UK Garten 22.7./24.7./
25.7.2020; 1 Raupe Breitbrunnen UK
25.7.16.
- Brombeerspinner**, *Macrothylacia rubi*,
z. B. 8 Raupen Eichberg Blumberg
09.09.12 und 1 Raupe dort am 23.09.13;
1 Raupe Linach Stausee 16.08.17;
1 tote Raupe zwischen Herzogenweiler
und Bregtal 18.08.18.
- Grasglucke**, *Trinkerin*, *Euthrix potatoria*,
z.B. 1 Raupe Pfohren 20.05.12;
1 Raupe Hondinger Zisiberg 02.06.13;
1 Raupe Zentralbereich VS 12.06.14;
1 Raupe Amtenhauser Tal 18.05.15;
2 Raupen Straßenbrücke
westlich Döggingen 15.05.17.
- Birkenspinner** (*Endromidae*)
- Nagelfleck**, *Agria tau*, z. B. oberhalb
Öfingen 11.05.18; Hondinger Zisiberg
11.04.20; Unterhölzer Wald 13.04.20.
- Kleines Nachtpfauenauge**, *Saturnia
pavonia*, z.B. 1 Raupe Radweg zwischen
Klengen und Grüningen 16.06.12;
1 Raupe VL Ost 14.06.12;
1 tote Raupe Grüningen Radweg
06.07.19; 1 ad. Raupe Beckhofen
Radweg 02.06.20; Raupennest an
Himbeere Eichberg 01.06.20.
- Schwärmer** (*Sphingidae*)
- Windenschwärmer**, *Agrius convolvuli*,
Kleingartenanlage am Warenbach VL
31.08.16; Königsfeld-Neuhausen
25.09.16 (fotografiert von PG).
- Totenkopfschwärmer**, *Acherontia atropos*,
Totfund Kappel 20.10.14; weiterer
Totfund in einem Bienenstock auf der
Riedbaar.
- Kiefernschwärmer**, *Sphinx pinastri*,
1 tote Raupe Dreilärchen Unterhölzer
Wald 31.08.13; 1 tote Raupe zwischen
Weilersbach und Nordstetten 06.09.13;
1 tote Raupe östlich VL 26.07.16;
1 lebende Raupe Unterbränd 18.07.15
(ME).
- Skabiosenschwärmer**, *Hemaris tityus*, sehr
selten, Eichberg 18.06.13; Flözlingen
31.05.14; Amtenhauser Tal 18.05.15;
um Geisingen Warmer Steig und Wildtal
03.06.15.
- Hummelschwärmer**, *Hemaris fuciformis*,
verbreitet, aber selten, vor allem im
Schwarzwald selten.
- Nachtkerzenschwärmer**, *Proserpinus
proserpina* (FFH-Art), 1 Raupe bei
Gaststätte Auerhahn, 2 Raupen im
Wieselsbachtal, beide an Zottigem
Weidenröschen 22.07.18.
- Labkrautschwärmer**, *Hyles gallii*, 1 Raupe
Neudingen NABU Teich 23.09.12.
- Mittlerer Weinschwärmer**, *Deilephila
elpenor*; 1 Raupe an Indischem
Springkraut, Beckhofen Brigachufer
18.10.13; 1 Falter Peterzell Untermühl-
bachhof 23.06.19; 1 Raupe
südlich Bad Dürkheim 14.08.19; 1 Raupe
zwischen Biesingen und Öfingen 16.08.19.
- Kleiner Weinschwärmer**, *Deilephila
porcellus*, Mühlhauser Halde 28.05.13
und 16.06.13; 1 Raupe unterhalb
Steinbruch Geisingen 06.08.14;
1 tote Raupe Haslach VL 16.07.17;
1 Raupe Hoptbühl VL 13.09.20.
- Achat-Eulenspinner**, *Habrosyne
pyritoides*, Totfund Rohrmoos südlich
Königsfeld 06.07.14.
- Spanner** (*Geometridae*)
- Rostgelber Magerrasen-Zwergspanner**,
Idaea serpentata, Eichberg 11.08.18;
Hüfingen Hammeltal 25.07.20.
- Grauer Zwergspanner**, *Idaea seriata*,
VL 01.06.20.
- Marmorierter Kleinspanner**, *Scopula
immorata*, verbreitet und mittelhäufig.
- Schmuck-Kleinspanner**, *Scopula ornata*,
selten, z.B. Bahnhof Döggingen 05.06.16;
Steinbruch Marbach 12.08.19;
Riesenburgtal Dauchingen 06.05.20.
- Vierpunkt-Kleinspanner**, *Scopula immutata*,
Waldrand oberhalb Tannheim 06.08.16.
- Rotbandspanner**, *Rhodostrophia vibicaria*,
Bahndamm westlich Döggingen 03.07.16.
- Ampferspanner**, *Timandra comae*, selten,
z.B. östlich VL 04.08.14; Grüninger Ried,

- 05.06.15; Villingen Vockenhausen
11.06.15; Bärloch Stockwald 24.06.15;
Wolterdingen 30.06.15.
- Winkelbinden-Wellenstriemenspanner**,
Scotopteryx moeniata, bei Zimmern
am Waldrand 08.08.16;
Amtenhauser Tal 16.08.20.
- Zweipunkt-Wellenstriemenspanner**,
Scotopteryx bipunctaria,
Geisingen Warmer Steig 06.08.14;
Mühlhauser Halde 16.08.16.
- Braunbinden-Wellenstriemenspanner**,
Scotopteryx chenopodiata,
häufig und weit verbreitet.
- Springkraut-Blattspanner**, *Xanthorhoe
biriviata*, Wieselsbachtal 11.04.14.
- Hellroter Rostfarben-Blattspanner**,
Xanthorhoe spadicearia, selten,
z. B. VL Tannhörnle 10.05.17;
Wittmannstal 16.05.17.
- Schwarzbraunbinden-Blattspanner**,
Xanthorhoe montanata, selten,
z.B. Weilersbach 05.06.14;
Grüninger Ried 05.06.15;
Villingen Vockenhausen 11.06.15;
Korallenhäusle 13.06.15.
- Fleckleib-Labkrautspanner**, *Epirrhoe
tristata*, weit verbreitet und mittelhäufig.
- Artpaar Graubinden/Weißbinden-
Labkrautspanner**, *Epirrhoe alternata
rivata*, weit verbreitet und häufig.
- Ockergelber Blattspanner**,
Camptogramma bilineata,
weit verbreitet und häufig.
- Einzahn-Winkelspanner**, *Euphyia
unangulata* (E), UK 20.06.17.
- Heidelbeer-Palpenpanner**, *Hydriomena
furcata*, Romäus-Quelle 24.07.19.
- Netzspanner**, *Eustroma reticulata* (E),
Klengen Breitbergen 27.07.11.
- Dunkelbrauner Haarbüschelspanner**,
Eulithis prunata, UK 01.07.12 (E).
- Veränderlicher Haarbüschelspanner**,
Eulithis populata, Blindenseemoor
03.08.14; zwischen Herzogenweiler
und Bregtal 24.06.18.
- Schwefelgelber Haarbüschelspanner**,
Gandaritis pyraliata, UK 18.07.14;
Hammeltal Hüfingen 18.07.14;
Buchberg Blumberg 01.07.20.
- Schwarzaugen-Bindenspanner**, *Cosmorhoe
ocellata*, Zimmern 07.08.16 (E);
Totfund Geisingen 02.09.16.
- Milchweißer Bindenspanner**, *Plemyria
rubiginata*, Bahndamm bei Unadingen
03.07.16.
- Prachtgrüner Bindenspanner**, *Colostygia
pectinataria*, Flözlingen 31.05.14.
- Wolfsmilchspanner**, *Minoa murinata*,
westlich Döggingen 19.04.20;
Nähe Militärgelände DS 19.05.20.
- Wellenspanner**, *Hydria undulata* (E),
UK Schuhmacherhäusleweg 28.6.14.
- Bergwald-Kräuterspanner**, *Mesotype
didymata* (E), 1 UK Breitbrunnen
15.08.19; 1 UK 11.08.11.
- Klappertopf-Kapselspanner**, *Perizoma
albulata*, Nähe Militärgelände DS
28.06.14 und 19.05.20.
- Bergheiden-Johanniskrautspanner**, *Aplocera
praeformata*, Schlegeltal 18.07.14.
- Schwarzspanner**, *Odezia atrata*,
mittelhäufig, vor allem auf Kalkböden.
- Magerrasen-Grünspanner**, *Thalera
fimbrialis*, Amtenhauser Tal 27.07.19.
- Grünes Blatt**, *Geometra papilionaria*,
Schwenningen 15.07.14.
- Heidelbeer-Grünspanner**, *Jodis putata* (E),
Rotmoos UK 02.06.12.
- Stachelbeerspanner**, *Abraxas grossulariata*,
Schwarzwald 910 m 23.06.18;
Falkenandresenhöhe oberhalb
St. Georgen 09.07.19 und 12.07.19
(alle Beobachtungen von BS).
- Ulmen-Harlekin**, *Abraxas sylvata*,
Buchberg Nordseite 15.06.14.
- Schwarzrand-Harlekin**, *Lomasipilis
marginata*, z.B. alte Vöhrenbacher Str.
15.06.13; ehem. Freizeitpark Salzgrube
VL 09.06.18; Waldrast Bregtal 24.06.18;
Tannheim Wolfsbach 30.05.20.
- Waldmoor-Spanner**, *Macaria brunneata* (E),
UK Wolfsgrund 3.07.19.
- Klee-Gitterspanner**, *Chiasmia clethrata*, weit
verbreitet und häufig.
- Adlerfarnspanner**, *Petrophora chlorosata*

- (E), UK 02.06.12, UK Salvest 21.05.14.
- Gelbspanner**, *Opisthograptis luteolata*, z. B. südlich Neudingen 06.05.11; Eckhof Eschachtal 27.08.12; Niedereschach 16.07.13; VL Bahnhof 12.05.18; Grüningen 25.05.18.
- Pfaffenhütchen-Harlekin**, *Ligdia adustata*, Grüninger Ried 03.06.14; Birkenried Baar 16.06.14.
- Weiden-Saumbandspanner**, *Epione repandaria*, im Spinnennetz, Wittmannstal 10.08.13.
- Pantherspanner**, *Pseudopanthera macularia*, verbreitet u. mittelhäufig.
- Schlehenspanner**, *Angerona prunaria*, Amtenhauser Tal 22.06.14; westlich Döggingen 03.07.16; Buchberg 15.06.17.
- Zackenbindiger Rindenspanner**, *Ectropis crepuscularia* (E), UK 09.04.11.
- Heideland-Tagspanner**, *Ematurga atomaria*, weit verbreitet und häufig.
- Kiefernspanner**, *Bupalus piniaria* (E), UK Nollenweg 05.07.14.
- Schattenbinden-Weißspanner**, *Lomographa temerata*, östlich Stadtrand von VL 23.05.17.
- Perlglanzspanner, Silberblatt**, *Campaea margaritata*; z.B. Totfund Buchberg Nordseite 15.06.14; Amtenhauser Tal 22.06.14; Bärloch Stockwald 27.06.14; Hoptbühl VL 19.06.17.
- Zweibindiger Nadelwald-Spanner**, *Hylaea fasciaria*, Korallenhäusle 16.07.16.
- Weißer Schwarzaderspanner** (Linienspanner), *Siona lineata*, verbreitet und mittelhäufig.
- Frühlings-Kreuzflügel**, *Alsophila aescularia* (E), UK Garten 15.03.17.
- Palpen-Zahnspinner**, *Pterostoma palpina*, 2 Raupen Wieselsbachtal 30.06.18 und 12.08.18.
- Mondfleck, Mondvogel**, *Phalera bucephala*, zum Beispiel adulte Raupe auf Weg; Wittmannstal 10.08.13; Weißwald 11.08.13; junge Raupen an Weißdorn Blumberg 28.06.15; etwa 30 Raupen an Salweide zwischen Herzogenweiler und Bregtal 29.07.18; Raupen UK 15.09.2014 (E).
- Überfamilie eulenartige Nachtfalter** (*Noctuoidea*)
- Zackeneule**, *Scoliopteryx libatrix*, 2 ad. Ziegelbächle-Unterführung in VL 28.02.15; 1 Raupe an Öhrchenweide Waldkindergarten VL Südstadt 19.07.18.
- Nessel-Schnabeleule**, *Hypena proboscidalis*, NSG Rauschachen 18.07.14; Kompostwerk VL 11.07.15 und 12.07.16.
- Heidelbeer-Schnabeleule**, *Hypena crassalis*, Schlegeltal, 07.07.15.
- Buchen-Streckfuß**, *Calliteara pudibunda*, 1 ad. Raupe Hoptbühl VL 14.09.12, 05.10.17 und 20.09.17; 1 Raupe VL 25.09.18.
- Schlehen-Bürstenspinner**, *Orgyia antiqua*, 1 Raupe auf Salweide UK 07.07.15; Hoptbühl VL 14.09.12, 05.10.17, 20.09.17; VL 25.09.18.
- Grauer Fleckleibbär**, *Diaphora mendica*, VL Südstadt Waldkindergarten 26.05.17.
- Rotrandbär**, *Diacrisia sannio*, verbreitet u. mittelhäufig, z.B. Riesenburgtal Dauchingen 06.05.20; Mittelmeß 10.05.20; Peterzell Untermühlbachhof 21.06.20.
- Rostbär, Zimtbär**, *Phragmatobia fuliginosa*, 2 Raupen Feldner Mühle VL 02.05.18; 1 tote Raupe Radweg Herdenen VL 30.07.18; südlich Bad Dürkheim 14.08.19.
- Wegerichbär**, *Parasemia plantaginis*, z.B. Nordstetten Tonisbühl 24.05.11; Gropptal 30.05.11; zwischen Freibad und Feldner Mühle VL 09.06.12; Plattenmoos Nord 13.06.14; Korallenhäusle 18.06.17.
- Brauner Bär**, *Arctia caja*, 1 Raupe Weilersbach 05.06.14; 1 Raupe Friedengrund VL 15.06.14; 2 Raupen Feldner Mühle VL 24.06.15; 1 Falter Rieshalde UK 08.08.17.
- Schönbär**, *Callimorpha dominula*, selten, z.B. Badloch südlich Königsfeld 06.07.14; Oberes Schlegeltal 07.07.15, Öfingen 03.07.15; zwischen Herzogenweiler und Bregtal 24.06.18.
- Russischer Bär**, *Euplagia quadripunctaria*, Traufweg westlich Zimmern 10.08.13; Warme Steig Geisingen 06.08.14; zwischen

- Geisingen und Immendingen 15.08.17.
- Jakobskrautbär**, *Tyria jacobaeae*,
1 Ex. in 12 Jahren, Waldrand bei
Geisingen 06.06.14, durch Ausrottung
der Raupenfraßpflanze Jakobs-greiskraut
wurde auf der Fläche auch der Falter
ausgerottet.
- Elfenbein-Flechtenbärchen**, *Cybosia
mesomella*, z. B. Steinbruch Wolterdingen
19.06.14; Groppertal 27.06.14;
Sperbelhalde Schächer 13.06.15;
Bahndamm bei Unadingen 3.07.16;
Bad Dür rheim 21.06.17.
- Vierpunkt-Flechtenbärchen**, *Lithosia
quadra*, Eschachtal 11.07.15;
Romäusquelle 24.07.19.
- Rotkragen-Flechtenbärchen**, *Atolmis
rubricollis*, z. B. Groppertal 30.05.11;
Totfund Marbach Talstraße auf Radweg
12.06.15; Buchberg 15.06.17;
Plattenmoos Nord 01.07.18.
- Nadelwald-Flechtenbärchen**, *Eilema
depressa*, Stockburg 17.07.14;
Aufen Bahndamm 24.07.14.
- Grauleib-Flechtenbärchen**, *Eilema lurideola*,
Linach-Stausee 16.08.17;
Eichberg 17.07.17.
- Gelbleib-Flechtenbärchen**, *Eilema
complana*, Nähe Militärgelände DS
24.07.14.
- Dottergelbes Flechtenbärchen**, *Eilema
sororcula*, Bad Dür rheim 17.05.17.
- Trockenrasen-Flechtenbärchen**, *Setina
irreorella*, sehr selten, westlich Döggingen
03.07.16; östlich Geisingen 16.08.20.
- Nierenfleck-Wickeneule**, *Lygephila
pastinum*, VL Südstadt Waldkindergarten
02.07.16.
- Kreuzblumen-Bunteulchen**, *Phytometra
viridaria*, Öfingen Himmelberg 11.05.18;
Hondinger Zisisberg 11.04.20.
- Rotes Ordensband**, *Catocala nupta*, zwi-
schen DS und Pföhren 17.10.15; UK Breit-
brunnen 08.09.20 (E); Oberkirnach 09.20.
- Großes Eichenkarmin**, *Catocala sponsa*,
zwischen VL und Volkertsweiler 15.07.15.
- Braune Tageule**, *Euclidia glyphica*,
verbreitet und häufig.
- Scheck-Tageule**, *Euclidia mi*, selten,
z.B. Flugplatz Mönchweiler 02.06.13;
Hüfinger Riedsee, 16.05.15;
Korallenhäusle 13.06.15;
Bärloch Stockwald 23.06.19.
- Kupfer-Goldeule**, *Chrysodeixis chalcites*,
Totfund Stöckerbergle VL 07.01.20.
- Schafgarben-Silbereule**, *Macdunnoughia
confusa*, Hüfingen Hammeltal 09.09.15;
südlich Neudingen 14.09.18; westl. Dög-
gingen 19.04.20; östl. Aufen 22.09.19.
- Messingeule**, *Diachrysis chrysitis*,
bei Neudingen 02.07.13; Bahnhof
Geisingen 02.09.16; Sierental 14.08.16.
- Gammaeule**, *Autographa gamma*,
Wanderfalter, in den meisten Jahren
verbreitet und häufig, sonst mittelhäufig.
- Heidelbeeren-Silbereule**, *Syngrapha
interrogationis*, westlich UK 07.07.15.
- Röhricht-Goldeule**, *Plusia festucae* (E),
Riedseen 29.8.13.
- Waldrasen-Grasmotteneulchen**, *Deltote
pygarga*, Volkertsweiler 17.07.16.
- Buschrasen-Grasmotteneulchen**, *Deltote
deceptorica*, z.B. östlich Mühlhausen
01.06.14; zwischen Schwenningen und
Mühlhausen 25.06.15; Marbach,
27.06.15; westlich Döggingen, 03.07.16.
- Silbergesteiftes Grasmotteneulchen**,
Deltote bankiana, Zollhausried 01.06.20.
- Goldhaar-Rindeneule**, *Acronicta
auricoma*, 4 Raupen an Schlangen-
knöterich, Brache Büffelweide
Bad Dür rheim 15.06.19.
- Hornkraut-Tageulchen**, *Panemeria
tenebrata*, selten, z.B. nördlich Vocken-
hausen 10.05.15; Haus Hohenbaden
Bad Dür rheim, 16.05.15; Peterzell
Untermühlbachhof 02.06.19;
Mittelmeß Baar 10.05.20.
- Ampfer-Rindeneule**, *Acronicta rumicis*,
1 Raupe Unterhölzer Wald 02.07.15;
1 Raupe südlich Neudingen 14.09.18;
1 Raupe an Apfelbaum Hoptbühl
Villingen 01.10.20.
- Lattich-Mönch**, *Cucullia lactucae*,
1 Raupe Königsfeld Hinterer Bühl
15.07.17 (E).
- Kamillen-Mönch**, *Cucullia chamomillae* (E),
1 Raupe östlich Aufen 18.06.20.

Königskerzen-Mönch, *Cucullia verbasci*,
1 Raupe zwischen Hörnekopf und
Wildtal 15.07.13; Raupen Bahndamm
westlich Döggingen 03.07.16.

Braunwurz-Mönch, *Cucullia scrophulariae*,
1 Raupe Triberg 07.07.16.

Pyramidenleule, *Amphipyra pyramidea*,
1 Raupe Hoptbühl VL 18.05.14;
westlich Stadtrand VL, 06.10.17.

Dreipunkt-Glanzeule, *Amphipyra
tragopoginis*, Stöckerberg VL 23.08.18.

Umbra-Sonneneule, *Pyrrhia umbra*,
Mühlhauser Halde 01.06.14.

Schild-Sonneneule, *Heliothis peltigera*,
Nordstetten 20.07.15

Vielzahn-Johanniskrauteule, *Actinotia
polyodon*, Amtenhauser Tal 26.6.16
(fotografiert von ME).

Achateule, *Phlogophora meticulosa* (E), UK
Traumhaus 02.09.20.

Große Grasbüschleule, *Apamea monogly-
pha*, Trossingen Bahnhof 08.09.14;
Totfund Hoptbühl VL 23.07.20.

Bleich-Gelbeule, *Cirrhia icteritia*, zw.
Herzogenweiler und Bregtal 26.08.17.

Variable Kätzcheneule, *Orthosia incerta*,
1 Raupe Buchberg Blumberg 01.07.20.

Gothica-Kätzcheneule, *Orthosia gothica*,
1 Raupe Sunthausen Weg
Bad Dürkheim 12.06.15.

Dreizack-Graseule, *Cerapteryx graminis*,
abgeflogen, Tannhörnle VL 30.08.14;
Schönenbach 22.08.16.

Flohkrauteule, *Melanchra persicariae*,
1 Raupe Unterhölzer Wald, 02.07.15;
Schönenbach 22.08.16.

Weißfleck-Graseule, *Mythimna conigera*,
z.B. Sierental zwischen DS und Hüfingen
18.07.14; Nähe Militärgelände
Donaueschingen 24.07.14;
ehem. FZP Salzgrube VL 30.07.17;
östlich Aufen 16.07.20.

Kapuzen-Graseule, *Mythimna ferrago*,
Nähe Militärgelände DS 24.07.14.

Hellrandige Erdeule, *Ochropleura plecta*,
Öfingen Himmelberg 16.08.19.

Ausrufungszeichen-Erdeule, *Agrostis excla-
mationis*, oberhalb Marbach 15.06.13;

Mühlhauser Halde 16.06.13; zwischen
Herzogenweiler und Bregtal 05.07.19.

Hausmutter, *Noctua pronuba*,
Stöckerberg VL 12.08.13;
Totfund Hoptbühl VL 02.09.14.

Braune Spätsommer-Bodeneule, *Xestia
xanthographa*, östlich Aufen 28.08.19.

Tagaktive Kleinschmetterlinge

Fruchtzünsler, *Oncocera semirubella*, selten,
z.B. Eichberg Blumberg 21.07.13;
Tongrube Geisingen 27.07.14;
Eschachtal 11.07.15;
Hüfingen Hammeltal 25.07.20.

Nesselzünsler, *Pleuroptya ruralis*, häufig,
Raupen und Puppen leicht zu finden, z.B.
Beckhofen 02.08.12, 1 Falter auf Flocken-
blume (E); Wittmannstal 26.07.18.

Schlehengeistchen, *Pterophorus
pentadactyla*, selten, z.B. Weißswaldwiese
05.07.13; Nordstetten 15.07.14; Riesen-
burgtal Dauchingen, 12.07.15; westlich
Döggingen, 03.07.16; NABU Streuobst-
wiese Neudingen 16.06.18.

Goldzünsler, *Pyrausta aurata*, mittel-
häufig, z.B. Beckhofen Stromtrasse; östlich
Aufen 25.05.19; Öfingen Himmelberg
16.08.19; Riesenburgtal 06.05.20.

Purpurroter Zünsler, *Pyrausta purpuralis*,
mittelhäufig, z.B. Tongrube Geisingen
27.07.14; Hondinger Zisiberg 08.09.16;
Bahndamm westl. Döggingen 15.05.17.

Olivengrauer Zünsler, *Pyrausta
despicata*, östlich Aufen 25.05.19;
oberhalb Aasen 15.07.20;
Niedereschach Hirschbühl 27.08.20.

Catoptria pinella (Zünslerart),
Amtenhauser Tal 22.06.14.

Harpella forficella (eine Faulholzmotte),
Öfingen 08.08.16.

Wiesen-Sackträger, *Epichnopteryx
plumella*, Weißwald 10.05.14.

Erlen-Glasflügler, *Synanthedon
speciformis* (E), UK Garten 23.06.20,
saugt an Waldgeißbart.

Hornklee-Glasflügler, *Bembecia
ichneumoniformis*, Hoptbühl VL
03.07.17; Schwenningen Nähe
Erdeponie 09.08.19 (E).

Die Märzschnecken (*Zebrina detrita*) auf dem Fürstenberg – Ergebnisse einer molekulargenetischen Untersuchung

von HANNAH MIRIAM JAAG und THOMAS KRING

Bei einem Spaziergang auf dem Fürstenberg haben wir im Winter Kinder beobachtet, die leere Schneckenhäuser der „kleinen Fürstenberg Spitzschnecke“ gesucht hatten. Und tatsächlich, es gibt dort sehr viele der wunderschönen marmorfarbenen Häuschen. Die Märzschnecke (*Zebrina detrita*) wird auch als Weiße Turmschnecke, Zebraschnecke oder Kaiserstuhlschnecke bezeichnet und gehört zur Familie der Vielfraßschnecken.

Sie bevorzugt trockenwarme Standorte. Insbesondere sind dies Magerrasen, Trockenrasen oder Wacholderheiden. Aber auch in Biotopen mit höher wachsender Vegetation wie Saumbiotopen oder Gebüsch ist die Art zu finden.

Die Rote Liste der Schnecken Baden-Württembergs führt die Art als gefährdet (Kategorie 3). In der Roten Liste Deutschlands wird sie sogar als stark



Die Märzschnecke (*Zebrina detrita*) wird auch als Weiße Turmschnecke bezeichnet.

Foto: Hannah Miriam Jaag und Thomas Kring.

Zebirina detrita clone ZEBRINA 16S ribosomal RNA gene, partial sequence; mitochondrial					
Sequence ID: AY485907.1 Length: 381 Number of Matches: 1					
Range 1: 5 to 381 GenBank Graphics					
Score	Expect	Identities	Gaps	Strand	
265 bits(143)	2e-66	307/385(80%)	16/385(4%)	Plus/Plus	
Query 21	TTTGTTTAACGGCCGAGTACTTTGACTGTGCTAAGGTAGCATAATCACTTGTCTTTTAA	88			
Sbjct 5	TTTATTTAACGGCCGAGTACTTTGACTGTGCTAAGGTAGCATAATCACTTGTCTTTTAA	64			
Query 81	ATGGGGACTGGAATGAAGGA-TGTTTG-ATTGAGGCTGCTTCATACTACTTATATT-	137			
Sbjct 65	TTGAGGACTAGAATGAAGGAATGTCGGGGAAGTAC-CTGTCTTTTAAACA-ATATAA	122			
Query 138	AAATTGCTAAAGGGGTGAAAAATCCCT-AATGGAACATTAGACGAGAAGACCCTTAGAA	196			
Sbjct 123	AAATTACTAAAGGGGTGAAAAATCCCTTGAATTATAAATAAGACGAGAAGACCCTTAGAA	182			
Query 197	TTATTACAAAA-ATAGTGTTAACTATGAAGTGTTTGTGGGGCAACAGGGTATTATATA	255			
Sbjct 183	TTATTAAAAAACATCCCTCTTAGAT-TAACTTTTGTGGGGCAACAGCC-ATA-ATAGA	239			
Query 256	ACATACTTATATATATATGTAAACAAG-CAGATAATTTTATGCATGAA-TAATTACCTGA	313			
Sbjct 240	ACAATGGCA-ATTTAAAT-TAAACAATCCATTTT-TA-GAACGAATTAATTACCTGA	296			
Query 314	GGGATAACAGCATAATT-TACTATAAGATTGTGACCTCGATGTTGGACTAAGGAGTTAAC	372			
Sbjct 297	GGGATAACAGCATAAATATTTTATAGATTATGACCTCGATGTTGGACTAAGGATTTAAT	356			
Query 373	TTATTAGACGTAAGTTAAGATGGTT	397			
Sbjct 357	TTATTAGAAATAAGTTAAAAAGGT	381			

Die obere Abfolge der Nukleinbasen (Query) (A - Adenin, G - Guanin, C - Cytosin und T - Thymin) ist das Ergebnis für die Fürstenberg Schnecken. Die unteren Zeilen (Sbjct) stammen aus der Datenbank. Der Vergleich ergibt, dass von den untersuchten 397 Basen nur 381 mit den Daten der Datenbank übereinstimmen.

gefährdet angesehen (Kategorie 2). Im Frühjahr 2020 sind wir also auf den Fürstenberg und haben uns daran gemacht, diese Schnecke lebend zu finden, zu fotografieren und zu bestimmen.

„Unsere“ Märzschnecken leben also auf dem Fürstenberg. Hier handelt es sich um einen steinig-schottrigen und steilen Südhang, der durch den Kalk des Weißjura gebildet wird. Der vorkommende Magerrasen mit offenen Bodenstellen beherbergt zum Beispiel den Schwalbenwurz (*Vincetoxicum hirundinaria*) und andere seltene Tier- und Pflanzenarten. In früheren Jahren wurden die dort stockenden Gehölze beseitigt. Um den Magerrasen offen zu halten, wird die Fläche schon seit mehreren Jahren beweidet.

Probennahme und Artbestimmung

Von der Schnecke haben wir mit einem Wattestab einen Abstrich genommen, um die DNA (Desoxyribonukleinsäure) zu extrahieren und zu analysieren. Vom gesamten Erbgut der Schnecken, der DNA also, wurde der Abschnitt 16S rDNA untersucht. Wie dabei genau vorgegangen wurde, führt an dieser Stelle zu weit, ist aber im Detail auf der folgenden Webpage nachzulesen:

<https://hmjaag.de/maerzenschnecke>



Auf dem Fürstenberg findet man viele Märzschnecken mit ihren marmorfarbenen Häuschen.

Foto: Hannah Miriam Jaag und Thomas Kring.

Das Ergebnis der DNA-Untersuchung, also die Abfolge der Nukleinbasen, wurde mit Daten in einer Datenbank (NCBI) abgeglichen. Das Ergebnis ist eine etwa 80 %-ige Übereinstimmung der „Fürstenberg Schnecke“ mit den vorhandenen Daten für Märzenschnellen.

Eine 80 %-ige Übereinstimmung ist relativ gering. Unsere „Fürstenberg Spitzschnecke“ scheint recht einmalig zu sein! Es ist durchaus möglich, dass es sich bei der „Fürstenberg Spitzschnecke“ um eine eigene Unterart der Märzenschnelle handelt. Dies müssen aber die Schnellen-Spezialisten klären.

Die Maßnahmen zur Offenhaltung des Südhanges des Fürstenberges sind also wichtig und tragen erfolgreich dazu bei, den Lebensraum einer stark gefährdeten Schnellenart zu erhalten.

Autoren

DR. HANNAH MIRIAM JAAG

promovierte 2001 (Dr. rer. nat.) am Max-Planck-Institut für Züchtungsforschung in Köln. Nach einem mehrjährigen Forschungsaufenthalt in Lexington, Kentucky, USA, arbeitet sie seit 2013 als freie Wissenschaftlerin in Hüfingen.

THOMAS KRING

studierte in Gießen Agrarwissenschaften (Umweltsicherung und Entwicklung ländlicher Räume) und war langjährig im Bereich der Landschafts- und Umweltplanung tätig. Seit 2013 ist er Leiter des Naturschutzgroßprojektes Baar beim Schwarzwald-Baar-Kreis.

Dr. Hannah Miriam Jaag
Thomas Kring
Hauptstraße 52
78183 Hüfingen
info@hmjaag.de

Die Tannenäckerhöhle – eine Schachthöhle mit Grundwasseranschluss bei Donaueschingen

von GERHARD BRONNER und LOTHAR DIETRICH

Lage und erste Erforschung

Im Mai 2019 brach auf einer Wiese im Gewann Tannenäcker bei Donaueschingen unter einem fahrenden Traktor ein Schacht ein. Der Leiter der benachbarten Technischen Dienste der Stadt Donaueschingen informierte sofort den Erst-Autor dieses Textes, der das Donaueschinger Umweltbüro leitet. Der Schachteinbruch mit einem Durchmesser von einem knappen Meter wurde mit einer Absperrung und Abdeckung gesichert. Am 28. Mai 2019 untersuchte der Erst-Autor den Einbruch. Mit Hilfe eines über dem Einbruchsloch aufgestellten Dreifußes wurde ein Seil befestigt und der 8 m tiefe Einbruch befahren.

Die ersten 3 m verlaufen in gewachsenem Boden mit Anteilen von Grobkies. Nach unten steht gewachsener Fels (Oberer Muschelkalk) an, teilweise lehmbedeckt. Auf den unteren 4 m weitet sich der Hohlraum. Am Grund befand sich ein See, der in Falllinie des Zugangs 30 cm tief war, dessen Boden nach den Seiten aber steil abfiel auf eine sondierte Wassertiefe von etwa 1 m.

Der Hohlraum ist an einer NW-SO-verlaufenden Kluft angelegt. In beide Klufrichtungen waren unter Wasser Fortsetzungen ertastbar – durch heruntergefallene Erde war das Wasser aber so getrübt, dass man nichts sehen konnte. Ein Fließen des Wassers war nicht erkennbar. Die Dimension eventuell unter Wasser weiterführender Gänge konnte nicht ermittelt werden.



Einstieg in die Tannenäckerhöhle am 28.05.2019 am Einfachseil.

Hinweise auf Höhlentiere gab es nicht. Wegen der Lage im Gewann Tannenäcker wurde die Höhle „Tannenäckerhöhle“ getauft. Es handelt sich um eine natürlich entstandene Höhle, die unter dem Schutz von § 30 BNatSchG steht.

Die Verwaltungsspitze der Stadt als Eigentümerin des Grundstücks sowie die Naturschutz- und Wasserbehörden im Landratsamt des Schwarzwald-Baar-Kreises wurden informiert.

Weitere Erforschung

Am 22. Juni 2019 fand eine weitere Begehung mit Lothar Dietrich und Jörn Brumme von den „Freunden der Aachhöhle e. V.“ statt. Die städtische Feuerwehr hatte Pumpen und Ausrüstung besorgt, um den Wasserspiegel soweit abzusenken, dass die Höhle erkundet werden konnte. Es zeigte sich allerdings, dass das Wasser deutlich gesunken und Tauchen nicht nötig war. Leider stellte sich auch heraus, dass die unter einer Talmulde verlaufende Höhle nicht, wie erhofft, auf größeren Strecken zugänglich war. Der sicher früher weiterführende Gang war in Richtung Nordwesten nach 3 m und in Richtung Südosten nach 10 m durch Lehm blockiert.

Die Höhle wurde vermessen und fotografisch dokumentiert. Aus den Vermessungsdaten konstruierte Hans-Ulrich Bergler den Höhlenplan mit Hilfe der Software Therion. Vermutlich entwässerte die Höhle (einschließlich der mit Lehm verstopften Teile), als das Vorfluterniveau noch niedriger lag, einen Teil des



Zweite Untersuchung am 22.06.2019 nach Abstieg an der Drahtseilleiter.



J. Brumme am 22.06.2019 bei der Vermessung mit DistoX/Topodroid. Foto: G. Bronner.



L. Dietrich am 22.06.2019 vom Süden der Höhle aus fotografiert. Foto: G. Bronner.

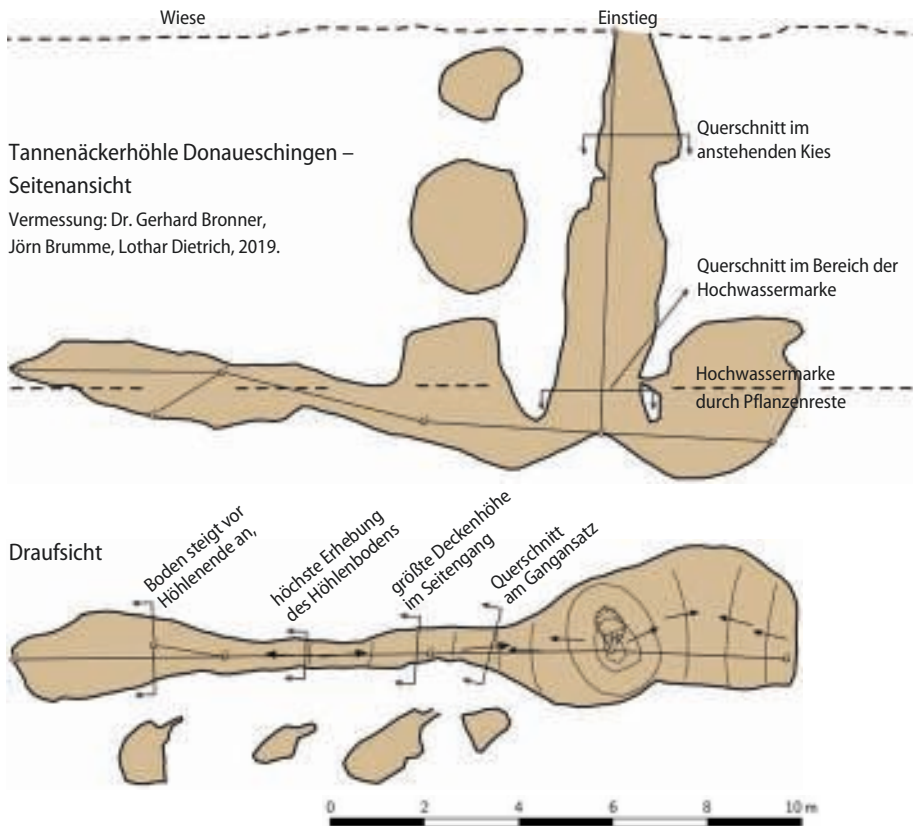
Schellenberges. Die Baarmulde wurde in der Eiszeit mehrere Meter dick mit Schottern aufgefüllt. Dadurch wurde das Vorfluterniveau angehoben und aus dieser Zeit datiert vermutlich die Lehmverfüllung des Höhlenganges. Da in diesem selbst bei höherstehendem Karstwasserstand keine Wasserbewegung festzustellen war, dürfte die Tannenäckerhöhle heute kaum noch eine Rolle bei der Entwässerung der Umgebung spielen.

Sicherung der Tannenäckerhöhle

Da der Schachteinbruch mitten in einer Wiese liegt und der obere Bereich trotz des Lockermaterials überhängt, konnte er aus Sicherheitsgründen nicht einfach belassen bleiben. Die Idee war zunächst, einen künstlichen Schacht einzubauen, der dem anstehenden Fels aufsitzt, mit einem Deckel versehen wird und so eine dauerhafte Zugänglichkeit ermöglicht. Wegen des mindestens 3 m mächtigen Lockermaterials war das aber nicht trivial. Im ersten Anlauf gelang es nicht, eine Firma zu finden, die bereit war, einen solchen Schacht einzubauen. Zu groß waren die Sicherheitsbedenken.

Später bot eine Firma an, ein ausreichend dimensioniertes Stahlrohr einzubauen und von oben an vergrabenen Stahlträgern zu verankern. So geschah es dann auch. Das Rohr ist nun durch einen Metalldeckel verschlossen, kann aber zu wissenschaftlichen Zwecken weiterhin befahren werden.

Die Tannenäckerhöhle



Die Autoren

DR. GERHARD BRONNER

ist studierter Biologe. Er arbeitet als kommunaler Umweltbeauftragter für die Gemeinden Donaueschingen, Hüfingen, Bräunlingen und Bad Dürkheim im Schwarzwald-Baar-Kreis. Ehrenamtlich ist er als Vorsitzender des Landesnaturschutzverbandes Baden-Württemberg tätig und setzt sich dort vor allem für eine stärkere Verankerung des Naturschutzes im politischen und administrativen Raum ein. Eines seiner Hobbys ist die Höhlenforschung.

Dr. Gerhard Bronner
Talstraße 27
78166 Donaueschingen
gerhard_bronner@t-online.de

LOTHAR DIETRICH

ist seit rund 22 Jahren in der Erforschung der Aachquelle und der im Einzugsgebiet der Aachquelle liegenden Dolinen und Höhlen aktiv. Er ist Vorstand des Vereins „Freunde der Aachhöhle e.V.“, dessen Ziel es ist, die Karsterscheinungen zu dokumentieren und weiter zu erforschen.

Lothar Dietrich
Roseneggstraße 7
78224 Singen
lo.dietrich@t-online.de

Der vorliegende Beitrag ist ein überarbeiteter und ergänzter Nachdruck aus: Beiträge zur Höhlen- und Karstkunde in Südwestdeutschland, Nr. 56, S. 41–44.

Artenschutz im Südwesten – das Trauerspiel um den Luchs

von WOLF HOCKENJOS

Der Artenschutz umfasst [...] die Ansiedlung von Tieren und Pflanzen verdrängter wildlebender Arten in geeigneten Biotopen innerhalb ihres natürlichen Verbreitungsgebiets (Bundesnaturschutzgesetz § 37 Abs. 3, Aufgaben des Artenschutzes).

Da saust man also mit Tempo 100 dem Schwarzwaldrand entlang über die L 181, als die Beifahrerin zwischen Tannheim und Wolterdingen aus den Augenwinkeln heraus überm rechten Fahrbahnrand urplötzlich einen – ja was denn, doch nicht etwa einen Luchs bemerkt? Kehrtwende am nächsten Ortseingang und nichts wie zurück: Den will man sich ja wohl nicht entgehen lassen, wenn es denn wirklich einer gewesen sein sollte! Wo doch der scheuen Großkatze mit den Pinselohren gefühlt seit ewigen Zeiten das besondere Augenmerk des Fahrzeuglenkers gilt, spätestens seit Gründung der *Luchs-Initiative Baden-Württemberg*. Damals, anno 1986, im Jahr des Kernkraftunfalls im ukrainischen Tschernobyl, als auch hierzulande alles verstrahlt und Wildbret für den menschlichen Verzehr nicht mehr geeignet war. Und als deshalb mit einem Mal auch die natürlichen Regulatoren von Rot-, Reh- und Gamswild (deren Fressfeinde und der Winter) wieder gefragt zu sein schienen. Als Leiter des staatlichen Forstamts Villingen-Schwenningen hatte auch ich ein Nachlassen der jägerischen Bemühungen befürchtet – und damit zunehmenden Wildverbiss im Wald. Als Naturschutzvertreter im Jagdbeirat hatte ich daher der Freiburger oberen Jagdbehörde vorgeschlagen, nach Schweizer Vorbild den Luchs wieder einzubürgern. Wovon dann sogar das Nachrichtenmagazin DER SPIEGEL¹ Wind bekommen und darüber berichtet hatte unter der Überschrift „Appetit verdorben – Seit Tschernobyl wird kaum noch Wildbret gegessen. Folge: Es wird weniger gejagt, Waldschäden durch Wildverbiss nehmen zu.“

Und nun gar tatsächlich: Da drüben, vor dem Gebüsch am Straßenrand, da hockt ja einer – ein Luchs!

Doch – ach herrje! – wie stoisch, wie täuschend echt und lebensgroß er auch auf die Verkehrsteilnehmer herunter äugt: Er entpuppt sich als plakatiertes Blickfang, als Pappkamerad, aufgestellt von der Straßenmeisterei. Wie sich bei näherer Betrachtung herausstellt, wirbt er für ein *Landeskonzept Wiedervernetzung an Straßen* des baden-württembergischen Verkehrsministeriums. „Lebensräume



Der Luchs als Pappkamerad und Werbeträger.

verbinden!“, verkündet ein Slogan, und wer Näheres in Erfahrung bringen will, dem hilft das Smartphone auf die Sprünge oder spätestens dann zuhause der PC unter www.vm.baden-wuerttemberg.de/wiedervernetzung.

Wiedervernetzung und Biotopverbund sind derzeit angesagt im grün-schwarzen Baden-Württemberg: Zumal die Bewohner des Dreiländerecks erinnern sich sogleich an das unlängst erst am Hochrhein mit großem medialem Widerhall und im Beisein des Stuttgarter Agrarministers gestartete *Internationale Wiedervernetzungsprojekt*, das den Schweizer Jura wieder enger mit dem Schwarzwald verbinden soll. Womit auch der seit Urzeiten bestehende Fernwechsel längs des Jurahöhenzugs, von den Westalpen bis nach Fran-

ken hinauf, wiederbelebt werden soll, der dem Gen-Austausch zwischen den Teilpopulationen dient und damit der langfristigen Gesunderhaltung wandernder Wildtierarten. Auf regionaler Schiene will es nicht anders das von Bund, Land und Landkreisen finanzierte *Naturschutzgroßprojekt Baar*, das der Verklammerung von Schwarzwald und Alb per „Verbundachsen“ gewidmet ist. Wo hier doch seit dem Jahr 2010 der *Generalwildwegeplan* („die waldbezogene Fachplanung des Landes für einen landesweiten Biotopverbund“) eine Schlüsselstelle sich kreuzender international bedeutsamer Wildtierkorridore verzeichnet. Das Autoland hat ein Herz für Wildtiere, so die Botschaft jetzt am Straßenrand – auch wenn der Bau von Grünbrücken und Querungshilfen nach wie vor im Argen liegt, von einer Nachrüstung der Autobahnen (etwa im Bereich des Unterhölzer Waldes über die A 81 hinweg) ganz zu schweigen. Doch deren Baulastträger ist ja auch nicht das Land, sondern der Bund!

Zur Leittierart des neuen Landeskonzepts des Verkehrsministeriums, als dessen Werbe- und Sympathieträger, ist nun also der Europäische Luchs (*Lynx lynx*) ausersehen worden. Werden doch auch hierzulande schon seit Jahrzehnten immer wieder Luchse nachgewiesen, Nachkommen der in den 1970er Jahren in den Schweizer Alpen, im Jura und in den Vogesen ausgewilderten Karpatenluchse². Im Schweizer Jura haben die sich inzwischen so gut eingelebt und vermehrt, dass Jungtiere nicht selten zur Abwanderung in neue, noch luchsleere Räume gezwungen sind. Seitdem geistern einzelne Luchse, aufgezeichnet durch ein

ausgeklügeltes Monitoringsystem, mitunter auch eingefangen und mit Sendern versehen durch Spezialisten der Freiburger Forstlichen Versuchsanstalt (FVA), kreuz und quer durch Baden-Württemberg. Leider sind es ausschließlich männliche Luchse: Bis zu fünf Luchskuder wurden schon gleichzeitig in Baden-Württemberg nachgewiesen, gegenwärtig dürften es noch deren vier sein. Einer ist sogar quer durch die Republik vom Harz zugewandert, ein weiterer wurde im April 2020 am Kaltenbronn bei Gernsbach eingefangen und besendert. Wie schon für etliche seiner Vorgänger übernahm der Landesjagdverband auch diesmal wieder die Patenschaft. Wie die Halsbandsender beweisen, legen die Luchse zumal zur winterlichen Ranzzeit erstaunlich weite, durch das zu überquerende Straßen- und Schienennetz lebensgefährliche Wegstrecken zurück auf ihrer vergeblichen Suche nach Partnerinnen. Erst kürzlich (am 2. Oktober 2020) ist wieder einer überfahren worden, diesmal auf der B 492 zwischen Schelklingen und Blaubeuren. Weibliche Luchse haben sich nämlich als sesshafter und weitaus weniger wanderfreudig erwiesen als junge männliche Tiere (Luchskuder): Noch nie hat es eine Luchsin geschafft, die Siedlungs- und Verkehrsbarrieren am Hochrhein zu überwinden. Weshalb an Nachwuchs, gar an die Gründung einer neuen baden-württembergischen Teilpopulation nicht zu denken ist – mögen die Medien noch so beharrlich die Mär von der „Wiederbesiedelung auf leisen Pfoten“ verbreiten.

Künstliche Nachhilfe in Gestalt von bestandesstützenden Maßnahmen und Wiederansiedlungen sieht das Naturschutzgesetz zwar durchaus vor als Aufgabe des Artenschutzes (siehe oben), wie denn auch das 2014 beschlossene *Jagd- und Wildtiermanagementgesetz Baden-Württemberg (JWMG)* „dazu verpflichtet, im Bestand bedrohte Wildtierarten zu schützen, ihre Population zu stärken



Der Luchs als Verkehrsoffer.

und ihre Lebensräume zu erhalten und zu verbessern sowie die biologische Vielfalt zu sichern“ (§ 2 Abs. 3, Ziele des Gesetzes). Schon die 2007 von der Bundesregierung beschlossene *Nationale Strategie zur biologischen Vielfalt* hatte Hoffnungen geweckt auf eine Wiederbesiedelung noch geeigneter Lebensräume durch die großen Beutegreifer. Doch ein Luchsbestand im walddreichen Baden-Württemberg, dem zentralen Trittstein für eine mitteleuropäische Metapopulation, blieb ein frommer Wunsch, mochten sich Luchs-Initiative und Naturschutzverbände noch so sehr dafür ins Zeug legen.

Dabei hatte das Landwirtschaftsministerium – zwecks Akzeptanzförderung – bereits im Jahr 2004 eigens eine Arbeitsgruppe *AG-Luchs* einberufen, einen Runden Tisch, mit Platz auch für Vertreter luchskritischer „Fokusgruppen“, so des Bauernverbands, der um die Nutztiere bangt, oder die Interessenvertretung der Jäger, die traditionell die Beutekonkurrenz durch den natürlichen Fressfeind von Rehen und Gämsen wittern. Im Jahr 2007 starteten die Forstliche Versuchs- und Forschungsanstalt (FVA) und die Universität Freiburg zudem ein gemeinsames *Luchsprojekt Baden-Württemberg* mit dem Ziel „einer langfristigen Erhöhung und Sicherung der funktionalen Biodiversität“, sprich: der Wiederansiedlung von Luchsen. 2010 wurde es sogar noch aufgestockt um ein sozialwissenschaftliches „Transfer- und Kommunikationsprojekt“ zur Bündelung und Professionalisierung der Akzeptanzbemühungen mit Hilfe von Aufklärungsveranstaltungen landauf landab.

Eigentlich schien es gar nicht schlecht zu laufen für den Luchs. Hatte doch schon 2009 Landwirtschaftsminister Peter Hauk (CDU) anlässlich der Einweihung eines vom Baden-Badener Gymnasium und vom NABU gestalteten *Luchs-Erlebnispfads* am Plättig (im heutigen Nationalpark) den Luchs als „Ureinwohner Baden-Württembergs, als Symboltier des Artenschutzes und als Schlüsseltier der Artenvielfalt“ gepriesen und damit Hoffnungen geschürt auf einen ultimativen Durchbruch in der so zähen Diskussion um die pinselohrige Katze. Und vor den Landtagswahlen 2011 hatten sich die Parteien auf Fragen des Landesjagdverbands zum Thema Luchs keineswegs ablehnend geäußert: CDU und SPD stellten jeweils eine Grundsatzentscheidung in der Frage der Wiedereinbürgerung in Aussicht, während die Grünen uneingeschränkt alle Maßnahmen zu unterstützen versprochen, um den Luchs wieder heimisch werden zu lassen. Nach deren überraschendem Wahlsieg und erstmals mit einem grünen Ministerpräsidenten an der Spitze, so freuten sich die Luchsfreunde, würde gewiss nichts mehr schief laufen können mit dem so gründlich vorbereiteten Wiederansiedlungsprojekt. Erst recht, nachdem es 2014 dann sogar gelungen war, das so umstrittene grüne Prestigeobjekt, den Nationalpark Nordschwarzwald, gegen alle Widerstände aus der Taufe zu heben: Nein, ein Nationalpark mit Luchs-Erlebnispfad, mit einem besenderten Luchskuder in unmittelbarer Nachbarschaft, doch ohne reelle Chance für Luchsnachwuchs – nicht auszudenken!

Umso kurioser stellt sich die Konstellation gegenwärtig dar, präsentiert in einer Reportage in der Stuttgarter Zeitung unter der Überschrift „Vorerst

werden keine Luchse ausgewildert“ vom 7. Mai 2020³: Mit einem CDU-Forstminister, der eigentlich die Auswilderung von weiblichen Luchsen befürwortet und einem für Artenschutz zuständigen grünen Umweltminister, der ebendies verhindert mit dem Argument fehlender Akzeptanz. Selbst die im Text zitierten Landesvertreter der beiden Umweltverbände NABU und BUND halten sich derzeit eher bedeckt in der Luchsfrage – so luchsfreundlich sie sich in der Vergangenheit positioniert hatten.

Inzwischen hat nämlich der andere große Beutegreifer den Bauern und Viehzüchtern das Fürchten gelehrt. Dank wolfstypischer Vermehrungs- und Wanderfreudigkeit hat sich – nach mehreren vergeblichen Anläufen – ein Zuwanderer aus der Lausitz mit dem wissenschaftlichen Namen GW852 im Nordschwarzwald eingefunden und nicht nur das eine oder andere Stück Rotwild gerissen, sondern auch etliche Schafe und Ziegen. Ein weiterer Wolf (GW1129m) scheint sich derzeit im Südschwarzwald dauerhaft aufzuhalten, wie zuvor schon ein aus der Schweiz zugewanderter Rüde, der sodann 2017 erschossen im Schluchsee aufgefunden worden ist. „Weidetiere statt Raubtiere!“, im Slogan mit einem zähnefletschenden Wolf manifestiert sich unterdessen der bäuerliche Protest, plakatiert entlang der Schwarzwälder Wanderwege und an den Höfen. Dass Isegrim da nicht als Werbeträger für das Wiedervernetzungsprogramm des Stuttgarter Verkehrsministers taugt, liegt auf der Hand; dann eben doch besser der Luchs, so wenig auch der bei Nutztierhaltern auf Gegenliebe stößt.

Für den Umgang mit dem realen Wildtier, auch für den eher seltenen Fall, dass es sich an Ziegen oder Schafen vergreifen sollte, hat die Freiburger FVA derweil ein *Fachkonzept Luchs* erarbeitet, in welchem Wege aufgezeigt werden, wie mit dem Luchs weiter zu verfahren ist: Wenn schon kein wissenschaftlich begleitetes Großprojekt möglich sein sollte wie derzeit nebenan im Pfälzerwald⁴ oder wie schon um die Jahrtausendwende im Harz (und noch früher in der Schweiz, im Elsass, in Böhmen oder Slowenien), so biete sich doch immerhin eine „kleine Lösung“ an: Die Auswilderung von wenigen weiblichen Tieren, um so endlich auch diesseits des Rheins Nachwuchs zu ermöglichen. Ausreichend geeigneter Lebensraum, so hatte die Wissenschaft ja längst errechnet, ist fraglos vorhanden: im Schwarzwald, im Donautal und auf der Alb; selbst bei der gängigen Flächengröße eines Luchshabitats von über einhundert Quadratkilometern biete das Land doch Platz für gut und gerne einhundert Luchse.

Inzwischen haben sich Bürgern und Politikern freilich ganz andere Themen aufgedrängt, ob die Corona-Pandemie oder das „Waldsterben 2.0“. Dass nach dem *Waldzustandsbericht 2019 für Baden-Württemberg* die mittlere Kronenverlichtung einen Höchststand verzeichnet seit Beginn der Aufzeichnungen (seit 1984), passt perfekt in die nach drei Trockensommern so aufgeheizte Klimadebatte. Würde dem Wald da der „Spitzenprädator“ Luchs nicht gut tun, nach Dürre-, Sturm- und Käferschäden bislang unbekannten Ausmaßes und dem Ruf nach Waldumbau? Wo der doch einen (wenn auch bescheidenen) Beitrag zur Stärkung der Selbstheilungskräfte des Ökosystems und zur Entspannung des

leidigen Wald-Wild-Konflikten leisten könnte. War während des Lockdowns nicht soeben auch wieder der Wildbretabsatz ins Stocken geraten, diesmal nicht aus Gründen der Caesiumbelastung, sondern wegen des Ausfalls der Gastronomie? Gerade die klimahärteren heimischen Waldbäume wie Eiche und Weißtanne, erst recht die Gastbaumarten erweisen sich bekanntermaßen als besonders anfällig für Wildverbiss. Als ob die Zeit demnach nicht überreif wäre für die längst versprochene Grundsatzentscheidung pro oder kontra Luchs-Wiederansiedlungsprojekt.

Im Herbst 2019 hatte Forst- und Agrarminister Peter Hauk die Verbandsvertreter der *AG Luchs und Wolf* nach Stuttgart eingeladen und Erwartungen geschürt, dass nun endlich auch in Baden-Württemberg die Ampel für den Luchs auf Grün gestellt werden sollte. Doch weit gefehlt: Die Luchsfreunde wurden ein weiteres Mal getröstet – mit dem stereotypen Hinweis auf die leider, leider noch immer unzureichende Akzeptanz bei Bauern und Jägern. Die letzteren ließen es sich nicht nehmen, in ihren Statements einmal mehr zu versichern, wie willkommen ihnen der Luchs doch sei – freilich nur, wenn er von allein kommt! Eine künstliche Nachhilfe durch Auswilderung sei Teilen der Jägerschaft nun einmal nicht zu vermitteln. Die auf den April 2020 verschobene ministerliche Entscheidungsfindung sollte der Corona-Pandemie zum Opfer fallen. Nachgeholt wurde sie schließlich am 9. Oktober – am nämlichen Tag hatten die Tageszeitungen über die erneuerte Rote Liste zu berichten, derzufolge nun auch der Luchs zu den vom Aussterben bedrohten Tierarten zählt. Doch auch diesmal diskutierte man wieder vorzugsweise über verhaltensauffällige Tiere, während die Entscheidung über eine Bestandesstützung erneut auf den Sankt-Nimmerleins-Tag verschoben wurde.



Bäuerlicher Protest.

Das alles hatte auch schon einmal ganz anders geklungen, damals vor über drei Jahrzehnten: In Beantwortung der Kleinen Anfrage des SPD-Abgeordneten Julius Redling aus Mönchweiler im Landtag von Baden-Württemberg, was es denn wohl auf sich habe mit der die Schlagzeilen und Leserbriefe in der örtlichen Presse beherrschenden Idee einer Luchswiedereinbürgerung, hatte sich der damalige Agrarminister Gerhard Weiser bemerkenswert positiv geäußert: „Unter Berücksichtigung der wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisse über die wichtigsten Voraussetzungen des Nahrungsangebots für den Luchs, seiner Habitatsstruktur und der möglichen Konflikte mit Mensch und Haustier“, so beschied er Parlament und Öffentlichkeit am 15. November 1986 (AZ 9/3640), „kann auch der Schwarzwald zu den in Betracht kommenden Lebensräumen gerechnet werden.“ Und selbst der Landesjagdverband hatte sich in jenem Jahr des Kernkraftunfalls noch ergebnisoffen gezeigt: In einer gemeinsamen *Grundsatzerklärung Naturschutz und Jagd*, unterzeichnet von Landesjägermeister Neuhaus und von Prof. Dr. Günther Reichelt, dem damaligen Vorsitzenden des Landesnaturschutzverbands, ist schwarz auf weiß nachzulesen, dass für Wiedereinbürgerungen nebst dem Weißstorch auch der Luchs in Frage komme, sofern dies im Rahmen eines wissenschaftlich begleiteten Projekts erfolge. Die hierfür vereinbarten gemeinsamen Informationsveranstaltungen an der jagdlichen Basis verliefen freilich derart chaotisch, dass der Jagdverband sich ein für alle Mal ausklinkte: Nur ein knappes Fünftel der Jagdpächter mochte sich mit der Idee einer Wiederansiedlung anfreunden.

Gut Ding braucht Weile in Baden-Württemberg, auch beim Artenschutz. Und so bleibt es einstweilen bei den kreuz und quer durchs Land irrenden Luchsjunggesellen – wie bei den Luchs-Pappkameraden des Verkehrsministers am Straßenrand.

Autor

WOLF HOCKENJOS

hier als Autor vorzustellen erübrigt sich. Er ist bekannt für seine Bücher und eine Vielzahl von Veröffentlichungen in verschiedenen Zeitschriften auch in den Schriften der Baar.

Wolf Hockenjös
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen

Anmerkungen

- 1 DER SPIEGEL vom 26.08.1986.
- 2 HOCKENJOS, W. (2015): Wald und Waldwirtschaft auf der Baar – 3000 Jahre Waldnutzung. Schriften der Baar (Band 58). Donaueschingen, S. 173–198.

- 3 Der Text von THOMAS FALTIN erschien am 08.05.2020 leicht variiert auch in der Badischen Zeitung und im Schwarzwälder Boten.
- 4 Im Rahmen des mit EU-LIFE-Mitteln geförderten Wiederansiedlungsprojekts der Pfalz werden seit 2016 im Pfälzerwald sukzessive insgesamt 20 aus der Slowakei und der Schweiz stammende Luchse ausgewildert, die auch bereits für Nachwuchs gesorgt haben. Ein aus dem Harz zugewanderter männlicher Luchs mit GPS-Senderhalsband befindet sich derzeit im badischen Odenwald.

Platzverweis

von WOLF HOCKENJOS

Was lag in diesen tristen Corona-Wochen für den Baaremer näher, als bei den herrschenden sommerlichen Temperaturen nach den Störchen Ausschau zu halten. Wo doch die Zahl erfolgreich bebrüteter Storchennester von Jahr zu Jahr weiter zunimmt – was für ein erfreuliches, was für ein tröstliches Signal in den Zeiten des weltweiten Artenschwunds wie der verordneten Isolation! Per Rad also los, so viel lassen die Pandemie-Beschränkungen ja noch zu: Erst der Stillen Musel und der vierspurigen Bundesstraße entlang, wo neuerdings hoch oben auf den Gittermasten der Überlandleitungen Storchennester mitsamt Belegschaft zu entdecken sind, sieben an der Zahl, als ob da nicht auch für Störche Lebensgefahr drohte zwischen all den Drähten und Isolatoren. Dann nichts wie ab durch die Dörfer auf dem Donauradweg nach Pfohren, wo sich sogar in der Phase schlimmster Bestandeseinbrüche noch ein Storchenvaar hatte behaupten können und wo eigens ein Storchenvorplatz deren Standortstreue gewidmet ist. Weiter die Donau abwärts nach Neudingen, wo dank ausgeprägter Storchentiebe der Dorfbewohner und eines engagierten Storchenauftragten ein besonders lebhafter Zuzug registriert werden konnte: Sieben Nester, verteilt auf Giebel, Leitungsmasten und Baumkronen, dürften es auch hier inzwischen sein, eines bilderbuchgerecht auf dem Dach des Gasthauses *Zum Storch*, ein weiteres nebenan auf der *Sonne*.

Schon voriges Frühjahr hatte der Radler hier, durch lebhaftes Geklapper aufmerksam geworden, eine besonders spektakuläre Storchensiedlung entdeckt: ein prachtvolles Nest, das sich ein junges Storchenvaar auf den Schwingen einer der Engelsfiguren des Bildhauers Adolf Heer erbaut hatte, welche die Außensäulen der Fürstlich Fürstenbergischen Gruftkirche von 1853 schmücken. Klappernde Störche, Symbole für Fruchtbarkeit, Wachstum und Kindersegen, ausgerechnet über der F.F. Grablage, einem Ort der Trauer und Vergänglichkeit – welch eine Metapher in Zeiten wie diesen!

Ob die beiden wohl auch in diesem Jahr wieder heil aus ihrem afrikanischen (oder mittlerweile spanischen?) Winterquartier zurückgefunden und ihren himmlischen Nistplatz wieder in Beschlag genommen haben? Das Parktor ist unverschlossen, das Fahrrad abgestellt und in gespannter, fast andächtiger Erwartung betritt man das geschichtsträchtige Areal, auf dem einst schon das Hauskloster *Maria Hof* der Grafen und Fürsten der Baar, noch früher ein karolingischer Königshof gestanden hatte, mit seinem prächtigen Baumbestand und seinen Gedenksteinen, teils frisch geschmückt mit Blumen und den rot-weiß-blauen Trauerschleifen der Fürstenberger. Vorsichtig durch Baumkronen spähend, nähert man sich der klassizistischen Kirche mit ihrer ausladenden Kuppel. Und richtig: Zu oberst auf dem Turmkreuz hat ein Storch seinen Aussichtsposten

bezogen. Doch wo, um Himmels willen, sind die Engel auf den Säulen mitsamt dem Storchennest abgeblieben? Wurden sie womöglich entfernt, um fortan allfällige Zweckentfremdungen zu verhindern? Wollte man auf solch rigorose Weise die Verunzierung durch ätzenden Storchenkot, gar die Beschädigung der Engel unterbinden? An Stelle der Skulpturen zieren jetzt antennenartige Metallstäbe alle vier Säulen rundum, anscheinend eigens dazu ersonnen, den Störchen das Rasten, erst recht das Nisten zu vergällen.

Die Rückfrage im Fürstenhaus bringt ernüchternde Entwarnung: Die Engelsingestalt samt Nest habe aus Sicherheitsgründen entfernt werden müssen. Das Postament sei am Zerbröseln, die Skulptur selbst auf der Rückseite gespalten gewesen. Doch drohte das nämliche Schicksal auch den anderen drei Engeln? Waren auch sie marode oder wollte man einfach vorbeugen, dass nicht auch sie Störche anlockten? Schade drum, für kunstsinnige Parkbesucher wie für die Störche!

Das Paar war unterdessen umgezogen. Es nistete jetzt, weit weniger spektakulär als auf Engels Fittichen, unmittelbar über dem Eingangsportal zur Gruft, und Frau Storch brütet bereits im neuerbauten Nest den Nachwuchs aus. Ob sich die fürstliche Liegenschaftsverwaltung auch hier nächstens mit Fragen zur Verkehrssicherungspflicht konfrontiert sehen wird? Oder ob man den Störchen unbeschoren weiterhin Gastrecht gewähren wird – auch dann noch, wenn die Storchenjüngend geschlüpft sein wird, wenn der Flugbetrieb zunehmen wird und auch der kalkweiße Storchenkot zunehmend als Ärgernis empfunden werden sollte?

Der Radler beschließt, den sich ihm aufdrängenden Fragen zur Willkommenskultur übers Jahr erneut auf den Grund zu gehen. Wenn die Störche aus



ihrem Winterquartier wieder zurückgekehrt sein werden, wird er sich, wie er hofft, erneut aufs Fahrrad schwingen und der Neudinger Gruftkirche einen Besuch abstatten – Verkehrssicherungspflicht, Coronakrise hin oder her.

Mitte August, die Jungstörche haben sich bereits auf den Wiesen der Riedbaar versammelt, um die Thermik des nächstbesten Hochdruckgebiets zum Start nach Süden zu nutzen, als die Tageszeitung unter der Überschrift „Storchennest ist plötzlich weg“ die nachstehende Notiz aus Donaueschingen-Neudingen bringt:

„Plötzlich war es weg. Und lange scheint dieser Zustand niemandem aufgefallen zu sein. Unbekannte Personen haben laut Mitteilung der Polizei im Marienpark des Klosters Neudingen ein Weißstorchennest entfernt, das sich auf der Gruftkirche der Fürsten zu Fürstenberg befand. Die Polizei ordnet den Vorfall in einem Zeitraum zwischen 12. und 26. Juli ein. Warum drei Wochen lang keine Anzeige erfolgt ist, kann sich Jörg Kluge, Polizeisprecher beim Präsidium Konstanz, auch nicht erklären. Möglicherweise hänge es damit zusammen, dass das Gelände schwer zugänglich ist. Oder man wisse nicht, dass ein Storchennest auch nach der Aufzucht der Brut nicht abgebaut werden darf. Da Weißstörche nach dem Bundesnaturschutzgesetz streng geschützt sind, ist es verboten, „ihre Brut- und Ruhestätten zu entnehmen, zu beschädigen oder zu zerstören.“

Dass sich, wie in der Meldung erbeten, „Personen, die Hinweise zur Sache geben können“, mit der Polizei in Verbindung gesetzt hätten, ist bislang nicht berichtet worden. Doch nun erst recht nimmt er sich vor, beizeiten im nächsten Frühjahr wieder nach Neudingen zu radeln, um zu erkunden, ob sich das Storchennestpaar endgültig vom Nestbau und vom Brüten hat abbringen lassen.



Anmerkung zu HELMUT VOLK:

**»Landschaft und Wald auf der Baar und im Schwarzwald
seit 5 000 Jahren« aus Schriften der Baar, Band 63**

von WOLF HOCKENJOS

„Die extreme Waldarmut“, so liest es sich in Helmut Volks Beitrag, „scheint in Landtafeln und Karten des 17. und 18. Jahrhunderts auf, wird aber von der forstlichen Überlieferung und der Naturschutzliteratur noch nicht gesehen“ (HOCKENJOS 2015, REICHELT 1970). Sollten die Verfasser von „Naturschutzliteratur“, etwa auch die in Klammern genannten Autoren, „die extreme Waldarmut der Baar“ glatt übersehen haben? Ähnlich zugespitzt hat der Autor auch bereits im Rahmen seines Baarvereinsvortrags am 25. Januar 2017 „Natur oder Kultur? Landschaftsentwicklung Schwarzwald und Baar seit 5000 Jahren“ argumentiert. Er nimmt Bezug auf meinen Beitrag in Band 58 der Schriften der Baar „Wald und Waldwirtschaft auf der Baar – 3.000 Jahre Walddnutzung“, der ebenfalls auf einem Baarvereinsvortrag (vom 3. Dezember 2014) basiert. Volks Credo: Alles am Wald der Baar und des Schwarzwalds ist anthropogen, alles Kulturleistung – nichts da von Naturwald, wie es die Naturschützer suggerieren wollen! Selbst „die forstliche Überlieferung“ liege da falsch, die Landtafeln und Karten des 17. und 18. Jahrhunderts würden falsch interpretiert oder ignoriert. Die Mitglieder des Baarvereins erinnern sich anders: Günther Reichelt hatte sich schon 1970 intensiv mit der *Landschaft der Baar im Spiegel alter Karten*¹ auseinandergesetzt und die klimatischen Sonderverhältnisse in dieser Kaltluftwanne auf sehr frühe, womöglich schon bronzezeitliche, spätestens keltische Entwaldungsprozesse zurückgeführt.

Auch in meinem Vortrag drei Jahre zuvor wie im nachfolgenden Beitrag in den Schriften hatte ich die Waldarmut der Baar und die Schwierigkeit thematisiert, in der „Hochflächenmulde“ der Baar frostempfindliche Baumarten wie Buche und Tanne bei Neuaufforstungen und nach Kahlschlägen wieder einzubringen. Wie Volk habe auch ich dabei die Pollenprofile der Baarmoore bemüht, um die Gewinner (die Fichten) aufzuzeigen, die im heutigen Wald dominieren, und Verlierer, die allenfalls in klimatisch begünstigten und transporttechnisch ungünstigen Nischen überlebt haben: Buchen und Tannen, so meine Aussage, hatten nach Rodung oder Kahlschlag keine Chancen mehr auf der Baar. Weshalb sollten sie also dort, wo sie dennoch überlebt haben (wie an den Felshängen der Wutachschlucht oder in den hintersten Bregseitentälern), nicht Reste ursprünglicher Naturwaldgesellschaft repräsentieren? „Wer im Naturschutz gebildet ist“, schreibt hingegen Volk, „meint, der Buchen-Tannenwald sei ein Rest des natür-

lichen Waldes...“. Als ob nicht – Waldarmut hin oder her – auch die forstliche Standortskunde als „Regionalwald“ im Wuchsgebiet Baar einen *montanen Buchen-Tannen-Wald mit Edellaubbäumen, örtlich mit Fichten*, unterstellen würde, hergeleitet aus der potenziellen natürlichen Vegetation.

Am deutlichsten wird Volk im Fall des Unterhölzer Waldes mit seiner Kritik: „Was die heutige Generation an diesem Wald fasziniert, sind die alten Eichen und Buchen. Streng geschützt werden sollen Reste der angeblich natürlichen, vom Menschen unbeeinflussten Naturlandschaft. Dies ist nachweislich kein Naturschutzziel mehr, das der Wirklichkeit entspricht.“ Dass hier die frostempfindlichen Buchen überlebt haben und mit ihr die Eichen sowie allerlei „Urwaldreliktarten“ unter Pilzen, Flechten und Insekten (wie beschrieben in meinem 2018 in Morys Hofbuchhandlung erschienenen Buch *Unterhölzer. Liebeserklärung an einen alten Wald*), ist nicht anders zu deuten, als dass zumindest Teile dieses Waldes vorwiegend aus jagdlichen Gründen wie zur Bau- und Brennholzversorgung überdauert haben. Im *Kapitel 3 Woher die alten Eichen stammen* wird der Bericht des F. F. Forstrats Joseph Eckart aus dem Jahr 1787 zitiert, wonach auf der ältesten Teilfläche Brennersbühl „noch keine Axt gehauen“ habe. Das Alter der ältesten Eichen schätzte man damals schon auf 500 Jahre. Und aus dem Jahr 1306 stammt die erste schriftliche Erwähnung des Unterhölzers im Zusammenhang mit einer Vereinbarung mit der Pfarrei Pfohren über die jährliche Lieferung von Eichen- und Buchenbrennholz. Was ja nicht ausschließt, dass auch damals schon Eichen gepflanzt worden sein können. Doch alles nur anthropogen? Alles gepflanzt? Alles Kultur?

Am Schluss seines Beitrags dankt mir Helmut Volk für die geduldige Diskussion seiner Ergebnisse sowie für die Exkursionen in die Landschaft der Baar. Gar viel genutzt haben sie eher wohl nicht.

Autor

WOLF HOCKENJOS
Alemannenstraße 30
78166 Donaueschingen

HOCKENJOS, W. (2018): Unterhölzer.
Liebeserklärung an einen alten Wald.
Morys Hofbuchhandlung.
Donaueschingen.

Literatur

HOCKENJOS, W. (2015): Wald und Waldwirtschaft auf der Baar – 3000 Jahre Waldnutzung. Schriften der Baar, (Band 58). Donaueschingen, S. 173–198.

REICHELT, G. (1970): Landschaft der Baar im Spiegel alter Karten. Schriften der Baar (Band 27). Donaueschingen, S. 34–80.

VOLK, H. (2020): Landschaft und Wald auf der Baar und im Schwarzwald seit 5 000 Jahren. Schriften der Baar (Band 63). Donaueschingen, S. 57–78.

Neue Untersuchungen zur Frühgeschichte der Stadt Villingen

Das Villingener Münster und die Rolle der Klöster St. Peter und St. Georgen im 12. und 13. Jahrhundert

VON ANDRE GUTMANN

Die Forschung zur Geschichte der Stadt Villingen versucht seit jeher ein kohärentes Szenario der frühen Siedlungsentwicklung zu entwerfen, ausgehend von der Ersterwähnung 817 und der Verleihung des Marktrechts durch Kaiser Otto III. an den Zähringer-Vorfahren Graf Bertold im Jahr 999, vor allem aber für die Zeit des späten 11. bis zu Beginn des 13. Jahrhunderts. In dieser Phase war der Siedlungskern vom östlichen Ufer der Brigach, dem Dorf Villingen-Altstadt, in dem sich auch die Pfarrkirche befand, um etwa 1,5 Kilometer nach Nordwesten in den Brigachbogen verlegt worden, wo sich die Stadtwerdung Villingens vollzog. Gemeinsam ist allen diesen Versuchen, dass sie sich mit einer nur spärlich vorhandenen Quellenüberlieferung konfrontiert sehen. Neben der historischen Überlieferung spielen auch archäologische und bauhistorische Befunde eine Rolle. Als bedeutendste Protagonisten kristallisieren sich neben den Herzögen von Zähringen und deren Ministerialität zwei im Umfeld von Villingen begüterte Klöster heraus, die unter der Vogtei der Zähringer standen: St. Georgen und St. Peter.¹ Zur Geschichte von St. Peter liegt seit Kurzem eine Monografie aus der Feder von JUTTA KRIMM-BEUMANN vor, in der auch die Besitzgeschichte des Klosters im Detail aufgeschlüsselt ist.² Darunter finden sich Hinweise auf zwei Quellen aus der Überlieferung des Klosters, die das bisherige Bild sowohl der Datierung als auch der herrschaftlichen Struktur der vorstädtischen Siedlung Villingen und ihrer späteren Entwicklung korrigieren können. Sie bieten darüber hinaus den Ausgangspunkt für weitere Überlegungen zur Rolle St. Peters, vor allem aber auch St. Georgens in der Geschichte der Stadt bis weit ins 13. Jahrhundert hinein, wobei das Villingener Münster und ein älterer Vorgängerbau von entscheidender Bedeutung sind. Dieser Aufgabe wollen sich die folgenden Ausführungen widmen. Bevor auf die beiden genannten Quellen und weitere ergänzende Belege im Detail eingegangen wird, bedarf es eines Überblicks über die Rolle, die die Forschung den Klöstern St. Georgen und St. Peter bislang in der Villingener Geschichte eingeräumt hat, und ebenso eines Blicks auf das Bild der frühen Entwicklung der Siedlung Villingen nach dem momentanen Forschungsstand.

St. Georgen, St. Peter und das Dorf Villingen-Altstadt um 1100

Sowohl St. Georgen als auch St. Peter sind Gründungen des späten 11. Jahrhunderts im Umfeld des Investiturstreits, der langwierigen Auseinandersetzung zwischen Papst und Kaiser um die Vorrangstellung in der Reichskirche.³ Der Zähringer Bertold II., der 1092 als Exponent der päpstlichen Partei in Schwaben zum (Gegen-)Herzog von Schwaben gewählt werden sollte, eroberte 1078/79 den Breisgau und verlagerte, von den prokaiserlichen Staufern in den familiären Besitzungen auf der Alb um Weilheim zunehmend unter Druck gesetzt, sein Herrschaftszentrum schrittweise dorthin. Dazu gehörte auch um 1091 die Verlegung einer bislang in Weilheim angesiedelten Mönchsgemeinschaft in den Schwarzwald, wo diese unter dem Namen St. Peter unter der Vogtei der Zähringer 1093 neu begründet wurde. Sowohl St. Peter als auch das etwas ältere St. Georgen standen der anti-päpstlichen Partei nahe und wurden zwischen Oberschwaben und dem Breisgau von zahlreichen Adligen und deren Ministerialität gefördert. Im Bereich der Baar machten beide Gemeinschaften damit anderen Klöstern Konkurrenz, die dort seit alters her über Besitz verfügten. Dazu gehörte St. Gallen, das bereits im späten 8. und 9. Jahrhundert über Güter oder zumindest Einkünfte unter anderem in Villingen, Schwenningen, Klengen, Kirchdorf, Nordstetten, Tannheim und Weilersbach verfügte.⁴ Im Hochmittelalter war zudem auch das Kloster Reichenau im Besitz von Gütern etwa in Donaueschingen, Bräunlingen, Löffingen und Schwenningen.⁵

St. Georgen, eine 1084 erfolgte Gründung des Reichenauer Klostervogts Hezilo und eines Verwandten namens Hesso, erwarb infolge mehrerer Schenkungen in den Jahren 1094 und 1095, verzeichnet in den zeitnah verfassten Gründungsnotizen des Klosters, auch Grundbesitz auf der Westbaar, darunter in Schwenningen, Klengen und Weilersbach.⁶ In Villingen stiftete im Frühjahr 1094 ein gewisser *Anno de Filingen*, ein freier Mann ohne Bindung an einen Großen, mit dem erstmals eine zeitgenössisch nach dem Ort benannte Person in den Quellen auftritt, ein Grundstück und 5 Jauchert Acker an das Kloster.⁷ Fast 40 Jahre später, zwischen 1132 und 1139, ist eine zweite Welle von Schenkungen an St. Georgen zu beobachten, wieder mehrfach von Seiten zähringischer Gefolgsleute, die Güter im näheren Umfeld von Villingen betrafen, in Klengen, Weilersbach, Schwenningen, Beckhofen, Überauchen, Vockenhausen, Nordstetten und Erdmannsweiler.⁸

Die erste Welle an Schenkungen fällt in die Amtszeit Bertolds II. von Zähringen als Graf auf der Baar sowie den Anfängen seiner Herrschaft als (Gegen-)Herzog von Schwaben. Zu den Anhängern des Königtums gehörte das Kloster St. Gallen, dessen Güter Bertold unter anderem im Breisgau, aber wohl auch auf der Baar bereits seit 1079 und noch 1092 besetzte. Bei der Sicherung derart entfremdeter St. Galler Güter scheint St. Georgen eine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Vermutlich überließ Bertold II. die Güter zunächst seinen Ministerialen, die diese um 1094/95, aber auch noch bis in die 1130er Jahre hinein, ganz oder in Teilen als Schenkungen an das Kloster weiterreichten. Als der St. Georgener

Vogt Hermann 1094 ermordet wurde und es zu bauerlichen Aufständen gegen das Kloster kam, verhinderte Bertold II. eine Eskalation und übernahm wohl bald danach auch die Klostervogtei, in der er allerdings erst 1114 explizit belegt ist.⁹ Als Vogt übte Bertold II. die militärische Schutzhoheit sowie Gerichtsrechte über die Güter und Leute des Klosters aus, womit die Besitzungen, die er selbst St. Gallen und wohl auch der Reichenau entfremdet hatte und die über seine Gefolgschaft an St. Georgen gelangt waren, nun unter zähringischer Kontrolle standen.

Eine ganz ähnliche Entwicklung ist auch für das zähringische Hauskloster St. Peter zu beobachten, als dessen Vögte die Zähringer von Beginn an fungierten. Das Güterverzeichnis im Rotulus Sanpetrinus vermerkt zahlreiche Schenkungen von Personen aus Villingen und Umgebung, die sich meistens zwischen dem Jahr 1093 und der Amtszeit des Abtes Eppo von 1108 bis 1132 datieren lassen.¹⁰ Bei den Schenkern handelte es sich teilweise um Ministeriale der Zähringer, vornehmlich aber vor Ort begüterte Freie (*liberi homines*),¹¹ die sich auf diese Weise an die Herzöge von Zähringen banden, weil sie von ihnen Schutz für sich und ihre Güter erwarteten. Wie die Herzöge selbst als Förderer ihres Hausklosters auftraten, hatten sie auch diese Gruppe aus ihrer Gefolgschaft zu Schenkungen aus dem eigenen Besitz aufgefordert. Dies deutet auf eine bewusste Intensivierung und Verdichtung der zähringischen Herrschaft vor Ort in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts hin. MATHIAS KÄLBLE hat angemerkt, dass mehrere der Schenker nicht nur einzelne Güter, sondern ihren gesamten Besitz in Villingen an das Kloster übergaben, auf den die Zähringer als Vögte von St. Peter anschließend unmittelbar zugreifen konnten.¹² Dieses Vorgehen dürfte in einem partnerschaftlichen Einverständnis von Schenkern, Kloster und den zähringischen Vögten geschehen sein. Die relativ große Zahl an Gütern in und um Villingen vermittelt den Eindruck einer Sanpetriner Grundherrschaft von beträchtlichem Umfang und einer größeren Anzahl von abhängigen Bauern.

Die Lage dieser Güter lässt sich in den meisten Fällen nicht oder nur recht grob bestimmen, zumal wir nicht genau wissen, wie weit die Villingener Gemarkung im 11./12. Jahrhundert über das Dorf Villingen-Altstadt hinausreichte. Wie die folgenden Ausführungen zeigen, umfasst die Gemarkung wohl auch bereits das spätere Stadtgebiet im Brigachbogen. Das Dorf Villingen-Altstadt, gelegen auf einem Areal zwischen etwa dem heutigen Friedhof und dem südlichen Hoptbühl, tritt in den Schriftquellen erst ab Ende des 13. Jahrhunderts unter der Bezeichnung *vetus villa* oder *alte stat* in Erscheinung.¹³ Seine Einordnung als ursprünglicher Siedlungskern Villingens beruht allein auf der heutigen Friedhofskirche, dem ältesten Sakralbau Villingens, von dessen mittelalterlichen Baustrukturen jedoch nur der Turm erhalten ist, der wegen des Mauerwerks, der einfachen Gestaltung der Lisenen und Blendbogen sowie der Form der Schallarkaden in die Jahre um 1100 datiert wird.¹⁴ In den Schriftquellen taucht die Kirche erst im Jahr 1298 in einem Ablassbrief aus Rom auf, in dem sie als außerhalb der Stadtmauern (*extra muros*) gelegene Villingener Mutterpfarre mit einem Marienpatrozinium genannt wird, während das innerhalb der Stadtmauern (*infra muros*)

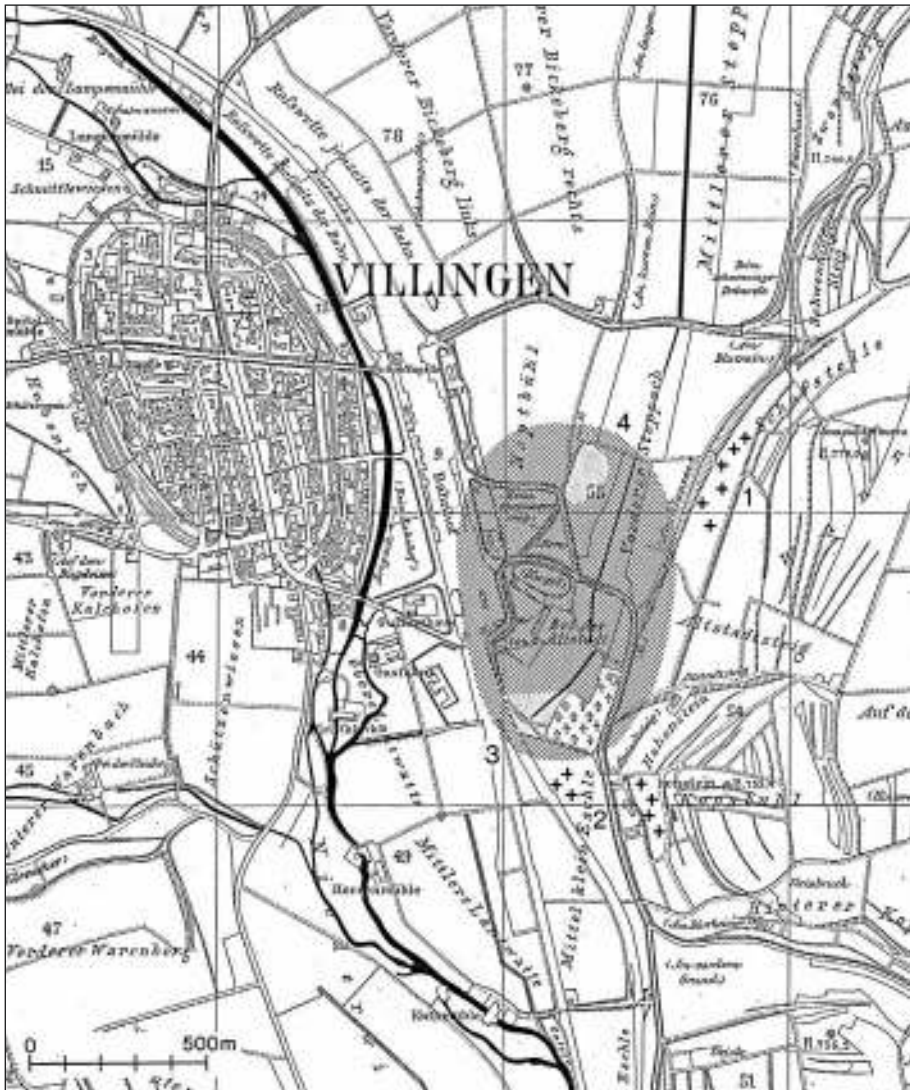


Abb. 1: Die Stadt Villingen und das Areal des ehemaligen Dorfes Villingen-Altstadt. Ergänzung eines Gemarkungsplans von 1895. Aus: JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 33, Abb. 10.

gelegene Münster St. Johann als deren Filiale und Kapelle angezeigt wird.¹⁵ Nur aus dieser kirchenrechtlichen Abhängigkeit, die bis ins 16. Jahrhundert besteht, lässt sich Villingen-Altstadt als Ursprungssiedlung identifizieren. Auf diese Siedlung dürfte sich das Marktrechtsprivileg von 999 für Graf Bertold bezogen haben, dessen Nachkommen, die Herzöge von Zähringen, sehr wahrscheinlich auch das Patronatsrecht über die dortige Pfarrkirche, vermutlich eine ehemalige Eigenkirche der Familie, innehatten.¹⁶

Die Anfänge der Siedlung im Brigachbogen – zwei Motten, Hof und Kirche des Klosters St. Peter

Eine Annäherung an die Entwicklung der Siedlung im Brigachbogen konnte bislang allein auf archäologischer Grundlage vollzogen werden. BERTRAM JENISCH hat dazu 1999 die maßgebliche Untersuchung vorgelegt.¹⁷ Er hat auf eine Kartierung der Höhenschichten im Stadtbezirk verwiesen, die zeigt, dass dieser relativ gleichmäßig modelliert ist und sich allein im Nordwesten um das Münster leicht von seiner Umgebung abhebt. Am Rand dieses Bereichs finden sich zwei künstlich aufgeschüttete Areale, der Keferberg nördlich des heutigen Riettors und eine Erhebung westlich des Oberen Tores, die JENISCH als sogenannte Motten, frühe Turmhügelburgen, interpretiert, jedoch unter der Einschränkung, dass keine archäologischen Befunde vorliegen, die deren tatsächliches Alter oder Funktion bestimmen könnten. Sie sollen mit einem dortigen Hof den Kern eines zähringischen Burgweilers des 11. Jahrhunderts gebildet haben, der zu Beginn des 12. Jahrhunderts eine erste Kirche erhielt und ab Mitte des 12. Jahrhunderts zur Stadt ausgebaut wurde.¹⁸ Dieses Szenario steht allerdings unter dem gewichtigen Vorbehalt, dass aus dem gesamten Stadtareal im Brigachbogen archäologische Befunde erst für die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts vorliegen, weshalb für die Zeit davor vieles hypothetisch bleiben muss.¹⁹ Zudem steht es in der herrschaftlichen Zuordnung der Siedlung ganz in der Tradition der älteren Villingener Forschung zur Stadtgeschichte, die sich allein auf die Zähringer als treibende Kraft der Siedlungsentwicklung konzentrierte.²⁰ Wie oben bereits angedeutet, gilt

es dabei aber auch, die Grundherrschaft des Klosters St. Peter in den Blick zu nehmen, die, wie sich ausgehend von den zwei eingangs angekündigten Belegen aus der klösterlichen Überlieferung zeigen lässt, eine noch viel gewichtigere Rolle spielte.²¹



Abb. 2: Vorstädtische Siedlungsspur in Villingen um das Münsterviertel, mit Position der beiden Motten und der älteren Bebauung am Standort des späteren Münsters; Rekonstruktion der ungefähren Position zweier Mühlen und des ungefähren Verlaufs der Mühlenkanäle.

Aus: JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 191, Abb. 144.

Bei besagten Belegen handelt es sich einmal um einen Eintrag im Nekrolog des Klosters, das nur in einer Abschrift des Abtes Peter Gremmelsbach von 1497 überliefert ist, inhaltlich jedoch bis in die ersten Jahrzehnte der Existenz der Gemeinschaft zurückreicht: *Ob[iit] Eberhardus p[re]s[b]ite[r] de Betburg, qui inter alia beneficia apud Vilingen curtem nobis cum capella edificavit et predium apud Aseheim cum 16 marcis comparavit.*²² (Gestorben ist der Priester Eberhard von Betberg, der unter anderen Wohltaten uns den Hof bei Villingen mit einer Kapelle ausgebaut und mit 16 Mark ein Gut in Aasen erworben hat.) Die Übersetzung von *aedificare* im Sinne von „ausbauen“ unterscheidet sich von derjenigen KRIMM-BEUMANNs, die das allgemeinere „bauen, errichten“ wählt.²³ In letzterem Fall hätte Eberhard dem Kloster einen neuen Hof samt einer Kapelle errichtet, während die hier gewählte Interpretation Eberhard als Bauherrn einer Kapelle auf einem bereits bestehenden Hof des Klosters anzeigt.²⁴

Mit dem Nekrologeintrag hängt eine Jahrzeitstiftung Eberhards zusammen, die in einem Ende des 12. Jahrhunderts verfassten Fragment eines Sanpetriner Traditionsbuchs überliefert ist und dort auf das Jahr 1143 datiert wird.²⁵ Der Beschreibung dieser Stiftung, die das im Nekrolog genannte Gut in Aasen zum Gegenstand hat, ist ein Prolog vorgesetzt, in dem der Schreiber mitteilt, dass durch Eberhards „gute Tat und Unterstützung“ (*beneficio et amminiculo*) oder vielmehr der seines Sohnes (*hoc est eiusdem filius*) die Mönche „ein Gut besaßen, das wir in der *villa*, die Villingen genannt wird, zu besitzen schienen“ (*possedimus tale praedium, quale visi sumus habere in villa, quae Vilingen dicitur*),²⁶ welches aus einem Kirchenbau (*structura scilicet ecclesiae*) und anderen Gebäuden bestanden habe. Der Aufbau der Beschreibung lässt annehmen, dass der Erwerb dieses Gutes vor der Jahrzeitstiftung abgeschlossen war. Da sich sowohl der Nekrologeintrag als auch die Jahrzeitstiftung auf das Gut in Aasen beziehen, wird zudem deutlich, dass der im Nekrolog erwähnte Hof mit dem hier genannten Gut und damit auch dessen Kirchenbau mit der im Nekrolog genannten *capella* identisch ist.

Der Stifter Eberhard von Betberg ist in den Jahren 1130 und 1145 in prominenter Stellung bei der Schlichtung zweier größerer Streitfälle im Breisgau belegt. Seine Zubenennung bezieht sich auf Betberg bei Buggingen im Breisgau, wo auch die Zähringer Besitz hatten, der bald nach 1093 an St. Peter gelangte. Eberhard, der selbst wohl kein Sanpetriner Mönch war, könnte demnach dem Umfeld der Zähringer entstammen,²⁷ möglicherweise deren Ministerialität. Er ist vermutlich auch identisch mit einem Priester Eberhard von Villingen, den das Kloster in der Amtszeit des Abtes Eppo zwischen 1108 und 1132 mit dem Kauf von Eigengütern beauftragt hatte.²⁸ Die auf das Jahr 1143 datierte Jahrzeitstiftung und der Letztbeleg Eberhards von 1145 lassen vermuten, dass er wohl bald darauf verstorben sein dürfte. Der Nekrologeintrag wird demnach spätestens um 1150 verfasst worden sein.

Bereits JUTTA KRIMM-BEUMANN hat sich die Frage gestellt, um welche Kirche es bei der von Eberhard errichteten *capella* bzw. *structura scilicet ecclesiae*

geht. Letztere Angabe darf wohl als Hinweis verstanden werden, dass es sich um ein größeres Kirchengebäude handelte.²⁹ Auszuschließen ist eine Identität mit der in Villingen-Altstadt gelegenen Pfarrkirche, deren Turm bereits um 1100 neu errichtet worden war und deren Patronat wohl den Zähringern gehörte. Ebenso wenig kommt eine am Rand der Altstadt-Siedlung gelegene Nikolauskapelle in Frage, die erstmals 1240 im Zusammenhang mit einer dort angesiedelten Schwesterngemeinschaft erwähnt wird.³⁰ Viel eher dürfte Eberhards Kirche deshalb im Areal der späteren Stadt im Brigachbogen zu suchen sein. Damit fällt der Blick auf das Villingener Münster bzw. dessen Standort.

Die heute noch existierenden Gebäudeteile des Münsters sind Resultat einer Bautätigkeit vornehmlich des 13. und 14. Jahrhunderts. Die Datierung der ältesten Teile lässt sich allein auf Basis einer stilistischen Beurteilung bewerkstelligen, hier insbesondere der Westfassade mit dem rundbogigen, dreifach gestuften Portal mit freistehenden Säulen in den Rücksprüngen des Gewändes, versehen mit einem sehr einfachen Bildschmuck auf kelchförmigen Kapitellen und Graten auf den umlaufenden Archivolten. Demnach dürfte dieses Portal und die anderen ältesten Teile der Westfassade frühestens in den 1220er Jahren entstanden sein. Das auf der Südseite erhaltene Doppelportal ist dagegen eher in die Zeit um 1250 zu datieren, was darauf hindeutet, dass die Errichtung des gesamten Baus einige Jahrzehnte in Anspruch genommen hat.³¹

Wie sich im Rahmen der in den Jahren 1977 bis 1979 von THOMAS KEILHACK durchgeführten Ausgrabungen³² nachweisen ließ, steht das Münster des 13. Jahrhunderts auf den Überresten eines Vorgängerbaus, der gegenüber seinem Nachfolger nur unwesentlich kürzer und etwas schmaler war. Wie BERTRAM JENISCH auf Basis der Grabungsdokumentation KEILHACKS feststellte, befanden sich unter dem ersten Kirchenbau bereits ältere Siedlungsstrukturen, darunter ein Grubenhaus und ein Fachwerkbau. Später wurden beide Häuser abgeräumt und das Gelände eingeebnet, auf dem anschließend der Vorgängerbau des heutigen Münsters errichtet wurde.³³ Dieses Vorgehen zeigt, dass entgegen der älteren Forschung bei der Anlage der Siedlung an dieser Stelle keine Aussparung für einen Kirchenbau freigelassen worden war.³⁴ Wegen des Fehlens datierbarer Funde in den Grabungsschichten ist nur eine relativ-chronologische Datierung der Abfolge der Baumaßnahmen möglich.³⁵

THOMAS KEILHACK nimmt eine Errichtung des Vorgängerbaus um die Mitte des 12. Jahrhunderts an, mit Hinweis auf „das Datum 1119 als überliefertes Gründungsjahr der Stadt Villingen“.³⁶ Dieses Datum stammt aus dem einleitenden Satz in einem mit weiteren Informationen zur älteren Geschichte der Stadt Villingen gefüllten Vorspann, den im späten 16. Jahrhundert ein unbekannter Autor der zeitgenössischen Chronik des 1534 gestorbenen Villingener Ratsherrn Heinrich Hug vorangestellt hatte: *Anno 1119 ist die statt von den hertzogen von Zäringen erbauwen worden.*³⁷ Die Angabe entfaltete eine ungeheure Wirkmacht innerhalb der Villingener Stadtgeschichtsschreibung bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, obwohl die Vorlage zu dieser Information unbekannt ist und der

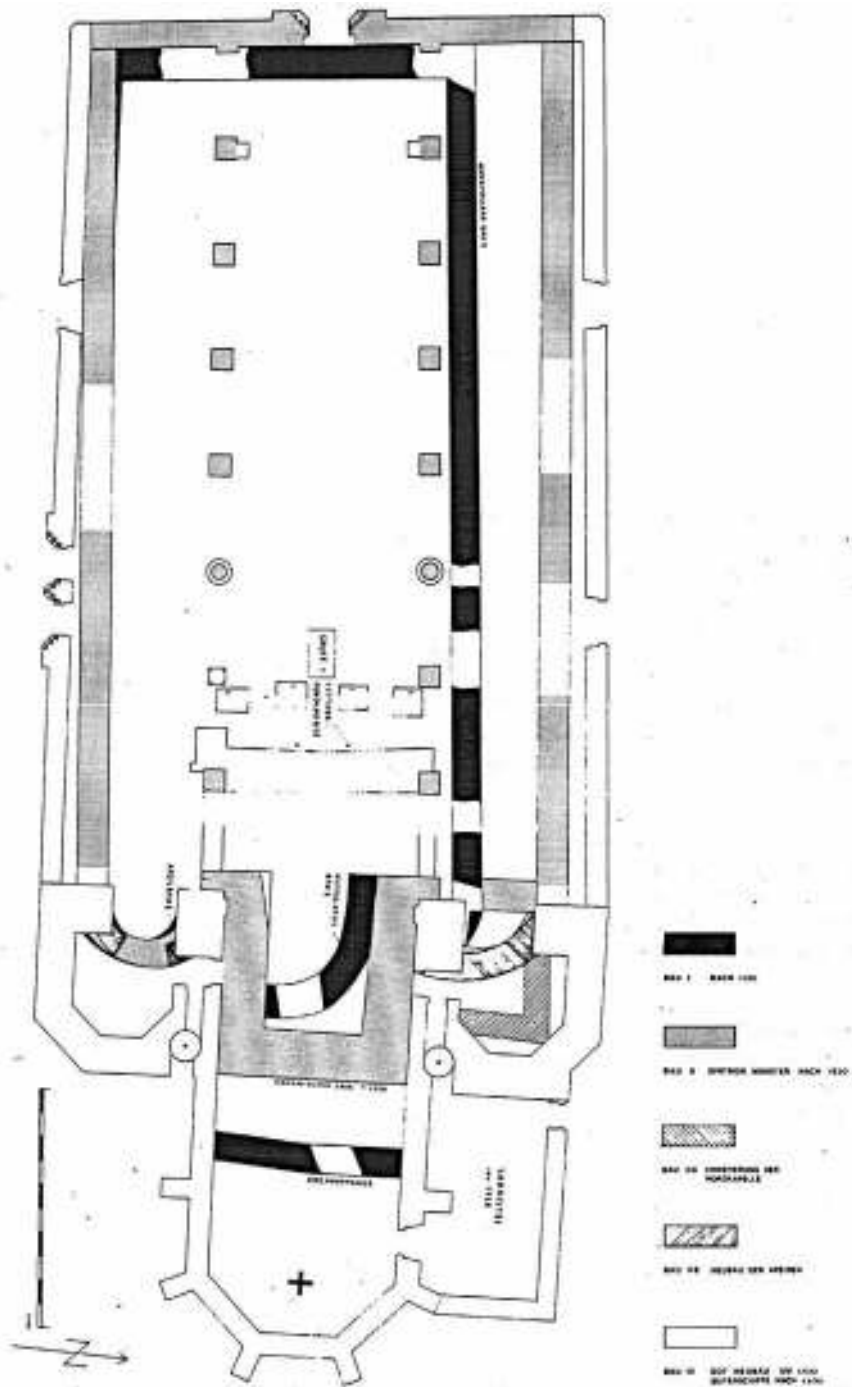


Abb. 3: Bauphasen des Villingener Münsters (nach KEILHACK). Aus: JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 95, Abb. 53.



Abb. 4: Villingener Münster, Westfassade mit Eingangsportal (1220er Jahre). Foto: Andre Gutmann.

Vorspann so viele Fehler und Widersprüche enthält, dass an der Zuverlässigkeit sämtlicher darin enthaltener Angaben erhebliche Zweifel anzumelden sind.³⁸ Insofern taugt das Datum 1119 nicht als historischer Datierungsanker für archäologische Befunde.

BERENT SCHWINEKÖPER hat vorgeschlagen, die Errichtung des Kirchenbaus erst mit dem voranschreitenden Prozess der Stadtwerdung Villingens unter der Herrschaft der Herzöge Bertold IV. (1152–1186) und vor allem Bertold V. (1186–1218) anzunehmen, zumal am östlichen Ufer der Brigach eine Pfarrkirche existiert habe, die eine weitere Kirche in unmittelbarer Nachbarschaft nicht nötig gemacht habe, oder aber erst mit einem starken Anwachsen einer städtischen Bevölkerung gegen Ende des 12. Jahrhunderts.³⁹

BERTRAM JENISCH vermutet, die Kirche könnte bereits im Jahr 1090 errichtet worden sein, als sich Herzog Bertold II. mit größerem Gefolge *in villa Philingen* aufhielt. Den „imposanten“ Bau interpretiert er als Eigenkirche und Zubehör eines zähringischen Eigenhofs im Brigachbogen, die dem „herzoglichen Repräsentationsbedürfnis“ Rechnung getragen habe. Allerdings muss auch

JENISCH zugeben, dass für eine derart frühe Datierung letztlich keine Belege existieren und eine Zeitspanne vom späten 11. bis zum späten 12. Jahrhundert möglich erscheint.⁴⁰

Hier vermögen nun die beiden Belege zur Bau- und Stiftungstätigkeit des Priesters Eberhard von Betberg ein neues Bild und zudem eine konkretere Datierung zu liefern. Denn mit JUTTA KRIMM-BEUMANN lässt sich in Bezug auf die Errichtung der *capella* bzw. einer wohl baulich größeren *structura scilicet ecclesiae* auf dem Sanpetriner Hof in Villingen eigentlich nur die Schlussfolgerung ziehen, dass es sich hier um eben diesen Vorgängerbau des Münsters handelte. Eberhard von Betberg oder dessen hier nicht namhaft gemachter Sohn, vielleicht aus einer Ehe Eberhards vor der Priesterweihe oder aus einem Konkubinat, sind demnach wohl als der oder die Bauherren dieser ersten Kirche im späteren Stadtareal von Villingen anzusprechen, in der Eberhard vermutlich auch als Seelsorger fungierte, weshalb er im Rotulus Sanpetrinus nach Villingen zubenannt wurde.⁴¹

Diese Identifizierung korrigiert einen Kernpunkt der bisherigen Diskussion um die Rolle der Kirche im Prozess der Siedlungsentwicklung auf dem Areal im Brigachbogen. Denn es handelte sich hier eben nicht um eine Eigenkirche im Besitz der Zähringer, wie wir das von der Pfarrkirche im alten Siedlungskern annehmen dürfen, sondern um ein Gotteshaus des Klosters St. Peter für dessen lokale Grundherrschaft! Damit erledigt sich auch die als erklärungsbedürftig empfundene Situation eines gleichzeitigen Nebeneinanders zweier Kirchenbauten unter zähringischem Patronat oder Bauherrschaft auf dem alten und dem neuen Siedlungsareal.⁴²

Zusätzlich bietet Eberhards Jahrzeitstiftung einen Datierungsanker, der eine Errichtung dieser Kirche vor das Jahr 1143 setzt. Ihre beachtliche Größe dürfte den Umfang der Güter widerspiegeln, die St. Peter in Villingen durch Schenkungen erworben hatte, und auch die Zahl der darauf lebenden Personen, die ein solch großes Gotteshaus überhaupt notwendig machte. Wie aus dem Nekrologeintrag zu erfahren, wurde der Bau auf dem Areal des Sanpetriner Hofes in Villingen errichtet, und die Übersetzung des Eintrags verweist darauf, dass es sich tatsächlich nur um einen einzigen Hof vor Ort handelte.⁴³ Aus dem Rotulus Sanpetrinus ist auch zu erfahren, dass Abt Eppo (1108–1132) den Hof von Herzog Konrad von Zähringen (1122–1152) im Rahmen eines für das Kloster wohl sehr vorteilhaften Tausches gegen einen einzelnen Acker in Bützentäl erworben hat.⁴⁴ Entsprechend der sich überlappenden Regierungszeiten von Abt und Herzog muss dieser Tausch zwischen 1122 und 1132 stattgefunden haben. Der Hof dürfte die Funktion einer zentralen Klammer für alle anderen zuvor und vielleicht auch noch danach erfolgten Güterschenkungen an St. Peter in und um Villingen gehabt haben.

Von diesem Hof oder Hofgut heißt es im Prolog zur Jahrzeitstiftung von 1143, die Mönche hätten es „aufgrund der guten Tat und Unterstützung“ (*ex cuius beneficio et amminiculo*) von Eberhard oder vielmehr von dessen Sohn erhalten. Vater oder Sohn scheinen also in einer Art Vermittlerrolle tätig gewe-

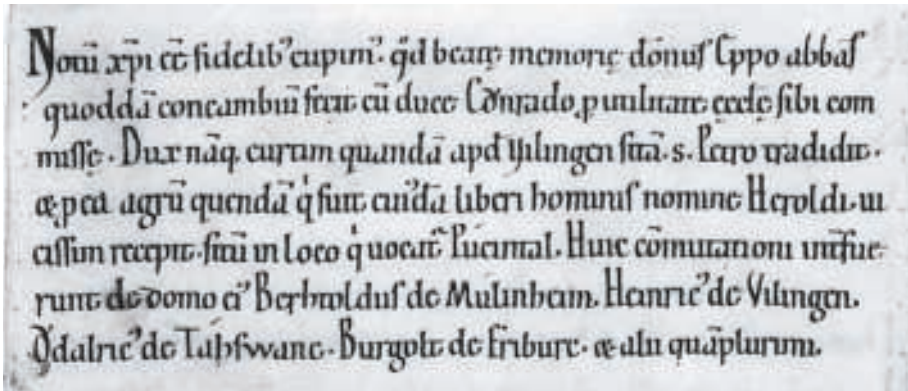


Abb. 5: Rotulus Sanpetrinus, Generallandesarchiv Karlsruhe 14 Nr. 4, fol. 10v. Eintrag zum Tauschgeschäft zwischen Herzog Konrad und Abt Eppo um den Hof zu Villingen (zwischen 1122 und 1132). Aus: KRIMM-BEUMANN, Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), Digitalisat auf CD-Beilage.

sen zu sein, die es dem Kloster ermöglichte, an den Hof zu gelangen, vielleicht, weil sie selbst in irgendeiner Form Zugriff auf ihn besaßen. Bei dem Tausch des Hofes zwischen Herzog Konrad und Abt Eppo wird an zweiter Stelle der Zeugenliste ein als herzoglicher Ministeriale gekennzeichnete Heinrich von Villingen genannt, dessen Zubenennung sich vielleicht von einer Funktion als Verwalter des besagten Hofes ableitete. Wahrscheinlich derselbe Heinrich von Villingen tritt auch an anderer Stelle im Rotulus in Erscheinung, wonach ihm zwei Mark wegen einer „zu verpfändenden Wiese“ in der Nachbarschaft „unseres Hofes“ übergeben worden seien, wobei es sich nur um den Hof handeln kann, dessen Tausch Heinrich zuvor mitbezeugt hatte.⁴⁵ Auch hier scheint Heinrich weniger als der eigentliche Pfandgeber, denn als Vermittler in Aktion getreten zu sein, dem zwei Mark übergeben wurden, damit er im Auftrag des Klosters eine von dritter Seite (den Zähringern?) zur Pfandnahme angebotene Wiese erwerben sollte.⁴⁶ Eine ähnliche Notiz am Ende desselben Eintrags teilt die Übergabe von zwei Mark an den Priester Eberhard von Villingen, wohl Eberhard von Betberg, zum Erwerb von Eigengütern für das Kloster mit.⁴⁷

Mit aller Vorsicht könnte der Ministeriale Heinrich von Villingen als der zuvor ungenannte Sohn des Eberhard von Betberg bzw. von Villingen identifiziert werden, der allein oder auch gemeinsam mit seinem Vater zugunsten oder sogar im expliziten Auftrag des Klosters in Gütergeschäften tätig war. Auch wenn wir dieser Identifizierung nicht folgen wollen, ist dennoch unzweifelhaft, dass Eberhard oder sein Sohn eine entscheidende Rolle in der Vermittlung des zähringischen Hofes an St. Peter gespielt hatten. Anschließend ließ Eberhard auf seine Kosten auf dem Hofareal eine Kirche errichten, die er dem Kloster stiftete. Die Datierung des Kirchenbaus lässt sich damit noch weiter auf die Jahre zwischen 1122, dem frühesten möglichen Datum des Tauschgeschäfts, und 1143, dem Datum der Jahrzeitstiftung, einengen.

Der Erwerb des Hofes wie auch die ungefähre Datierung des Kirchenbaus legen eine Ausbildung der von dem Hof verwalteten klösterlichen Grundherrschaft etwa zwischen den 1120er und den 1140er Jahren nahe. Grundherr dieser Siedlung war zwar das Kloster St. Peter, welches maßgeblich an den daraus erwachsenden Einkünften Interesse gehabt haben wird, jedoch lag die Schutzherrschaft und Hochgerichtsbarkeit über die Siedlung, deren Bewohner und auch die Kirche ganz in den Händen der Zähringer als Vögte des Klosters.

Diese Konstellation stützt BERTRAM JENISCHS Identifizierung der beiden Erhebungen am Keferberg und beim Oberen Tor als Motten, auch wenn archäologische Befunde und Datierungen fehlen. Demnach bestand auf dem späteren Stadtareal ein zähringischer Eigenhof, den Herzog Konrad später an St. Peter übergab, das ihn zum Zentrum seiner lokalen Grundherrschaft machte. Denkbar ist sowohl, dass einerseits St. Peter für einen mit der Verwaltung des Hofes betrauten Meier, der in der Regel auch eine begrenzte Rechts- und Strafgewalt über die Grundhörigen besaß, einen wehrhaften Sitz errichten ließ, wie auch die Zähringer dies als Vögte und militärische Schutzherren für einen beauftragten Untervogt über die Sanpetriner Grundherrschaft taten. Beide Anlagen könnten aber auch nacheinander entstanden sein, so dass etwa mit Ausbildung der Stadt die Burg auf dem Keferberg zum Sitz der Stadtherrschaft wurde, während der (Unter-)Vogt des Klosters seinen Sitz in der Nähe des späteren Oberen Tores nahm. Eine Errichtung zum Schutz des Hofes und der Siedlung dürfte auf jeden Fall noch vor 1200 erfolgt sein, da Villingen bis zum Bau der Stadtmauer über keine Befestigungswerke verfügt zu haben scheint.⁴⁸

Das für das Kloster vorteilhafte Tauschgeschäft, Acker gegen Hofgut, muss wohl als aktive Förderung einer grundherrschaftlichen Ansiedlung St. Peters durch Herzog Konrad von Zähringen angesehen werden, der wohl auch den Kirchenbau Eberhards von Betberg gutgeheißen hat. Insofern dürfen wir hier von einem partnerschaftlichen Zusammenwirken des Klosters, seiner zähringischen Vögte und wohl auch den Schenkern aus der Ministerialität oder freien Gefolgschaft ausgehen.⁴⁹ Villingen tritt damit an die Seite zweier anderer Städte, die ebenfalls auf Grund und Boden religiöser Institutionen unter Zähringervogtei zur Stadt entwickelt wurden. Die später zur Stadt ausgebaute Siedlung Offenburg, die in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts maßgeblich auf dem Grund des von den Zähringern bevogteten Klosters Gengenbach errichtet worden war⁵⁰ und die Stadt Freiburg im Uechtland, die Herzog Bertold IV. im Jahr 1157 zum Teil auf Eigengütern des Klosters Peterlingen (Payerne) erbauen ließ, über das er eine der Vogtei ähnliche schutzherrliche Stellung besaß.⁵¹ Wie in Villingen war auch in diesen beiden Orten umfassender grundherrlicher Besitz in der Hand der Orts- und späteren Stadtherren keine zwingende Voraussetzung für den Stadtwerdungsprozess, sondern die aus der Vogtei abgeleiteten Herrschafts- und Gerichtsrechte spielten eine erheblich größere Rolle bei der Begründung der tatsächlichen Ortsherrschaft.

Wahrscheinlich gab es bereits zum Zeitpunkt des Tauschgeschäfts in den 1120er bis 1140er Jahren den Plan der Zähringer, die Sanpetriner Hof siedlung unter Aufgabe des Siedlungskerns östlich der Brigach als Keimzelle einer allmählichen Stadtwerdung zu nutzen. Die tauschweise Übergabe des Hofes an St. Peter rückt zunächst Herzog Konrad in den Vordergrund, der 1122 die Nachfolge seines früh verstorbenen Bruders Bertold III. angetreten hatte. Beide Brüder hatten nach dem Tod Bertolds II. 1111 eine Herrschaftsteilung vorgenommen, wobei Bertold III. die Burg Zähringen erhielt, während die Siedlung Freiburg an Konrad fiel. Die Freiburger Marktgründung 1120 durch Konrad ist als Versuch zu sehen, den Ort als Stammsitz aufzuwerten und zum Zentrum einer eigenen Herrschaft auszubilden. Da sich Konrad hierbei vornehmlich auf den zähringischen Güter- und Einflussbereich im Süden, am Hochrhein und in Burgund, konzentrierte, steht die Überlegung im Raum, ob Bertold III. als älterer Bruder vielleicht auch den älteren und in der Familie besonders traditionsreichen Besitz im Schwarzwald und auf der Baar übernommen hatte. Dort waren den Zähringern zwei Jahrzehnte zuvor nach dem Ausgleich Bertolds II. mit den Staufern und dessen Verzicht auf die schwäbische Herzogswürde 1098 wichtige Stützpunkte ihrer Herrschaft verloren gegangen, darunter das befestigte Rottweil. Ein Ausbau des seit 999 mit dem Marktrecht ausgestatteten Dorfes Villingen könnte hierzu als Ersatz projektiert worden sein, den schließlich Bertold III. in Parallele zur Initiative seines Bruders in Freiburg in Angriff nahm, wobei ihm gerade das Kloster St. Peter, als dessen Vogt er in der Nachfolge seines Vaters fungierte, mit dem Abt Eppo (1108–1132) an der Spitze partnerschaftlich zur Seite stand.⁵² Nach Bertolds frühem Tod scheint dann sein Bruder Konrad das Projekt weitergeführt zu haben.

Die Gründe für die topographische Umorientierung von der Altstadt-Siedlung auf das westliche Brigachufer sind weder archäologisch noch durch Schriftquellen zu klären, doch kann man der Vermutung des Villingener Stadthistorikers Christian Roder von Ende des 19. Jahrhunderts folgen, wonach die Ursprungssiedlung „in der engen Mulde des Steppachtälchens sich nicht leicht ausdehnen konnte und für die Anlage einer Befestigung und für genügenden Wasserzufluss ungeeignet war.“⁵³ Dagegen ließ sich auf der deutlich größeren, relativ gleichmäßig modellierten Fläche im Brigachbogen erheblich unkomplizierter sowohl ein geregeltes System zur Wasserversorgung und -entsorgung anlegen als auch eine umlaufende Befestigung errichten.⁵⁴

Die Archäologie verortet den Beginn der schrittweisen Aufsiedlung des Areals im Brigachbogen samt der Anlage des Stadtbach- und Straßensystems in die Mitte des 12. Jahrhunderts.⁵⁵ Wohl in diesem Zeitrahmen wird sich auch der Marktbetrieb von der Altstadt-Siedlung in das neue Areal verlagert haben, das dann um 1200 eine erste Stadtmauer mit Graben erhielt.⁵⁶ Wann diesen baulichen Maßnahmen der Stadtwerdung auch ein rechtliches Pendant gegenübergestellt wurde, der eine formelle Erhebung zur Stadt samt Stadtrecht und der Ausbildung kommunaler Strukturen bedeutete, ist unbekannt. Dies dürfte erst unter

Herzog Bertold V. (1186–1218) geschehen sein, dem spätestens im 15. Jahrhundert in Villingen die Rolle als „Fundator“, das heißt Stifter oder besonderer Förderer, der Stadt zuerkannt wurde.⁵⁷ Unmittelbar nach Bertolds Tod wird Villingen 1218 erstmals durch König Friedrich II. als Stadt bezeichnet und 1225 treten – mit Verweis auf die Zeit vor 1218 – auch Bürger (*cives*) der *civitas* Villingen in Erscheinung.⁵⁸

Die Verdrängung von St. Peter aus Villingen zugunsten von St. Georgen

Die umfangreichen Gütererwerbungen und die Errichtung einer Kirche vermitteln den Eindruck einer bedeutenden Rolle St. Peters nicht nur bei der Gründung, sondern auch bei der Weiterentwicklung der Siedlung Villingen bis hin zur Stadt. Überraschenderweise ist jedoch zu beobachten, dass sich St. Peter vielleicht schon zu Beginn der Regierungszeit Herzog Bertolds IV. (1152–1186) aus Villingen und der Baar zurückzog. Danach erwarb das Kloster keinen Besitz mehr auf der Baar, vielmehr wurden bald nach 1152 Güter in Villingen und Aasen zugunsten einer Arrondierung von Besitz im Breisgau abgestoßen.⁵⁹ Im 13. Jahrhundert ist von dem gesamten in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erworbenen Sanpetriner Besitz in Villingen keine Spur mehr zu finden, als Inhaber von Gütern und Rechten vor Ort erscheint das Kloster geradezu ausradiert. Nicht einmal einen Pfleghof besaß St. Peter später noch in der Stadt!⁶⁰

Plausible Gründe für diese Entwicklung konnten bislang nicht vorgebracht werden. Denkbar wäre ein Konflikt zwischen dem Kloster und ihren zähringischen Vögten um die Abgrenzung ihrer jeweiligen Rechte in dem Siedlungsareal im Brigachbogen. Im Fall von Freiburg im Uechtland ist nachgewiesen, dass es im Rahmen des Stadtwerdungsprozesses zu erheblichen Auseinandersetzungen der Zähringer mit dem Kloster Peterlingen (Payerne) gekommen war.⁶¹ Ein Hinweis, dass es in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu Reibungen um die Sanpetriner Güter gekommen war, liegt uns in der am Ende dieses Jahrhunderts verfassten Formulierung des Prologs zur Jahrzeitstiftung Eberhards von Betberg vor, wonach die Mönche „ein Gut [mit der Kirche] besaßen, das wir in der *villa*, die Villingen genannt wird, zu besitzen schienen“.⁶² Demnach handelte es sich bei dem Hofgut wohl zunächst um klaren Besitz des Klosters, der aber zu einem späteren Zeitpunkt von anderer Seite bestritten worden war, und zwar offensichtlich mit Erfolg, weshalb der Sanpetriner Schreiber die vergangene „Fehleinschätzung“ seiner Gemeinschaft zur Besitzlage vermerkte. Möglicherweise spiegelt sich hierin ein Vorgehen der zähringischen Orts- und späteren Stadtherren, die Mönche in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts aus dem Stadtareal zu verdrängen. Dies erscheint gerade vor dem Hintergrund der allgemeinen Entwicklung im Verhältnis des Klosters zu seinem Gründergeschlecht denkbar, ging doch unter Bertold IV. (1152–1186) und Bertold V. (1186–1218) das Engagement der Zähringer für St. Peter spürbar zurück. Von beiden Herzögen existieren keinerlei Hinweise auf Besitzübertragungen an das Kloster, von Bertold V., der überhaupt nur einmal zum Jahr 1200 in den Sanpetriner Quellen

auftritt, erhielt St. Peter nicht einmal mehr eine Privilegienbestätigung. Auch ließ sich der letzte Zähringer nicht wie seine Vorgänger im Kloster, sondern im Freiburger Münster bestatten, dessen Neubau er selbst initiiert hatte.⁶³

Unklar ist die Legitimationsgrundlage eines solchen Vorgehens der Zähringer gegen St. Peter in Villingen. Ein entscheidender Faktor könnte gewesen sein, dass der Hof des Klosters ursprünglich aus dem Besitz von Herzog Konrad stammte, womit rückwirkenden Ansprüchen seiner Erben Tür und Tor geöffnet waren, etwa durch Verweis auf eine angeblich fehlende Zustimmung dieser Erben zu dem Tausch, gerade auch weil dieser so offensichtlich zu Ungunsten der Zähringer ausgefallen war. Allerdings dürften die Zähringer kaum geplant haben, die angefochtenen Sanpetriner Güter in Villingen in eigenen Besitz überführen zu können. Denkbar erscheint hingegen eine Weitergabe an ein anderes von den Zähringern bevogtetes Kloster. Als einziger Kandidat hierfür kommt St. Georgen in Betracht, das bereits 1094 Grundbesitz in Villingen geschenkt erhalten hatte und auch später noch Güter und Rechte in dessen weiterem Umfeld erwarb.⁶⁴ Päpstliche Bestätigungen von 1139 und 1179 nennen St. Georgener Besitz auf der Baar unter anderem in (Ober-)Schwenningen, Klengen, Aasen, Überauchen, Weilersbach und Tuningen sowie Vockenhausen mit der dortigen Kirche, allerdings nicht Villingen.⁶⁵ Über den Besitzstand des Klosters nach 1179 ist nur wenig in Erfahrung zu bringen, da ein Klosterbrand 1224 viele Dokumente vernichtet hat und Güterverzeichnisse erst wieder aus dem späten 14. Jahrhundert vorliegen.⁶⁶

Allerdings existieren durchaus Hinweise darauf, dass die Zähringer in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts und zwar parallel zum Nachlassen ihres Engagements für St. Peter ein Interesse an einem St. Georgener Besitzerwerb in Villingen und Umgebung entwickelten. Dies spiegelt sich am deutlichsten in einem Vorgang wieder, der seinen Höhepunkt in den 1180er Jahren erreichte.⁶⁷ Wohl in den 1160er Jahren hatte der zähringische Ministeriale Werner von Roggenbach dem 1161 gegründeten Zisterzienserkloster Tennenbach Güter in Roggenbach,⁶⁸ Villingen, Aasen und Dauchingen geschenkt. Später zog Herzog Bertold IV. diese Güter, die möglicherweise zähringische Dienstlehen waren, an sich und übertrug sie ohne die Zustimmung von Werners Söhnen an St. Georgen. Diese Übertragung musste der Herzog aber wieder rückgängig machen, wofür er St. Georgen mit Besitz in Klengen entschädigte. Die Güter fielen etwa um die Mitte der 1170er Jahre wieder zurück an Werner, der sie schließlich 1180 durch die Hand Herzog Bertolds IV. und seines Sohnes erneut an Tennenbach übertrug. Nach dem Tod Werners bald nach 1180 versuchten jedoch die St. Georgener Mönche dieselben Güter Tennenbach wieder zu entreißen, wobei sie die Unterstützung Bertolds V. erhielten, der die Zisterzienser im Frühjahr 1185 mit Gewalt von diesem Besitz verjagte, weswegen der St. Georgener Konvent zeitweise exkommuniziert wurde. Erst 1187 kam es zu einem Vergleich, der Tennenbach die Güter in Villingen und Aasen zusprach, Klengen und Roggenbach jedoch St. Georgen, wobei Tennenbach gegen eine geringe jährliche Zinszahlung

die erheblich bedeutsameren Nutzungsrechte an Roggenbach erhielt.⁶⁹ Demnach bemühten sich sowohl Bertold IV. um 1170 als auch Bertold V. noch in der Regierungszeit seines Vaters in den Jahren bis 1185 um den Ausbau des Besitzstands St. Georgens in Villingen und Umgebung, der eine mit offensichtlich juristisch anfechtbaren Mitteln, der andere sogar mit Gewalt. Vor diesem Hintergrund erscheint es denkbar, dass die Zähringer in einem Bemühen um die Konzentration der Güter in und um Villingen in den Händen nur eines der von ihnen bevogteten Klöster auch auf den Besitz St. Peters zugegriffen und diesen an St. Georgen übertragen haben, auf welcher legitimatorischen Basis auch immer.

Der Zeitrahmen einer solchen Übertragung wäre abgesteckt durch die päpstliche Besitzbestätigung von 1179, die noch keinen Villingener Besitz nennt, und dem Einsatz Bertolds V. für St. Georgen in den frühen 1180er Jahren, aber auch dessen gleichzeitiger Distanzierung von St. Peter in seiner Regierungszeit ab 1186. Hinter ihm dürfen wir wohl die treibende Kraft dieses Vorgangs sehen, vielleicht im Verbund mit dem St. Georgener Abt Manegold von Berg, der nach der Klosterüberlieferung 1187, dem Jahr der Entscheidung des Streits um die Roggenbacher Schenkung, (deshalb?) zurückgetreten war.⁷⁰

Villingen und St. Georgen – Eintracht und Zwietracht im 13. Jahrhundert

Die Annahme einer Übertragung der Sanpetriner Güter in Villingen an St. Georgen könnte eine Reihe von Beobachtungen und Vorgänge des 13. Jahrhunderts erklären, die bislang ungeklärt waren. Dazu gehört einmal eine relativ prominente Stellung St. Georgens im Villingener Stadtbild. Um 1233/34 wurde in der



heutigen Schulgasse 23 das spätere Abt-Gaisser-Haus, ein dreigeschossiger Massivbau, errichtet, der unmittelbar an die Stadtmauer anlehnt, was eine herausgehobene Stellung des Bauherrn innerhalb der Stadt signalisiert.⁷¹ Als Teil des Pfleghofs von St. Georgen ist das Abt-Gaisser-Haus zwar erst spät im 16. Jahrhundert explizit belegt, aber bereits um 1336/42 ist im ältesten Bürgerbuch der Stadt wohl im Münsterviertel von einer Hofstatt *wider der herren von Sant Gerien* die Rede.⁷²

Abb. 6: Siedlungstopographie des Villingener Münsterviertels um 1200, mit Position der Motten und des Vorgängerbaus des Münsters.

Aus: JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 193, Abb. 145 (mit nachträglicher Einzeichnung der Position des Pfleghofs und des späteren Abt-Gaisser-Hauses).

Abb. 7: Verlauf des Stadtbachsystems nach der Beschreibung von 1364, mit Zugang unter anderem in der Nordwestecke durch das Areal des St. Georgener Pflughofs.

Aus: JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 193, Abb. 145.

In der ältesten Beschreibung des Verlaufs des Stadtbachs von 1364 wird gesagt, dessen Eintritt an der Nordwestecke der Stadtmauer sei *bi der Gerier Garten* erfolgt.⁷³ Weil für andere Klöster mit Besitz in und um Villingen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts lokale Pflughöfe nachgewiesen sind, so etwa Salem (1264) und Tennenbach (1275),⁷⁴ wäre es nicht unwahrscheinlich, dass auch St. Georgen bereits im

13. Jahrhundert seinen Pflughof in der Nordwestecke der Stadt besaß und auch Bauherr des 1233/34 errichteten Gebäudes war, dessen benachbarter Garten sogar über einen eigenen Anschluss an das Stadtbachsystem verfügte. Die Zuleitung des Wassers aus der Brigach bis zum Eintritt in das Stadtareal lässt kaum Raum für nachträgliche Veränderungen zu.⁷⁵ Es ist daher anzunehmen, dass diese Zuleitung über oder in der Nähe des Pflughofs bereits mit der Anlage des Stadtbachsystems um die Mitte des 12. Jahrhunderts eingerichtet worden war oder sogar schon vorher Bestand hatte. Eine derart prominente Stellung innerhalb des Stadtareals, zudem flankiert von den beiden als potentielle Sitze eines Klostermeiers und/oder eines zähringischen Untervogts vermuteten Motten auf dem Keferberg und nahe des Oberen Tores, wäre am ehesten dem ursprünglich zähringischen und dann Sanpetriner Hof zuzutrauen. Der Besitz dieses Areals erscheint so als weiteres Indiz für die vermutete Übertragung der Sanpetriner Güter in Villingen samt dem Hof an die St. Georgener Mönche im späten 12. Jahrhundert.

Die Errichtung des späteren Abt-Gaisser-Hauses in den Jahren um 1233/34 gibt Anlass zu der Frage, weshalb diese Investition überhaupt notwendig war. Hierzu bieten die zeitnah im 13. und 14. Jahrhundert verfassten St. Georgener Annalen einen Hinweis. Darin wird zum Jahr 1224 mitgeteilt, ein Brand habe große Teile des Klosters zerstört, während erst 1255 die Weihe eines Klosterneubaus in St. Georgen erfolgte.⁷⁶ Dies bedeutet, dass der Konvent ab 1224 und anschließend für über 30 Jahre an irgendeinem anderen Ort untergekommen sein muss. Die geographisch naheliegendste Lösung dürfte Villingen gewesen sein. Konfrontiert mit der Unterbringung einer möglicherweise größeren Zahl von Mönchen über einen Zeitraum, dessen Ende zunächst nicht absehbar war, würde die Errichtung eines neuen, größeren Gebäudes auf dem Areal des Pflughofs



um 1233/34 Sinn ergeben. Und noch eine andere Baumaßnahme könnte, vielleicht schon bald nach dem Brand, durch eine notgedrungene Übersiedlung in die Stadt und in Erwartung eines längeren Aufenthalts des Konvents angestoßen worden sein: der Neubau des Villingener Münsters seit den 1220er Jahren!

Der Neubau des Villingener Münsters als Klosterkirche von St. Georgen?

Zur Erinnerung: Der Vorgängerbau des Münsters war zwischen 1122 und 1143 auf Kosten Eberhards von Betberg errichtet und dem Kloster St. Peter übergeben worden. Eine Übertragung der Sanpetriner Güter an St. Georgen muss auch diese Kirche betroffen haben. Es erscheint unwahrscheinlich, dass der Bau von dem Hofgut, auf dem er stand, abgekoppelt wurde, vielmehr dürfte die Kirche mit dem Hof übertragen worden sein. Um 1224 war diese Kirche beinahe 100 Jahre alt und bis dahin wohl vornehmlich von der Hofgemeinde und später der Bürgerschaft genutzt worden, sollte nun aber zusätzlich noch einem kompletten Mönchskonvent zur Verfügung stehen. Möglicherweise diese Situation könnte die Initiative zu einem kompletten Abriss des alten Baus und einem Neubau gegeben haben, der bald nach 1224 begonnen und danach über mehrere Jahrzehnte weitergeführt wurde.⁷⁷ Dabei könnte es sich um ein Projekt nicht allein des Klosters, sondern auch der Bürgerschaft gehandelt haben, die mit Blick auf eine Rückkehr des Konvents nach St. Georgen in einigen Jahren oder Jahrzehnten weitgehend allein von dem Neubau profitieren würde. Genau dies mag 1255, nach der Fertigstellung der Klosterbauten in St. Georgen, geschehen sein. Dass St. Georgen bei Bedarf aber auch nach 1255 noch auf das Villingener Münster zugreifen konnte, lässt ein Briefwechsel aus dem Jahr 1266 vermuten. Er zeigt den St. Georgener Abt Dietmar als vom Papst delegierten Richter in einem Prozess um die Exkommunizierung von Bürgern der Stadt Mülhausen im Elsass durch den Bischof von Basel, zu dem er „in die Kirche der Stadt Villingen“ (*in ecclesie ville Vilingen*), womit wohl das Münster und nicht etwa die Pfarrkirche in der Altstadt gemeint ist, eingeladen hatte. Die vom Abt ausgehende Ortswahl dürfte vor allem logistischer Natur gewesen sein, mit ausreichender Infrastruktur zur Unterbringung aller Beteiligten und dem St. Georgener Pflegehof in nächster Nähe zum Münster.⁷⁸

Die Vogtei über St. Georgen als Schlüssel zur Villingener Stadtherrschaft

Die Annahme einer hervorgehobenen Stellung St. Georgens als maßgeblicher Grundherr im Villingener Stadtareal im späten 12. und frühen 13. Jahrhundert bietet darüber hinaus einen Erklärungsansatz für eine bedeutende Phase der Stadtgeschichte, die der Forschung bislang ein Rätsel aufgibt: dem Übergang Villingens an das Reich nach dem Tod Bertolds V. im Februar 1218. Um das Erbe des kinderlos verstorbenen Herzogs bemühte sich unter anderem der stauische König und spätere Kaiser Friedrich II., der sich in den Jahren ab 1219 eine heftige Fehde mit den rechtsrheinischen Zähringererben aus dem Haus der Grafen von Urach, später Grafen von Freiburg, um die Stadt Neuenburg am

Rhein lieferte. Ebenso stritt sich Friedrich mit dem Straßburger Bischof um das ehemals zähringische Offenburg.⁷⁹ Im Gegensatz dazu konnte der König die Stadt Villingen anscheinend ohne jeden Widerstand seiner Konkurrenten für das Reich reklamieren, was er erstmals im November 1218 und nochmals im Mai 1219, in Anwesenheit Graf Egens V. von Urach, klar zum Ausdruck brachte.⁸⁰ Was der Forschung rätselhaft erscheint, könnte seine Erklärung im Besitz der Vogtei über St. Georgen finden, die der Staufer unmittelbar nach dem Tod Bertolds V. an sich gezogen haben soll.⁸¹ Denn wenn 1218 bedeutende Teile der Stadt auf Grund und Boden von St. Georgen errichtet worden waren, also auf den Gütern, die ursprünglich einmal St. Peter gehörten, dann besaß Friedrich II. schlicht auf der Basis seiner Stellung als St. Georgener Vogt gegenüber den Grafen von Urach ein entscheidendes Argument zur Durchsetzung seiner Ansprüche auf Villingen.⁸² Entsprechend dürfte die Vogtei auch bei der Rückforderung von Villingen vom Reich durch die Grafen von Freiburg bzw. Grafen von Fürstenberg 1248/49 eine Rolle gespielt haben. Als Friedrich II. in den 1230er Jahren in eine langwierige Auseinandersetzung mit dem Papsttum geriet, die ihm 1239 die Exkommunikation und im Sommer 1245 die Absetzung als Kaiser einbrachte, standen sowohl die Stadt Villingen als auch St. Georgen treu an seiner Seite. Noch 1249 wurden die Villingener Bürger vom Papst exkommuniziert, weil sie an Friedrich festhielten und sich nicht Heinrich I. von Fürstenberg unterwerfen wollten. Ebenso erwirkte das Kloster noch im Dezember 1245, mehrere Monate nach der Absetzung Friedrichs, eine Privilegierung durch den Kaiser. Darin bestätigt Friedrich dem Konvent eine ältere Urkunde, in der auch die freie Vogtswahl festgehalten wurde, ergänzte deren Bestimmung jedoch, wonach kein anderer außer ihm oder seinen Erben zum Vogt gewählt werden dürfe.⁸³ Es ist zu vermuten, dass dies eine Reaktion auf aktuelle, von anderer Seite erhobene Ansprüche auf die Vogtei war, am ehesten von den Grafen von Freiburg, die auf der Seite des Papstes standen und mit dessen Unterstützung diejenigen Teile des Zähringererbes in Besitz nehmen wollten, die Friedrich II. 1218 an sich gezogen hatte.⁸⁴ Ihr Versuch, gegen den Willen zumindest des Abtes – die Haltung des Konvents ist unbekannt – die Vogtei zu okkupieren, dürfte noch vor einer Erbteilung im Freiburger Grafenhaus, die um 1245 angesetzt wird und zur Gründung der Linie Fürstenberg führte, stattgefunden haben.⁸⁵ Und sie scheint auch tatsächlich von Erfolg gekrönt gewesen zu sein. So gewährte Papst Innozenz IV. dem Kloster im März 1248 auf Bitten des Straßburger Bischofs und des Grafen von Württemberg das befristete Recht, Erträge aus mehreren Kirchen, an denen St. Georgen das Patronatsrecht besaß, für sich zu nutzen mit der Begründung, es habe durch die Anhänger Friedrichs II. schweres Unrecht erlitten.⁸⁶ Demnach muss sich das Kloster zu dieser Zeit bereits von seinem kaiserlichen Vogt abgewandt und das Lager gewechselt haben. Die beiden Bittsteller, der Straßburger Bischof Heinrich von Stahleck und Graf Ulrich I. von Württemberg, standen in engem Kontakt mit Heinrich I. von Fürstenberg. Mit dem Bischof dürfte er sich bereits 1248 um eine Bereinigung gegenseitiger Ansprüche auf das Zähringererbe in der Ortenau und im

Kinzigtal verständigt haben, was dann 1250 vertraglich geregelt wurde. Der Württemberger war sogar ein enger Verwandter Heinrichs.⁸⁷ Dies gibt zu der Vermutung Anlass, dass Heinrich, wohl zusammen mit seinem Bruder Konrad von Freiburg, spätestens im Frühjahr 1248 die Vogtei über St. Georgen an sich gezogen hatte, ein Besitz, der nach dem Tod Friedrichs II. im Dezember 1250 unangefochten gewesen sein wird. Für eine Aufteilung der Vogteibereiche zwischen den beiden Brüdern spricht eine Urkunde von 1271, die die Grafen von Freiburg als Vögte über ein St. Georgen gehörendes Gut in Buggingen im Breisgau ausweist.⁸⁸ Heinrich I. von Fürstenberg wird dagegen die Region Baar und Schwarzwald erhalten haben, wo ihm der Besitz der Vogtei nach 1250 half, seine Ansprüche auf Villingen zu erneuern, die er spätestens im Herbst 1253 auch gegenüber den Bürgern durchgesetzt hatte.⁸⁹ Danach dürfte es ihm allerdings wichtig gewesen sein, die Stadtherrschaft von der St. Georgener Vogtei abzukoppeln. Faktisch war dies spätestens 1278 realisiert, als der Fürstenberger von König Rudolf von Habsburg zunächst vorläufig und 1282/83 dann abschließend den Besitz der Stadt als ewiges Reichslehen zugesprochen erhielt.⁹⁰ Wahrscheinlich hatte Heinrich oder dessen seit 1286 regierender Sohn und Nachfolger Egen die St. Georgener Vogtei später Bertold von Falkenstein (1264–1301), einem Schwiegersohn Heinrichs, überlassen. In einem wichtigen Vertrag zwischen dem Kloster und der Stadt Villingen von 1291, auf den gleich noch einzugehen ist, tritt Bertold als Mitsiegler neben den Streitparteien, dem Bischof von Konstanz als Diözesanherr St. Georgens und Villingens Stadtherrn Egen von Fürstenberg, in Erscheinung, vermutlich in seiner Funktion als St. Georgener Vogt.⁹¹ Explizit als Vögte des Klosters werden die Falkensteiner aber erst 1325 mit einem Rückverweis auf die Zeit um 1301 bis 1306 genannt.⁹²

Nur sehr wenige Belege existieren für Interaktionen zwischen der Villingener Bürgerschaft und dem St. Georgener Konvent im 13. Jahrhundert. Einer davon ist eine 1279 gemeinsam vom Abt und der Stadt besiegelte Lichterstiftung des Villingener Bürgers Dietprecht Liebermann, der zur Versorgung seines als Mönch in St. Georgen lebenden Sohnes Johannes ein Gut in der Erbsenlache dem Kloster übergab.⁹³ St. Georgener Konventuale rekrutierten sich somit auch aus der Villingener Bürgerschaft. Als im Februar 1291 ein Villingener Bürger Güter in Vockenhausen an das Kloster verkaufte, tritt ein Mönch und Notar namens Gosolt als Zeuge auf, dessen Name ihn als Angehörigen der Villingener Patrizierfamilie Stähelin annehmen lässt. Ein vermutlich anderer Gosolt Stähelin aus Villingen, wohl ein Onkel oder gar der Vater, ist 1236 als Laie und zwischen etwa 1240 und 1258 mehrfach als Mönch der Zisterze Salem belegt.⁹⁴ Beide Urkunden von 1279 und 1291 sind unter Beteiligung des Villingener Rats als Siegler entstanden, die ein prinzipiell gutes Einvernehmen zwischen Stadt und Kloster signalisieren. Im ersten Fall dürfen wir allerdings noch, im zweiten Fall müssen wir wieder von einem guten Einvernehmen sprechen, war es zwischenzeitlich doch zu einer sehr heftigen, auch militärisch ausgefochtenen Auseinandersetzung gekommen, die erst 1290/91 beigelegt werden konnte.

Der Konflikt zwischen St. Georgen und Villingen um den Breitbrunnenwald 1287–1291

Zum Verständnis dieses Konflikts müssen wir den Blick noch einmal zurück zu den großen Bauprojekten werfen, die ab und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts in Villingen entstanden. Der Neubau des Münsters ab den 1220er Jahren und der Bau des späteren Abt-Gaisser-Hauses um 1233/34 waren nur zwei davon, dazu zählten aber auch die ungefähr zwischen 1230 und 1260/70 errichteten Stadttore.⁹⁵ Zur Durchführung dieser Projekte, aber auch für den Bau von Wohnhäusern, Wirtschaftsgebäuden und der städtischen Infrastruktur benötigten die Villingen über Jahrzehnte hinweg große Mengen an Bauholz, dessen Beschaffung in hohem Maße von ihrem Zugang zu den Waldgebieten im Westen der Stadt abhing. Genau dieser Zugang war den Bürgern jedoch über längere Zeit nahezu verwehrt. Das Waldgebiet zwischen der heutigen Kirnacher Straße im Norden, Roggenbach (Unterkirnach) und dem Rand des Bregtals im Westen sowie Herzogenweiler im Süden gehörte als Teil der Herrschaft Runstal (nördlich von Pfaffenweiler) im 12. Jahrhundert den Herren von Schwarzenberg, möglicherweise als Lehen von den Zähringern oder aber von St. Peter. Der letzte Schwarzenberger, Konrad IV., hatte Runstal zwischen etwa 1195 und 1207 an das Kloster Salem verkauft, mit dem sich die Villingen Bürger noch zu Lebzeiten Herzog Bertolds V. um den Zugang zu einem östlichen Teilbereich des Waldes stritten. Erst 1225 wurde dieser Streit mit einem Kompromiss beigelegt, der allerdings nur das Recht auf die Nutzung als Weide und nicht zum Holzschlag betraf.⁹⁶ Auch danach gingen die Auseinandersetzungen weiter, bis Salem 1259 die Herrschaft Runstal und ein Gut in der Siedlung Waldhausen am Rande des Germanswalds an die Stadt verkaufte.⁹⁷ Zum Germanswald besitzen wir überhaupt keine Kenntnis, ob die Villingen diesen als Allmende nutzen konnten.⁹⁸ Die starke Stellung Salems in Waldhausen sowie die nördliche Einrahmung des Waldes durch die wohl ebenfalls von Salem gegründete Siedlung Mönchweiler lassen vermuten, dass bis 1259 auch hier allein das Kloster über den Zugriff auf den Wald bestimmte.⁹⁹ Nordwestlich an den Wald der Salemer Herrschaft Runstal schloss sich der Hof Roggenbach an, der sich seit spätestens 1187 endgültig in der Verfügungsgewalt der unter Salemer Aufsicht stehenden Zisterze Tennenbach befand. Auch um Roggenbach und dessen Abgrenzung zur Villingen Allmende sind im 13. Jahrhundert größere Streitigkeiten mit der Stadt belegt, die schließlich 1275 in einem Überfall der Villingen Bürger auf den Hof eskalierten und erst 1310 endgültig beigelegt werden konnten.¹⁰⁰ Die Auseinandersetzungen der Villingen Bürger mit den Klöstern Salem und Tennenbach lässt klar erkennen, dass sie bis 1259 über keinen berechtigten Zugang zu den oben genannten Waldgebieten verfügten und kaum von dorthier ihr dringend benötigtes Bauholz beschafft haben können.

Stattdessen bemühten sich die Villingen um einen Zugriff auf das einzige noch verbliebene größere Waldgebiet in der Nachbarschaft, ein langgestrecktes Areal westlich des Germanswalds zwischen Brigach, Kirnach, Röhlinbach und

dem nördlichen Ausläufer des Hohenbachs, teilweise angrenzend an den Hof Roggenbach, das heute unter dem Namen Langmoos firmiert.¹⁰¹ In zwei Urkunden der Jahre 1290 und 1291, die erste ein Urteilsspruch, die zweite ein Sühnevertrag und Abkommen, erfahren wir von einem Prozess des Klosters St. Georgen gegen die Villingener Bürgerschaft um den nördlichen, größeren Teil des Waldgebiets, den sogenannten Breitbrunnenwald. Dieser wird lokalisiert zwischen dem Röhlinbach im Norden und dem Breitbrunnenbach im Süden, dem „Waldhauser Weg“ im Westen, der wohl parallel zur Brigach verlief, und einem *Ansic* genannten Punkt im Osten, vermutlich die heutige Flur „Sandspitz“ (Hippengehr) am nördlichen Ausläufer des Hohenbachs.¹⁰² Das Kloster sprach diesen Wald in einer Klage gegen Villingen als sein Eigentum an, was von den Villingern missachtet worden sei, die dort den Wald abgeholzt und verwüstet hätten, jede Strafe ablehnten und vorbrächten, sie hätten diesen Wald bereits seit über 40 Jahren (*per quadraginta annos et ultra*) in ihrem Besitz gehabt, weshalb dessen Nutzung keine Rechtsverletzung darstelle.

Einige Jahre zuvor, vermutlich um 1287, muss es deswegen heftige Auseinandersetzungen gegeben haben, von den Beteiligten als *krieg* bezeichnet.¹⁰³ Darin verwickelt war wohl auch der Villingener Stadtherr Egen von Fürstenberg, allerdings auf Seiten des Klosters. Zumindest ist es sehr verdächtig, dass gerade aus der Zeit zwischen dem Urteil im Januar 1290 und der anschließenden Vereinbarung im Juni 1291 im Sommer 1290 ein Sühnevertrag zwischen Graf Egen und der Stadt geschlossen wurde, in der er den Bürgern verspricht, dass er sie nicht mehr in den von ihm selbst gewährten Rechten beeinträchtigen werde.¹⁰⁴ Die Übergriffe Egens gegenüber der Stadt werden in der Urkunde nicht konkret benannt, die Reaktion der Villingener muss jedoch so heftig gewesen sein, dass ihnen sogar König Rudolf von Habsburg die Gunst entzog. Erst einige Monate nach dem Sühnevertrag nahm der König auf Bitten Egens Rat und Bürgerschaft von Villingen wieder in seine Gnaden auf.¹⁰⁵ In den Streit um den Breitbrunnenwald könnte Egen aufgrund seiner Stellung als ehemaliger St. Georgener Vogt verwickelt worden sein, dessen Schwager Bertold von Falkenstein die Vogtei wohl nach 1282 übernommen hatte, dem Egen selbst gegenüber der eigenen Stadt beistehen wollte.¹⁰⁶ Möglicherweise hatte er aber auch eine günstige Gelegenheit gesehen, gegen unliebsame Bestimmungen und Rechte vorzugehen, die er bei der Übernahme der Stadtherrschaft 1284/86 der Bürgerschaft hatte zugestehen müssen.¹⁰⁷

St. Georgen erlitt in dem Prozess letztlich eine klare Niederlage und musste in der im Juni 1291 geschlossenen Vereinbarung den Besitz des Breitbrunnenwalds durch die Villingener in den genannten Grenzen anerkennen, während die Stadt dem Kloster für seine Mühen und Ausgaben eine Entschädigung in Höhe von 30 Mark Silber sowie einen Garten vor der Stadt übergab.¹⁰⁸ Wenn das Urteil bedeutet, dass damit die Position der Villingener anerkannt wurde, heißt das, dass die Bürger schon vor mehr als 40 Jahren, also schon vor 1250, den Wald zum Schlagen von Holz genutzt hatten. Dies führt zurück bis in die reichsstädti-

sche Zeit Villingens unter staufischer Herrschaft, in der die oben genannten großen Bauprojekte das Stadtbild bestimmten und die Stadt vermutlich als Interimsstandort St. Georgens zwischen 1224 und 1255 diente. Ihren massiven Bedarf an Bauholz dürften sich die Villingen im Breitbrunnenwald gestillt haben, weil ihnen in den Waldgebieten der zisterziensischen Nachbarn allenfalls ein Weiderecht, aber kein Recht auf Holzschlag zustand. Sämtliche der Bauprojekte waren im Interesse des Klosters, zumal dann, wenn sich aus einem Recht des Klosters an Grund und Boden des Stadtareals Einnahmen in Form von Bodenzinsen ergeben haben sollten. Insofern ist es wahrscheinlich, dass das Kloster auch ein Interesse an einer Versorgung der Stadt und ihrer Bürger mit Bauholz besaß. In dieser Situation erscheint es plausibel anzunehmen, dass St. Georgen den Villingern Zugang zu den klostereigenen Waldgebieten nördlich der Kirnach gewährt hatte. Dieser Zustand dürfte sich angesichts der langwierigen Bauprojekte in der Stadt, wie auch des eigenen Klosterneubaus in St. Georgen, über mehrere Jahrzehnte fortgesetzt haben. In der Wahrnehmung der Villingen entwickelte sich daraus ein Gewohnheitsrecht auf die Nutzung des Breitbrunnenwalds.

Politisch zogen das Kloster und die Villingen Bürger in den 1240er Jahren zunächst am selben Strang, beide vereint auf der Seite des Staufers Friedrich II. Während St. Georgen jedoch spätestens 1248 ins päpstliche Lager gewechselt war, standen die Villingen noch 1249 treu zu dem geannten Kaiser.¹⁰⁹ Bereits hier dürfte das gute Verhältnis zwischen Kloster und Stadt Risse bekommen haben. Spätestens mit der Weihe des Klosterneubaus in St. Georgen 1255, womit der Konvent die Stadt wieder verlassen konnte, wird sich die Diskussion um die weitere Nutzung des Waldes verschärft haben. Mit dem Erwerb des Hofes Runstal und dem Gut in Waldhausen von Salem 1259 hatte sich die Waldallmende der Stadt und die Möglichkeiten zum Holzschlag plötzlich enorm vergrößert. Im gleichen Jahr starb auch der seit 1220 regierende St. Georgener Abt Heinrich II., der wohl den Großteil seiner Amtszeit im Exil seines Klosters in Villingen verbracht und die Öffnung des Breitbrunnenwalds ursprünglich veranlasst hatte. Seine Nachfolger scheinen indes weniger geneigt gewesen zu sein, diese Situation weiter zu tolerieren, konnten aber den zwischenzeitlich verfestigten Eindruck einer gewohnheitsrechtlichen Nutzung nicht mehr widerlegen, weshalb es Ende der 1280er Jahre zum großen Knall zwischen dem Kloster und der Stadt kam.

Die Sühne von 1291 scheint das Verhältnis von Kloster und Stadt indes nicht sonderlich verbessert zu haben. Im Jahr 1306 bezeugte der Abt von St. Georgen an der Seite des Stadtherrn Egen von Fürstenberg den Eintritt von Egen, Sohn des Stadtherrn, in die Villingen Johanniterkommende. Dies ist allein eine Bestätigung des guten Verhältnisses des Fürstenbergers zu dem Kloster, wie es wohl bereits um 1287/91 bestanden hatte.¹¹⁰ Seinen Besitzstand in Villingen selbst scheint St. Georgen im 14. Jahrhundert bis auf den Pflughof weiter abgebaut zu haben. In den Quellen tritt das Kloster nur noch zu Gütern im Umland, etwa einem Klosterhof in Vockenhausen, in Erscheinung.¹¹¹ Das um 1380/90

entstandene älteste Urbar des Klosters verzeichnet nur noch wenige Einträge zu Villingen, darunter nicht einmal mehr das von Dietprecht Liebermann 1279 in der Erbsenlache übergebene Gut oder den 1291 als Entschädigung von den Villingern erhaltenen Garten „auf der Rossgrube“.¹¹²

Die Herren von Schwarzenberg und von Kürneck: Zähringische Untervögte über den Besitz von St. Peter und St. Georgen auf der Baar?

Im Zusammenhang mit den beiden vermutlichen Motten auf dem Keferberg und nahe des Oberen Tores wurde zuvor angedeutet, es könnte sich hierbei um Anlagen des 12. Jahrhunderts handeln, die den im Auftrag der Zähringer handelnden Untervögten als Sitze dienten. Hierzu stellt sich die Frage, wer diese Untervögte gewesen sein könnten. Heiße Kandidaten für die Untervogtei über die Güter und Leute von St. Peter sind die Herren von Schwarzenberg, die bereits als Vögte des Klosters Waldkirch Erfahrung hatten und bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts in rekordverdächtigter Häufigkeit als Zeugen für Güterschenkungen an St. Peter innerhalb des Rotulus Sanpetrinus auftreten, ebenso wie ein Angehöriger der Familie als Mönch in St. Peter nachgewiesen ist.¹¹³ Der letzte Schwarzenberger Konrad IV. (belegt 1189–1210) verfügte Ende des 12. Jahrhunderts über umfangreichen Besitz in Runstal, Herzogenweiler, Rietheim, Überauchen und Dürnheim sowie eine Mühle in Villingen.¹¹⁴ Im Gegensatz zu seinen Vorfahren, die zur engeren Gefolgschaft der Zähringer zählten, war Konrad IV. in das Lager ihrer staufischen Rivalen gewechselt und hatte das Gut Runstal mit den obigen Besitzungen dem König und späteren Kaiser Heinrich VI. (1184–1197) übertragen, das er anschließend wieder als Lehen zurückerhielt.¹¹⁵ Der Zeitpunkt dieses Vorgangs ist nicht bekannt, dürfte jedoch zwischen dem Jahr des Regierungsantritts Heinrichs VI. als König 1184 und dem Jahr 1189 stattgefunden haben, als sich Konrad dem Kreuzzug Kaiser Friedrichs I. in das Heilige Land angeschlossen hatte.¹¹⁶ Zwischen etwa 1195 und 1207 veräußerte Konrad das (Lehns-)Gut Runstal an das Kloster Salem, wovon wir aus mehrfachen Bestätigungen durch die Könige Philipp von Schwaben von 1208 und Friedrich II. von 1210, 1213 und 1214 erfahren.¹¹⁷ Wohl noch vor der Übergabe an Heinrich VI. hatte Konrad den Bürgern von Villingen und anderen Anliegern das Recht zur Nutzung eines Teils der Waldungen des Guts Runstal gewährt, die sogenannte „Gemeinmark“.¹¹⁸ Dieser Vorgang bestätigt eine besondere Beziehung des Schwarzenbergers zur frühen Stadt Villingen, die vermutlich auf seiner Rolle als Inhaber der zähringischen Untervogtei über die lokalen Güter und Leute des Klosters St. Peter gründete.

Interessant ist der angenommene Zeitrahmen der Übergabe des Guts Runstal an Heinrich VI. zwischen 1184 und 1189, fällt er doch genau in die Jahre der Eskalation des Streits um die Roggenbacher Schenkung und die vermutete Übertragung der Sanpetriner Güter in und um Villingen an St. Georgen. Daher stellt sich die Frage eines möglichen Zusammenhangs. Wenn Konrad IV. als zähringischer Untervogt über die Sanpetriner Güter in Villingen eingesetzt

war, könnte er die zu Runstal gehörenden Güter möglicherweise nicht als familiäre Eigengüter, sondern als Amtslehen zur Ausübung seiner Vogteitätigkeit von St. Peter erhalten haben. In diesem Fall musste Konrad mit deren vollständigem Verlust rechnen, wenn die Güter an St. Georgen übertragen werden sollten. An die Zähringer als Drahtzieher der ganzen Sache konnte er sich nicht wenden. Als einzige Lösung boten sich aber deren königliche Rivalen, die Staufer, an. Die Übergabe an Heinrich VI. mit der postwendenden Rückbelehnung an Konrad könnte so eine vom König gedeckte Sicherung des Guts vor dem Zugriff der Zähringer bzw. St. Georgens gewesen sein, die überhaupt nur dann Sinn ergibt, wenn es sich tatsächlich um Güter handelte, über deren Besitz sich Konrad nicht sicher sein konnte.

Wenngleich St. Georgen somit die Übernahme des Guts Runstal verwehrt blieb, so erhielt das Kloster wohl doch die übrigen Besitzungen St. Peters in Villingen übertragen. Für den Schutz dieser und auch der älteren Güter St. Georgens auf der Baar ist ebenfalls eine zähringische Untervogtei anzunehmen. Der Kreis der Kandidaten hierfür beschränkt sich ebenfalls nur auf eine Familie: die Herren von Kürneck.¹¹⁹

Eine Beziehung der Kürnecker zu St. Georgen lässt sich zunächst nur auf Umwegen herstellen. Hugo von Kürneck wird im April 1185 als Untervogt Herzog Bertolds IV. von Zähringen über den Besitz des Großmünsters Zürich in Unterschwenningen erwähnt.¹²⁰ Dieser Amtsbereich erstaunt, liegt doch die heute ruinöse Stammburg auf einem Felsen über der Kirnach, etwa 2 km östlich von Unterkirnach. Eine Erklärung bietet vielleicht der Blick auf die Vogteiverhältnisse in Oberschwenningen: Dieses befand sich spätestens 1139 im Besitz von St. Georgen!¹²¹ Insofern stellt sich die Frage, ob Hugo von Kürneck oder vielleicht bereits einer seiner Vorfahren von den Zähringern nicht zugleich auch als zähringischer Untervogt für den St. Georgener Besitz in Oberschwenningen eingesetzt worden war schon deshalb, um auf engerem Raum Konflikte um die jeweiligen Zuständigkeitsbereiche zu vermeiden. Wenn dies in beiden Schwenningen der Fall gewesen sein sollte, dann könnte dies aber auch für andere St. Georgener Besitzorte gegolten haben, womit der Blick auf die Lage der Burg Kürneck zurückfällt. Diese sitzt inmitten der damaligen Grenzverläufe zwischen Runstal und Roggenbach sowie dem St. Georgen gehörenden Waldgebiet Langmoos nördlich der Kirnach, an das sich im Norden das Klosterareal selbst anschloss. Die Annahme erscheint plausibel, dass die Kürnecker auch in diesem Gebiet Vogteiaufgaben für das Kloster wahrnahmen.

Die Hinweise verdichten sich mit einem Blick auf die Vereinbarungen zwischen Villingen und dem Kloster Salem um die Runstaler „Gemeinmark“ im Jahr 1225, wo in der Zeugenliste an vorderster Stelle die beiden Brüder Heinrich und Hugo von Kürneck, vermutlich Söhne des 1185 erwähnten Hugo, erscheinen.¹²² Der Grund dafür dürfte in der kleinen Siedlung Volkertsweiler gelegen haben, deren Gemarkung an die „Gemeinmark“ anstieß oder sich sogar teilweise darin befand. Bezüge des Ortes zu St. Georgen sind bereits Ende des 11. Jahrhunderts

belegt, aber erst Mitte des 14. Jahrhunderts wird deutlich, dass das Kloster hier über grundherrschaftliche Rechte verfügte, ebenso wie die Kürnecker als Lehns Herren auftreten.¹²³ Im Jahr 1373 wird erwähnt, dass die Niedergerichtsbarkeit über den Ort an der Burg Kürneck hing.¹²⁴ Wir wissen nicht, wie weit die Rechte sowohl St. Georgens als auch der Kürnecker in Volkertsweiler zurückreichen, doch könnten Heinrich und Hugo bereits 1225 und davor Ortsherren von Volkertsweiler gewesen sein, ebenso wie auch St. Georgen Grundherr in Volkertsweiler war, wahrscheinlich mit den Kürneckern als deren Vögte.

Wie die Beteiligung als Zeugen der Einigung von 1225 zeigt, hatten sich die Kürnecker nach dem Tod Bertolds V. von Zähringen mit König Friedrich II. als neuem Vogt von St. Georgen (und Stadtherr von Villingen) arrangieren können. Bereits 1222 tritt Hugo von Kürneck als Zeuge bei einem Rechtsgeschäft im staufischen Rottweil auf. Nach der vermuteten Übernahme der St. Georgener Vogtei durch die Grafen von Fürstenberg sind die Kürnecker ab 1254 dann entsprechend in deren Gefolgschaft und Ministerialität nachgewiesen.¹²⁵ Ihre vermutete Rolle als Untervögte hielt einzelne Angehörige der Familie allerdings nicht davon ab, gegen die Interessen St. Georgens zu handeln. In dem Streit des Klosters mit Villingen um den Breitbrunnenwald stand etwa Heinrich von Kürneck zumindest in den Jahren vor 1285 klar auf der Seite der Villingen und erhielt von diesen einen kleinen Teilbereich im Westen des Waldareals als Belohnung, den er 1292 an St. Georgen veräußerte.¹²⁶

Als St. Georgener Untervögte auf der Baar und in Villingen wäre zu erwarten, dass die Kürnecker auch über Güter in oder im näheren Umfeld der Stadt verfügten. Tatsächlich lassen sich einzelne solcher Positionen in den Quellen fassen, allerdings sicher erst im 14. Jahrhundert. Darunter zählt etwa ein 1352 nur einmal erwähnter Dinghof in Villingen, der ein fürstenbergisches Lehen war, aber sich wohl bereits 1265 in der Hand der Kürnecker befand und vermutlich im Areal Villingen-Altstadt zu lokalisieren ist.¹²⁷ Noch weiter zurück dürfte der Besitz einer Mühle vor dem Oberen Tor gehen, die 1330 mindestens zwei Linien der Herren von Kürneck gemeinsam gehörte und als Lehen an einen Villingen Bürger ausgegeben worden war.¹²⁸ Der ungeteilte Besitz der Mühle in einer Hand dürfte bis in die Zeit der beiden Brüder Hugo und Heinrich von 1225 zurückreichen.¹²⁹ In unmittelbarer Nähe zu der Mühle, einige Meter östlich des Oberen Tores, befindet sich eine der beiden potentiellen Motten. In dem Gebäude auf der Erhebung befand sich ehemals eine Schwesternsammlung, die ab 1310 als „Kürnecker Sammlung“ nachgewiesen ist. Die Bezeichnungen der Villingen Schwesterngemeinschaften gehen alle auf deren Behausung zurück, so etwa die Schwestern der Waldhauser Sammlung, der Sammlung am Oberen Tor oder der Vetter Sammlung im Vetterhaus.¹³⁰ Die „Kürnecker Sammlung“ dürfte demnach in einem nach den Kürneckern benannten Gebäude residiert haben, wobei es sich vielleicht tatsächlich um eine ehemalige Burganlage im Besitz der Herren von Kürneck handelte, zu der vielleicht auch die vor dem Oberen Tor gelegene Mühle gehörte. Somit erscheint nicht ausgeschlossen, dass es sich hierbei tatsächlich um

den ehemaligen wehrhaften Sitz der für Villingen zuständigen Untervögte, vielleicht bereits der Schwarzenberger für die Grundherrschaft von St. Peter, später aber der Herren von Kürneck für den Villinger Besitz von St. Georgen, handelte.

Zusammenfassung

Die ältere Forschung zur Frühgeschichte der Stadt Villingen in der Zeit des späten 11. bis 13. Jahrhunderts konzentrierte sich fast ausschließlich auf die Zähringer als Träger und treibende Kräfte der Siedlungsentwicklung und des Prozesses der Stadtwerdung Villingens nach dessen Verlagerung in den Brigachbogen. Zwar festgestellt, bislang aber eher schemenhaft zu erkennen war die Rolle der Klöster St. Georgen und vor allem St. Peter in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. Angestoßen durch den Hinweis von JUTTA KRIMM-BEUMANN auf die Kirchenstiftung des Eberhard von Betberg und die Identifizierung dieser Kirche mit dem Vorgängerbau des Münsters, lässt sich die Rolle St. Peters in diesem Prozess ganz erheblich schärfen und vor allem auch konkreter datieren.

Möglicherweise als Ersatz für das im staufisch-zähringischen Ausgleich 1098 verlorene Rottweil entwickelten die Zähringer, allen voran Herzog Bertold III. (1111–1122) und nach ihm dessen Bruder Konrad (1122–1152), die Idee, das seit 999 mit Marktrecht ausgestattete Dorf Villingen(-Altstadt) zu einem befestigten Ort auszubauen. Vermutlich weil die topographische Lage des Dorfes in einer Talmulde östlich der Brigach keine guten Voraussetzungen zur Erweiterung des Siedlungsbereichs und der Anlage einer Befestigung bot, wurde der Siedlungskern um etwa 1,5 km nach Nordwesten auf die andere, flachere Seite der Brigach verlagert. Im Nordwesten dieses Areals verfügten die Zähringer spätestens um 1120 über einen Hof. Weitere Güter dort befanden sich wohl im Besitz von zähringischen Ministerialen, aber auch von Freien. Vor dem Hintergrund der Siedlungsverlagerung hatten die Zähringer ein Interesse daran, ihre Herrschaft auch auf deren Güter auszudehnen, ebenso wie letztere eine stärkere Anbindung an die Herzöge wollten. Eine Mittlerposition und Klammer dazu stellte das von den Zähringern bevogtete Kloster St. Peter dar, dem Freie wie auch Ministeriale nach dem Vorbild der Herzöge ihre Güter, insbesondere im Umfeld des zähringischen Hofes im Brigachbogen, schenkungsweise überließen. Diesen Hof gab Herzog Konrad zwischen 1122 und 1132 in einem für St. Peter wohl sehr vorteilhaften Tauschgeschäft an das Kloster weiter, möglicherweise auf Vermittlung des vor Ort sitzenden Ministerialen Heinrich von Villingen. Dessen Vater könnte der Priester Eberhard von Betberg gewesen sein, der auf dem Hofareal zwischen 1122 und 1143 auf eigene Kosten eine relativ große Kirche, den Vorgängerbau des Münsters, errichten ließ, die den erheblichen Umfang der Sanpetriner Grundherrschaft im Brigachbogen widerspiegeln dürfte. Die Schutzgewalt über diese Grundherrschaft und deren Angehörige lagen ganz in den Händen der Zähringer als den Klostervögten. In diesem Zusammenspiel von Schenkern, Kloster und Vögten wurde die Basis der planmäßigen Anlage einer

Siedlung um den Hof und die Kirche geschaffen. Zum Schutz der noch über längere Zeit unbefestigten Siedlung wurden vermutlich zwei Motten errichtet, die das Hofareal zu beiden Seiten flankierten und den von den Zähringern beauftragten Untervögten oder vielleicht auch einem Klostermeister als Sitz dienten. Wohl in der Regierungszeit Herzog Bertolds IV. (1152–1186) setzte ein schrittweiser Ausbau der Siedlung nach Süden und Osten ein, mit der Anlage eines Straßenkreuzes und Straßensystems, das sich an einem zeitgleichen, mehrfach gegliederten Stadtbachsystem ausrichtete. Spätestens um 1170 waren größere Teile des späteren Stadtareals aufgesiedelt und die Stadtwerdung zumindest baulich in vollem Gange.

Bereits unter Bertold IV., vor allem aber unter Bertold V. (1186–1218) scheint St. Peter als Besitzer von Gütern auf der Baar und in Villingen nicht mehr länger erwünscht gewesen zu sein. Stattdessen entwickelte insbesondere Bertold V. in den letzten Jahren der Herrschaft seines Vaters ein Interesse daran, dem Kloster St. Georgen in und um Villingen zu Besitz zu verhelfen, und sei es mit Gewalt. Es hat den Anschein, als ob St. Peter unter dem Druck Bertolds V. möglicherweise bald nach 1186 seinen kompletten Güterbesitz in Villingen abstoßen musste, der danach auf unbekanntem Weg an St. Georgen übereignet wurde. Es sind letztlich nur eine Reihe von Indizien, die jedoch in der Zusammenschau das Bild einer herausragenden Stellung St. Georgens in Villingen im 13. Jahrhundert vermitteln, während St. Peter als Besitzer Villingener Güter spurlos verschwunden ist. Auf dieser klösterlichen Grundherrschaft, zunächst St. Peters, danach St. Georgens, bildete sich wohl im späten 12. Jahrhundert die Stadt aus, die um 1200 auch eine Befestigung erhielt. Die Herrschaft der Zähringer über die Stadt basierte maßgeblich auf den Schutz-, Herrschafts- und Gerichtsrechten, die sich aus der Vogtei über den Sanpetriner und dann St. Georgener Besitz und dessen Leute ableitete. Deren Besitz war demnach ein wichtiger Baustein, wenn nicht gar der Schlüssel zur Übernahme der Stadtherrschaft, wie dies – auch hier letztlich nur auf der Basis von Indizien – für den Herrschaftswechsel von dem 1218 verstorbenen Bertold V. auf den Staufer Friedrich II. und das Reich und danach um 1250/53 auf Graf Heinrich I. von Fürstenberg nachvollziehbar ist.

An die Vermutung, dass der St. Georgener Konvent nach dem Klosterbrand von 1224 für über 30 Jahre in Villingen Quartier bezog und dafür 1233/34 einen größeren Wohnbau errichtete, knüpft sich die Überlegung an, ob nicht auch der Abriss der inzwischen etwa 100 Jahre alten Villingener Klosterkirche und der Neubau des Münsters ab Mitte der 1220er Jahre mit den Bedürfnissen des St. Georgener Konvents nach einem adäquaten Kirchenraum vor Ort zusammenhing. Um diese und andere lokale Bauprojekte realisieren zu können, benötigte die Bürgerschaft Zugang zu ausreichenden Mengen an Bauholz, der ihnen aber von ihren zisterziensischen Nachbarn aus Salem und Tennenbach verwehrt wurde, weshalb St. Georgen in die Bresche sprang und den Bürgern den Breitbrunnenwald zum Holzschlag öffnete. Dessen wohl Jahrzehnte andauernde

Nutzung entwickelte sich aus Villingen Sicht zu einem Gewohnheitsrecht, welches das Kloster in den Jahrzehnten nach 1255 nicht mehr länger hinnehmen wollte, weshalb es um 1287 zu einer militärischen Auseinandersetzung der Bürger mit dem Kloster und ihrem eigenen Stadtherrn Egen von Fürstenberg kam, aus denen die Villingen jedoch letztlich als Sieger hervorgingen.

An der Seite der Bürger stand in diesem Konflikt Heinrich von Kürneck, dessen Familie möglicherweise bereits um 1185 die zähringische Untervogtei über den gesamten St. Georgener Besitz auf der Baar innehatte, so auch in Villingen, wo die Kürnecker in ihrer Amtsfunktion die Motte am Oberen Tor als Residenz erhalten haben könnten. Als Sanpetriner Untervögte hatten zuvor vermutlich die Herren von Schwarzenberg gedient, deren letzter Vertreter Konrad IV. sich möglicherweise in Reaktion auf die von Bertold V. forcierte Güterübertragung von den Zähringern abwandte und in das Lager der Staufer wechselte, denen er das wohl überwiegend aus Sanpetriner Besitz bestehende Gut Runstal zu seiner Sicherheit übergab, als Lehen zurückerhielt und später an das Kloster Salem verkaufte.

Nach der 1291 erfolgten Sühne scheinen sich die Beziehungen zwischen Stadt und Kloster weiter abgekühlt zu haben und St. Georgen stieß im 14. Jahrhundert bis auf seinen Pfleghof einen Großteil seiner restlichen Besitzungen in Villingen ab. Erst etwa zwei Jahrhunderte später, nach der Vertreibung aus St. Georgen im Zuge der Einführung der Reformation in Württemberg, kehrte der Konvent 1536 erneut nach Villingen zurück und siedelte sich auf Dauer an.

Glossar historischer Fachbegriffe

Grundherrschaft

Grundherrschaft bezeichnet vorrangig die Herrschafts- und Verfügungsgewalt über abhängige Bauern auf der Basis von Landbesitz. Eine typische Organisationsform der Grundherrschaft war ein zentraler, von einem Verwalter (Meier) besetzter Hof (Meierhof, Fronhof), von dem kleinere Bauernhöfe (Hufen) abhängig waren. Der Zentralhof war sowohl Ablieferungsstelle für Steuern und Abgaben als auch Gerichtsstätte für die gesamte abhängige Hofgemeinde, ebenso wie dort eine zentrale Kirche errichtet werden konnte. Aus Grundherrschaften konnten sich eigenständige Siedlungen entwickeln.

Investiturstreit

Konflikt zwischen Papst und Kaiser um deren Beteiligung an der Einsetzung (Investitur) hoher Geistlicher (Bischöfe und Äbte) der Reichskirche. Begleiterscheinung der seit etwa 1050 vom Papsttum verfolgten Kirchenreform, die auf eine Stärkung der Stellung des Papstes in der Reichskirche abzielte. Der Konflikt eskalierte, weil der Kaiser als Schutzherr der Kirche für sich eine ähnliche Stellung beanspruchte. Ab 1076 Kämpfe zwischen dem Kaiser und dessen Gefolgschaft

gegen Anhänger des Reformpapsttums, mit Schwerpunkt in Sachsen und dem Südwesten des Reichs (Bistümer Konstanz, Straßburg und Basel). Endgültige Beilegung erst mit dem Wormser Konkordat 1122.

Ministeriale, Ministerialität

Ministeriale waren ursprünglich unfreie Gefolgsleute einer geistlichen oder weltlichen Herrschaft, die in Hof- und Verwaltungsämtern, teils auch im Waffendienst, tätig waren und dazu in der Regel von ihrem Herrn mit Dienst- oder Amtslehen ausgestattet wurden. Vom 11. bis 13. Jahrhundert bildeten sie eine eigene soziale Schicht, die meist personen- und besitzrechtliche Einschränkungen hatte (zum Beispiel die Zustimmung des Herrn zur Eheschließung oder Veräußerung von Eigengütern).

Patronat

Der Inhaber des Patronats(rechts) einer Pfarrei besaß im Fall der Neubesetzung des Pfarrers das Vorschlagsrecht eines Kandidaten gegenüber dem Bischof, dem in der Regel nachgekommen wurde. Zu den Hauptpflichten des Patronatsherrn gehörten die Entlohnung des Pfarrers und der Unterhalt des Kirchenbaus, wozu er auf Erträge der Güter der Pfarrkirche zurückgreifen konnte. Die restlichen Einkünfte gingen in den Besitz des Patronatsherrn über. Das Patronatsrecht hing in der Regel an einem Teil des Kirchenguts (Widumgut, häufig ein Hof).

Vogtei/Vogt

Die Vogtei war eine Schutzherrschaft über Institutionen (zum Beispiel ein Kloster) oder Besitzungen (zum Beispiel ein Dorf oder ein Hof) und die zugehörigen Personen, mit der meist militärische Befugnisse und die Ausübung der Hoch- und Blutgerichtsbarkeit verbunden waren. Der Vogt wurde entweder von einem Herrn (zum Beispiel dem König) eingesetzt; gerade Klöster nahmen aber häufig für sich in Anspruch, den Vogt selbst wählen zu dürfen. Allerdings wurden Vogteirechte schon im 12./13. Jahrhundert auch vererbt, verkauft oder verpfändet.

Autor

DR. ANDRE GUTMANN

Gebürtiger Villingen. Studium der Mittelalterlichen Geschichte, Historischen Hilfswissenschaften und Volkskunde an der Universität Freiburg im Breisgau, Promotion 2008, 2001–2013 Mitarbeiter an der Abteilung Landesgeschichte, zeitweise wissenschaftlicher Angestellter und Assistent, mit Tätigkeiten in Lehre, Projekten, Redaktion und Lektorat.

Seit 2013 selbstständiger Historiker.

Autor zahlreicher Veröffentlichungen zur südwestdeutschen Landesgeschichte und der Schweiz vom Mittelalter bis in die Neuzeit. Mitarbeiter am kommenden Band 1 der Stadtgeschichte von Villingen-Schwenningen.

Gabelsbergerstraße 24
79111 Freiburg im Breisgau
andre.gutmann@gmx.de

Anmerkungen

- 1 Vgl. zu St. Peter vor allem MATHIAS KÄLBLE, Villingen, die Zähringer und die Zähringerstädte. Zu den herrschaftsgeschichtlichen Rahmenbedingungen der Stadtentstehung im 12. Jahrhundert. In: Villingen 999–1218: Aspekte seiner Stadtwerdung und Geschichte bis zum Ende der Zähringerzeit im überregionalen Vergleich. Hg. von HEINRICH MAULHARDT und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen 27 = Veröffentlichung des Alemannischen Instituts 70). Waldkirch 2003, S. 143–166; zu St. Georgen KARL WEBER, Stadtgründung und Pfarrei in Villingen. In: Ebd., S. 167–198; allgemein zu St. Georgen: HANS-JOSEF WOLLASCH, Die Anfänge des Klosters St. Georgen im Schwarzwald. Zur Ausbildung der geschichtlichen Eigenart eines Klosters innerhalb der Hirsauer Reform (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 14). Freiburg i. Br. 1964; DERS., Zur Besitzgeschichte des Klosters St. Georgen im hohen Mittelalter. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 116 (1968), S. 419–422; CASIMIR BUMILLER, Untersuchungen zur Geschichte und Baugeschichte des ehemaligen St. Georgener Pfleghofs. In: Das Abt-Gaisser-Haus in Villingen. Untersuchungen zur Geschichte und Baugeschichte. Hg. vom Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen 14). Villingen-Schwenningen 1997, S. 18–44.
- 2 JUTTA KRIMM-BEUMANN, Das Bistum Konstanz 7: Die Benediktinerabtei St. Peter im Schwarzwald (Germania Sacra. Dritte Folge 17), Berlin/Boston 2018. Vgl. auch: Die ältesten Güterverzeichnisse des Klosters St. Peter im Schwarzwald. Der Rotulus Sanpetrinus und Fragmente eines Liber monasterii sancti Petri. Edition, Übersetzung, Abbildung, bearb. von JUTTA KRIMM-BEUMANN (Veröffentlichungen der Kommission für Geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 54). Stuttgart 2011.
- 3 Vgl. allgemein CLAUDIA ZEY, Der Investiturstreit, Stuttgart 2017, S. 41–77.
- 4 Vgl. dazu im Überblick WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 175 f.
- 5 FRANZ BEYERLE, Die Grundherrschaft der Reichenau. In: Die Kultur der Abtei Reichenau. Erinnerungsschrift zur zwölfhundertsten Wiederkehr des Gründungsjahres des Inselklosters 724–1924. Hg. von KONRAD BEYERLE und PETER P. ALBERT, München 1925, S. 472 f.
- 6 WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 183 f. Anm. 96–99; BUMILLER, St. Georgener Pfleghof (wie Anm. 1), S. 21 f.
- 7 Notitiae Foundationis et traditionum monasterii S. Georgii in Nigra Silva. Hg. von OSWALD HOLDER-EGGER. In: MGH SS 15/2, Hannover 1888, c. 82, S. 1018; dazu ebd., c. 89, S. 1019: *Anno liber homo 14. Kal. Decembris [= 18. November 1094] obiit, qui dudum dediderat eidem martyri apud villam Filingen quadrantem unius mansi.*
- 8 Belege bei WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 184 mit Anm. 100–107.
- 9 Vgl. ebd., S. 184 f.
- 10 KÄLBLE, Stadtentstehung (wie Anm. 1), S. 151 f.; KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 300–304.
- 11 KRIMM-BEUMANN, Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), R 28 (Eberhard; derselbe möglicherweise auch in R 96 und R 135 als Zeuge), R 29 (Herolt, Ocila; vgl. auch R 168), R 30 (Rudolf), R 31 (Azzo), R 32 (Engelbold), R 33 (Birhtilo/Hildebold), R 34 (Hildebert und Nothwic), R 36 (Burkard; derselbe möglicherweise auch in R 96), R 166, Z. 1074 f. (Priester Eberhard). Vgl. auch die Aufstellung bei KÄLBLE, Stadtentstehung (wie Anm. 1), S. 151 f.
- 12 Ebd., S. 152.
- 13 Vgl. WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 168, 187 zum Vergleichsbeispiel Ulm.
- 14 BERTRAM JENISCH, Die Entstehung der Stadt Villingen. Archäologische Zeugnisse und Quellenüberlieferung (Forschun-

- gen und Berichte der Archäologie des Mittelalters 22), Stuttgart 1999, S. 59.
- 15 Fürstenbergisches Urkundenbuch [im Folgenden FUB]. Hg. vom Fürstlichen Archiv in Donaueschingen, Bd. 1–7, Tübingen 1877–1891, hier Bd. 5, Nr. 279: *ecclesiam b. Mariae in Vylingen, quae dicitur ecclesia mater, sitam extra muros, [...], et eiusdem ecclesiae capellam, sitam infra muros, b. Johannis* [...]. Bereits zum Jahr 1291 ist das Münster *sancti Johannis infra muros Vilingenses* erwähnt, das im Umkehrschluss auch eine Kirche *extra muros* nahelegt. FUB 1, Nr. 615.
- 16 WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 191 ff.
- 17 JENISCH, Villingen (wie Anm. 14). Kritik an der Arbeit und Teilen ihrer Ergebnisse bei CHRISTIAN GILDHOFF, Ein neues Bild des frühen Villingen? Anmerkungen zu einer Neuerscheinung. In: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte 61 (2002), S. 55–90.
- 18 JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 39 f., 189 ff.; zuletzt zusammenfassend DERS., Neue archäologische Befunde zu Zähringerstädten im rechtsrheinischen Raum (Freiburg im Breisgau, Villingen, Neuenburg am Rhein). In: Archäologie und Geschichte der Stadt in der Zähringerzeit. Hg. von STEPHAN KALTWASSER und HEINZ KRIEG (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 61), Freiburg/München 2019, S. 63–87, darin S. 71–74.
- 19 Vgl. auch die kritischen Anmerkungen bei KÄLBLE, Stadtentstehung, S. 152 f.; GILDHOFF, Neues Bild (wie Anm. 17).
- 20 PAUL REVELLIO, Beiträge zur Geschichte der Stadt Villingen, Villingen 1964. Bedauerlicherweise haben die Ergebnisse der 2003 publizierten historischen Studien von KÄLBLE, Stadtentstehung, und WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), in der archäologischen Forschung keine größere Rezeption erfahren. Das 2019 in JENISCH, Zähringerstädte (wie Anm. 18), S. 71–74 vermittelte Bild entspricht im Wesentlichen immer noch dem allein auf archäologischer Basis formulierten Forschungsstand von 1999.
- 21 Zum Folgenden vgl. KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 300–304.
- 22 Necrologium minus monasterii S. Petri Nigrae Silvae. Hg. von FRANZ LUDWIG BAUMANN. In: MGH Necr. 1, Berlin 1888, S. 337 zum 17. September.
- 23 KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 301.
- 24 Zur Bedeutung von *aedificare* im Sinne von „ausbauen“ statt „errichten“ vgl. Mittellateinisches Wörterbuch bis zum ausgehenden 13. Jahrhundert, Bd. 1. Redigiert von OTTO PRINZ unter Mitarbeit von JOHANNES SCHNEIDER, München 1967, Sp. 288, *aedificio*, A, 2a.
- 25 KRIMM-BEUMANN, Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), L 6.
- 26 Hier ist die Übersetzung ebd. zu korrigieren, die den letzten Teil in das Präsens setzt.
- 27 Vgl. KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 189.
- 28 KRIMM-BEUMANN, Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), R 166, Z. 1074 f.
- 29 KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 301, 304. Als zeitgenössisches Vergleichsbeispiel bietet sich eine Passage in der um 1142 revidierten Magdeburger Bischofschronik an, wo auf eine *vetus structura* verwiesen wird (MGH SS 12, Hannover 1861, S. 414), bei der es sich um die bald nach 1130 begonnene „Nordkirche“ nördlich des späteren Doms handelte. Vgl. dazu RAINER KUHN u. a., Aufgedeckt. Ein neuer ottonischer Kirchenbau am Magdeburger Domplatz. Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt, Halle/Saale 2005.
- 30 Vgl. GÜNTER STEGMAIER, Zur Frühgeschichte der Villingen Frauenklöster und ihrer Topographie. In: Villingen und die Westbaar. Hg. von WOLFGANG MÜLLER. Bühl 1972, S. 165 mit Anm. 72. Zum Patronat der Pfarrkirche vgl. WOLFGANG MÜLLER, Die Kirchengeschichte Villingens im Mittelalter. In: ebd., S. 108. Entgegen JENISCH, Villingen (wie Anm. 14),

- S. 59 mit Anm. 319 befand sich diese Kapelle 1270 nicht in Besitz der Fürstenberger, sondern nur ein Hof in deren unmittelbarer Nachbarschaft. FUB 1, Nr. 468.
- 31 LUDWIG MOSER, Romanische Portale in Schwaben, Diss. phil. masch. Universität Freiburg i. Br. 1921, S. 76 ff., der das Westportal in Abhängigkeit zu den Portalen des Südquerhauses des Straßburger Münster sieht, die er noch auf die Zeit um 1240/50 datiert, was inzwischen jedoch auf um 1220 korrigiert wurde. Vgl. auch THOMAS KEILHACK, Das Münster Unserer Lieben Frau zu Villingen. Ein archäologischer Beitrag zur Baugeschichte. In: Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen 5 (1980), S. 25 ff., danach auch JENISCH, Villingen, S. 94. CORD MECKSEPER, Rottweil. Untersuchungen zur Stadtbaugeschichte im Hochmittelalter, Diss. phil. Univ. Stuttgart 1969, S. 267 datiert das Westportal „nach 1200“ (vgl. auch GILDHOFF, Neues Bild [wie Anm. 14], S. 67 mit Anm. 40). Die ältere Datierung auf die Zeit um 1180/90 von KARL GRUBER, Zur Baugeschichte des Villingener Münsters. In: Mein Heimatland 29 (1942) 1, S. 6 ist überholt.
- 32 THOMAS KEILHACK, Archäologische Untersuchungen im Münster U. L. F. zu Villingen. In: Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen 4 (1978/79), S. 23–30; KEILHACK, Münster (wie Anm. 31). Es handelt sich dabei allein um Vorberichte des Ausgräbers, der leider keine Aufarbeitung der Grabungsdokumentation vorgelegt hat. Vgl. JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 90 mit Anm. 559 f.
- 33 Ebd., S. 89–97, darin besonders S. 90 ff., S. 95 Abb. 53; JENISCH, Zähringerstädte (wie Anm. 18), S. 71 ff.
- 34 Vgl. JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 132 ff. mit Anm. 629.
- 35 Keilhacks zeitlicher Einordnung der wenigen Keramikfunde in die Mitte bis zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts (vgl. KEILHACK, Münster [wie Anm. 31], S. 36 f.) wird von JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 96 widersprochen.
- 36 KEILHACK, Münster (wie Anm. 31), S. 36 f.
- 37 Heinrich Hug's Villingen Chronik von 1495 bis 1533. Hg. von CHRISTIAN RÖDER (Bibliothek des Litterarischen Vereins Stuttgart 164). Tübingen 1883, S. 1.
- 38 Vgl. MONIKA SPICKER-BECK, 999 und 1119. Wege der historischen Überlieferung und Geschichtsschreibung in Villingen. In: Menschen, Mächte, Märkte. Schwaben vor 1000 Jahren und das Villingen Marktrecht. Hg. von CASIMIR BUMILLER (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen 20). Villingen-Schwenningen 1999, S. 69–89, darin S. 73–76; BERENT SCHWINEKÖPER, Die heutige Stadt Villingen – eine Gründung Herzog Bertolds V. von Zähringen (1186–1218). In: Die Zähringer. Veröffentlichung zur Zähringer-Ausstellung, Bd. 1: Eine Tradition und ihre Erforschung. Hg. von KARL SCHMID, Sigma- ringen 1986, S. 75–100, darin S. 78 f. zur fehlerhaften Darstellung der Zähringerzeit und dem Übergang Villingens an Fürstenberg. Der Vorspann enthält auch die älteste Überlieferung zu einem Villingen Stadtbrand von 1271, von dem unter anderem das Spital verschont geblieben sei, welches aber überhaupt erst um 1284/86 gestiftet wurde (vgl. WOLFGANG BERWECK, Das Heilig-Geist-Spital zu Villingen im Schwarzwald von der Gründung bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Verfassung und Verwaltung (Schriftenreihe der Stadt Villingen [3]). Villingen 1963, S. 4 f.). Den Loskauf Villingens von den Fürstenbergern legt der Vorspann auf 1325 statt korrekt 1326.
- 39 SCHWINEKÖPER, Villingen (wie Anm. 38), S. 89 f.
- 40 JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 96 f. In DERS., Zähringerstädte (wie Anm. 18), S. 73, sind diese Vorbehalte komplett aufgegeben. Demnach sei der Vorgängerbau des Münsters „zu Beginn des 12. Jahrhunderts“ kurz nach dem Turm

- der Altstadtkirche errichtet worden. Zu 1090 vgl. *Notitiae foundationis* S. Georgii (wie Anm. 7), cap. 54, S. 1015; KÄLBLE, Stadtentstehung (wie Anm. 1), S. 147.
- 41 Vgl. oben zu Anm. 28.
- 42 Vgl. SCHWINEKÖPER, Villingen (wie Anm. 38), S. 89 f.; GILDHOFF, Neues Bild (wie Anm. 14), S. 75.
- 43 Vgl. dazu oben zu Anm. 22 ff. KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 300, geht aufgrund ihrer Übersetzung des Nekrologeintrags, wonach Eberhard nicht nur die Kapelle, sondern auch den Hof errichtet habe, von zwei Höfen des Klosters in Villingen aus.
- 44 KRIMM-BEUMANN, Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), R 168; vgl. auch oben Anm. 11.
- 45 KRIMM-BEUMANN, Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), R 166, Z. 1017 f.: *Heinrico de Vilingen ob pratum quoddam obpignorandum curti nostre contiguum date sunt marche II*. Vgl. auch ebd. Anm. 646.
- 46 KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 300, sieht ihn als direkten Pfandgeber. Dagegen wird in mehreren zugehörigen Untereinträgen zu R 166 (vgl. etwa Z. 1037–1052) in solchen Fällen auf eine direkte Zahlung für eine meist zeitlich limitierte Pfandnahme von Gütern an den oder die Pfandgeber verwiesen.
- 47 Vgl. oben Anm. 28.
- 48 Vgl. BERTRAM JENISCH, Villingen: archäologische Zeugnisse der Besiedlung im 11. und 12. Jahrhundert. In: Villingen 999–1218 (wie Anm. 1), S. 59–78, darin S. 67 f. mit Verweis auf Waldkirch als allerdings erst im Spätmittelalter belegtes Parallelbeispiel der Burg eines Klostermeiers und eines Vogts in unmittelbarer Nachbarschaft. Zum Bau der Villingen Stadtmauer vgl. JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 165–172, bes. S. 166; DERS., Zähringerstädte (wie Anm. 18), S. 74 f., 78 ff.
- 49 Vgl. oben zu Anm. 12.
- 50 Vgl. ALFONS SCHÄFER, Offenburg, eine zähringische Stadtgründung. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 123/NF 84 (1975), S. 47–64, darin S. 51, 53 f.
- 51 Vgl. WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 187; THOMAS ZOTZ, Die Zähringer. Dynastie und Herrschaft (Urban Taschenbücher), Stuttgart 2018, S. 111, 115. Als weiteres Beispiel ließe sich die Stadt Colmar anführen, deren Gründung im 12. Jahrhundert ebenfalls auf Kirchengut zurückgeht. GABRIEL ZEILINGER, Verhandelte Stadt: Herrschaft und Gemeinde in der frühen Urbanisierung des Oberelsass vom 12. bis 14. Jahrhundert (Mittelalter-Forschungen 60), Ostfildern 2018, S. 73–76.
- 52 Vgl. KÄLBLE, Stadtentstehung (wie Anm. 1), S. 155 f.; allgemein ZOTZ, Zähringer (wie Anm. 51), S. 62–80.
- 53 CHRISTIAN RÖDER, Villingen. In: Die Kunstdenkmäler des Großherzogthums Baden, Bd. 2: Die Kunstdenkmäler des Kreises Villingen. Hg. von FRANZ XAVER KRAUSE. Freiburg 1890, S. 95.
- 54 Vgl. GILDHOFF, Neues Bild (wie Anm. 14), S. 86.
- 55 JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 189 ff.; zusammenfassend DERS., Zähringerstädte (wie Anm. 18), S. 73.
- 56 Vgl. oben Anm. 48.
- 57 Vgl. WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 194–198.
- 58 FUB 1, Nr. 150 (*villa nostra vilingin*); Codex Diplomaticus Salemitanus. Urkundenbuch der Cisterzienserabtei Salem, Bd. 1. Hg. von FRIEDRICH VON WEECH, Karlsruhe 1881 (im Folgenden: UB Salem 1), Nr. 139.
- 59 KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 173 f., S. 304; DIES., Güterverzeichnisse (wie Anm. 2), R 96.
- 60 Allein ein Zins auf einem Villingen Haus in einer Jahrzeitstiftung unbekannten Datums ist belegt. KRIMM-BEUMANN, St. Peter (wie Anm. 2), S. 305. Zu den klösterlichen Pflughöfen in Villingen vgl. BERTRAM JENISCH/KARL WEBER, Kirchen und Klöster im mittelalterlichen Villingen

- und Schwenningen. Baugeschichte und archäologische Aspekte. In: Villingen und Schwenningen. Geschichte und Kultur. Hg. von der Stadt Villingen-Schwenningen aus Anlaß des Jubiläums 1000 Jahre Münz-, Markt- und Zollrecht Villingen im Jahr 999 (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen 15). Villingen-Schwenningen 1998, S. 90–118, darin S. 113 ff.
- 61 Vgl. WEBER, Stadtgründung (wie Anm. 1), S. 187 f.
- 62 Vgl. oben Anm. 26.
- 63 THOMAS ZOTZ, St. Peter unter den Zähringern und unter den Grafen von Freiburg. Hausklosterfunktion und Vogteifrage. In: Das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwald. Beiträge zu seiner Geschichte von der Gründung im 11. Jahrhundert bis zur frühen Neuzeit. Hg. von HANS-OTTO MÜHLEISEN, HUGO OTT und THOMAS ZOTZ (Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts Freiburg 68), Waldkirch 2001, S. 51–78, darin S. 68 und 77 mit Anm. 118; ZOTZ, Zähringer (wie Anm. 51), S. 163 ff.
- 64 Vgl. oben zu Anm. 7 f.
- 65 Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 2, Stuttgart 1858, Nr. 310 (1139), 416 (1179).
- 66 BUMILLER, St. Georgener Pflughof (wie Anm. 1), S. 21 f., 26 f.; Wollasch, St. Georgen (wie Anm. 1), S. 73, 134 f.
- 67 Vgl. zum Folgenden PHILIPP RUPE, Das Zisterzienserklöster Tennenbach im mittelalterlichen Breisgau: Besitzgeschichte und Außenbeziehungen (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 48), Freiburg 2004, S. 312–317.
- 68 Eine Grenzbeschreibung von 1310 legt das Gut Roggenbach auf den Kern der heutigen Gemeinde Unterkirnach entlang der Kirnach und dem Schlegelbach mit einigen Seitenarmen. Das Tennenbacher Güterbuch (1317–1341). Bearb. von MAX WEBER (Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg A 19), Stuttgart 1969, S. 414 f.; vgl. auch KLAUS MAIWALD, Unterkirnach. Geschichte einer Schwarzwaldgemeinde, Bietigheim 1994, S. 17–21.
- 69 Vgl. zusammenfassend ZOTZ, Zähringer (wie Anm. 51), S. 168 f.
- 70 Vgl. Annales Sancti Georgii. Hg. von GEORG HEINRICH PERTZ. In: MGH SS 17, Hannover 1861, S. 296.
- 71 BUMILLER, St. Georgener Pflughof (wie Anm. 1), bes. S. 35 ff.; JENISCH/WEBER, Kirchen (wie Anm. 60), S. 113.
- 72 BUMILLER, St. Georgener Pflughof (wie Anm. 1), S. 26–31; Die Bürgerbücher der Stadt Villingen (1336–1593, mit Nachträgen bis 1791). Quellenedition, bearb. von GUSTAV WALZ (†) und ANDREAS NUTZ (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Villingen-Schwenningen 24), Villingen-Schwenningen 2001, Nr. 809.
- 73 Oberrheinische Stadtrechte, 2. Abt: Schwäbische Rechte, H. 1: Villingen. Bearb. von CHRISTIAN RODER. Hg. von der Badischen Historischen Kommission, Heidelberg 1905, Nr. 26, S. 53, § 66.
- 74 UB Salem 1, Nr. 399, worin ein bis 1275 noch mehrmals belegter *Rudolfo bur-sario* [= Kämmerer] in *Vilingen* als Zeuge auftritt, weshalb ein Salemer Pflughof in Villingen zwingend anzunehmen ist. Ein Tennenbacher Haus ist 1275 Ausstellungsort eines Vergleichs zwischen dem Kloster und der Stadt. BUMILLER, St. Georgener Pflughof, S. 28 f.; JENISCH/WEBER, Kirchen (wie Anm. 60), S. 113 ff.
- 75 Vgl. die Beschreibung des Systems und seines Verlaufs bei JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 161 ff.
- 76 Annales Sancti Georgii (wie Anm. 70), S. 296.
- 77 Vgl. oben mit Anm. 31.
- 78 Auch MÜLLER, Kirchengeschichte (wie Anm. 30), S. 122, sieht in der genannten Kirche das Münster. Der Prozess tagte insgesamt dreimal in Villingen und verlegte sich dann. Cartulaire de Mulhouse, Bd. 1. Hg. von XAVIER MOSSMANN, Straßburg 1883, Nr. 26 (26. Februar 1266, tatsächlich 25. Februar), 34 (7./8. April), Nr. 37 (11. Mai),

- 38 (29. Mai), 39 (1./2. Juni), 41 (14./15. Juni), jeweils in Villingen, danach in Hornberg (Nr. 42, 45) und Freiburg (Nr. 46, 48, 51, 52, 54).
- 79 Vgl. dazu VOLKHARD HUTH, Kaiser Friedrich II. und Villingen. Beobachtungen zur Rolle der Stadt in reichs- und territorialpolitischen Konflikten der spätstaufischen Zeit. In: Villingen 999–1218 (wie Anm. 1), S. 199–234, darin S. 222 f.; ZOTZ, Zähringer (wie Anm. 51), S. 186 f.
- 80 FUB 1, Nr. 250, 254; vgl. ZOTZ, Zähringer (wie Anm. 51), S. 186; HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 222.
- 81 Eine Übernahme bereits 1218 ist letztlich nur eine Vermutung der Forschung, sicher belegt ist dies erst durch ein Privileg des Kaisers für das Kloster von 1245. Vgl. unten Anm. 83.
- 82 In gleicher Weise handelte Friedrich II. 1225 den Erwerb der Vogtei über das Kloster Gengenbach vom Bistum Bamberg aus, womit der Staufer in den Besitz der zähringischen Güter in der Ortenau, darunter Offenburg, eintreten konnte. Vgl. SCHÄFER, Offenburg (wie Anm. 50), S. 51, 53 f.
- 83 DANIEL SCHÖPFLIN, *Alsatia aevi Morovingici Carolingici Saxonici Salici Suevici diplomata*, Bd. 1, Mannheim 1772, Nr. 514. Vgl. HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 230 f.
- 84 Vgl. HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 227–232.
- 85 Zur Erbteilung vgl. EVA-MARIA BUTZ, *Adlige Herrschaft im Spannungsfeld von Reich und Region*. Bd. 1: Die Grafen von Freiburg im 13. Jahrhundert (Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau 34,1), Freiburg 2002, S. 77–96.
- 86 Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 4, Stuttgart 1883, Nr. N156.
- 87 Vgl. Regesten der Bischöfe von Straßburg vom Jahre 1202–1305. Hg. von ALFRED HESSEL und MANFRED KREBS (Regesten der Bischöfe von Straßburg 2), Innsbruck 1928, Nr. 1333 und 1334.
- In einer Urkunde von 1265 bezeichnet Heinrich von Fürstenberg Ulrich von Württemberg als seinen Blutsverwandten (*noster consanguineus*). FUB 1, Nr. 455.
- 88 Freiburger Urkundenbuch, Bd. 1. Hg. von FRIEDRICH HEFELE, Freiburg i. Br. 1940, Nr. 245.
- 89 Im Jahr 1254 spricht der Graf von „seiner Stadt Villingen“ und „seinen Bürgern“. FUB 1, Nr. 433. Nach einer heute verlorenen Urkunde soll Heinrich bereits am 2. September 1253 in Villingen die dortige Johanniterkommende gegründet haben. FUB 1, Nr. 442 mit Anm. 2.
- 90 FUB 1, Nr. 525 (1278), Nr. 568, 573–576 (1282), 584 (1283); vgl. auch CASIMIR BUMILLER, Villingen im Spätmittelalter. Verfassung, Wirtschaft, Gesellschaft. In: Villingen und Schwenningen (wie Anm. 60), S. 122.
- 91 FUB 1, Nr. 616.
- 92 FUB 7, Nr. 277. Vgl. HANS HARTER, *Adel und Burgen im oberen Kinzgebiet: Studien zur Besiedlung und hochmittelalterlichen Herrschaftsbildung im Mittleren Schwarzwald* (Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte 37). Freiburg 1993, S. 184–188, bes. S. 187 f. Bertold stand dem Kloster bereits 1282 in einem Rechtsgeschäft zur Seite, die eine vogteiähnliche Stellung vermuten ließe. FUB 5, Nr. 223. Als König Rudolf von Habsburg am 27. Dezember 1282 dem Kloster seine Privilegien bestätigte, finden sich aber nur Heinrich I. von Fürstenberg und dessen Söhne unter den Zeugen, jedoch kein Falkensteiner, was auffällig wäre, hätten diese bereits die Vogtei innegehabt. *Regesta Imperii* VI, 1, Nr. 1745.
- 93 FUB 5, Nr. 188 (4).
- 94 Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Bd. 1, bearb. von HANS-JOSEF WOLLASCH, Villingen 1970, Nr. 25. Zum Salemer Mönch Gosolt Stähelin vgl. Archiv EDITH BOEWE-KOOB / UTE SCHULZE: „Allen, die diesen Brief lesen und hören lesen, tue ich kund ...“

- Urkunden Villinger Frauen aus dem 13. und 14. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen 31). Villingen-Schwenningen 2005, S. 10 f. (1236); FUB 2, Nr. 582; FUB 5, Nr. 188 (3); FUB 5, Nr. 131 (2); FUB 1, Nr. 447 sowie weitere Belege in UB Salem 1, s. Register zu Gosolt.
- 95 JENISCH, Villingen (wie Anm. 14), S. 165–172; DERS., Zähringerstädte (wie Anm. 18), S. 74 f., 78 ff.
- 96 UB Salem 1, Nr. 139. Vgl. dazu HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 216–223; KÄLBLE, Stadtentstehung (wie Anm. 1), S. 160 f.
- 97 FUB 1, Nr. 447.
- 98 ULRICH RODENWALDT, Der Villinger Stadtwald (Schriftenreihe der Stadt Villingen [2]), Villingen 1962, S. 35 vermutet in dem Wald ohne nähere Datierung und Belege „altes Allmendgebiet“.
- 99 Mönchweiler ist erstmals 1258 und in den weiteren Jahrzehnten erwähnt durch Nennung des dortigen Pfarrers, Bertold Schamel, der überwiegend in Beziehung zum Kloster Salem belegt ist und möglicherweise selbst Salemer Mönch war. Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 5, Stuttgart 1889, Nr. 1483; FUB 5, Nr. 188, mit (1) und (2) (1269–1275).
- 100 WOLLASCH, Inventar (wie Anm. 94), Nr. 17, 41. Vgl. zusammenfassend MAIWALD, Unterkirnach (wie Anm. 68), S. 19 ff.
- 101 Dabei ist zu bedenken, dass die heutigen Höfe im Stockwald, Gropptal und Breitbrunnen erst aus späteren Rodungen des 15. Jahrhunderts hervorgingen und das Areal in früheren Zeiten wohl noch fast komplett bewaldet war. Vgl. RODENWALDT, Stadtwald (wie Anm. 98), S. 32.
- 102 Vgl. auch MAIWALD, Unterkirnach (wie Anm. 68), S. 19 f.
- 103 Die Annahme der Datierung beruht auf einer Urkunde von Juli 1287, wonach der Villinger Rat die Anbringung von Wehrerkern auf der Stadtmauer veranlasst hatte, was auf eine aktuelle Sorge vor einem militärischen Angriff oder einer Belagerung schließen könnte. Villingen, Archiv Bickenkloster, AA 6a.
- 104 FUB 1, Nr. 607. Vgl. auch BUMILLER, Spätmittelalter (wie Anm. 90), S. 123 f.
- 105 FUB 1, Nr. 608.
- 106 Vgl. oben zu Anm. 91 f.
- 107 FUB 1, Nr. 591, 596.
- 108 JOSEF BADER, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Stadt Villingen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 9 (1858), S. 476–479.
- 109 HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 230 f. Vgl. auch oben zu Anm. 83.
- 110 FUB 2, Nr. 31.
- 111 WOLLASCH, Inventar (wie Anm. 94), Nr. 40 (1310).
- 112 Generallandesarchiv Karlsruhe, Bestand 66 Nr. 7347, fol. 34v. Zu 1279 und 1291 vgl. oben Anm. 93 und 108.
- 113 Vgl. künftig CLEMENS REGENBOGEN/TOBIE WALTHER, Herren von Waldkirch/Schwarzenberg. In: Personale Bindungen und Handlungsspielräume von Adligen und Ministerialen im Breisgau der Zähringerzeit. Hg. von HEINZ KRIEG, PETRA SKODA, TOBIE WALTHER und THOMAS ZOTZ [in Vorbereitung]; HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 217–219 mit Anm. 52.
- 114 Vgl. oben Anm. 96 ff.
- 115 Berichtet in MGH DD F II, Nr. 201 (1213). Vgl. HUTH, Friedrich II. (wie Anm. 79), S. 216–223; KÄLBLE, Stadtentstehung (wie Anm. 1), S. 160 f. Zu Runstal vgl. auch JENISCH, Zeugnisse (wie Anm. 48), S. 66 f.
- 116 Die Urkunde Friedrichs II. von 1213 (vgl. Anm. oben) spricht von einem Lehnsauftrag Konrads an den verstorbenen Kaiser Heinrich VI. (*Henrico imperatore*), womit eigentlich nur dessen Kaiserjahre von 1191–1197 anzunehmen wären. Allerdings ist es aus der Rückschau von Heinrichs Sohn

- Friedrich II. nur verständlich, dass er seinem Vater den zuletzt getragenen und von ihm selbst beanspruchten Titel zuweist, unabhängig von der Zeitebene des geschilderten Geschehens, die insofern auch bereits die Zeit von Heinrichs Königtum ab 1184 umfassen könnte. Vgl. auch HUTH, Villingen, S. 216–223; KÄLBLE, Stadtentstehung, S. 160 f. Vgl. dazu REGENBOGEN/WALTHER, Schwarzenberg (wie Anm. 113).
- 117 MGH DD Ph, Nr. 172; DD F II, Nr. 115, 201, 235. Eine päpstliche Besitzbestätigung für Salem vom 6. November 1194 erwähnt Runstal noch nicht, entsprechend muss der Erwerb erst danach erfolgt sein. UB Salem 1, Nr. 54. Vgl. künftig REGENBOGEN/WALTHER, Schwarzenberg (wie Anm. 113).
- 118 Vgl. oben Anm. 96.
- 119 Vgl. zu den Herren von Kürneck bislang nur die Arbeit von HERMANN PREISER, Die Herren von Kürneck. Hg. vom Stadtarchiv (Veröffentlichungen des Stadtarchivs Villingen [1]). Villingen-Schwenningen 1975.
- 120 Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich, Bd. 1. Bearb. von JAKOB ESCHER, Zürich 1888–1890, Nr. 339.
- 121 Württembergisches Urkundenbuch, Bd. 2, Stuttgart 1858, Nr. 310 (päpstliche Besitzbestätigung 1139).
- 122 UB Salem 1, Nr. 139. Vgl. oben Anm. 96.
- 123 Im Jahr 1094 war ein *Hilteboldus de Folconeswilare* Zeuge der Schenkung des Anno von Villingen an St. Georgen. Vgl. oben Anm. 7. Zu einem dortigen Gut des Klosters Tennenbach wird 1346 vermerkt, dass davon *von alter ze zinse gen sant Gerien* gehen, ebenso wie *gen Kürnegge ain scheffel roggen vilinger messe*. Stadtarchiv Villingen-Schwenningen 2.01, J 9; Tennenbacher Güterbuch (wie Anm. 68), S. 548 f. Vgl. auch PREISER, Kürneck (wie Anm. 119), Nr. 94.
- 124 Ebd., Nr. 107; vgl. auch Nr. 110 (1383).
- 125 Vgl. PREISER, Kürneck (wie Anm. 119), Nr. 5 (1254), 9 (1265), 10 (1283), 13 (1290), 15 (1291), 19 (1301), 30 (1309).
- 126 Vgl. PREISER, Kürneck (wie Anm. 119), Nr. 11, 15. Vgl. auch ebd., S. 28.
- 127 FUB 2, Nr. 295; vgl. auch PREISER, Kürneck (wie Anm. 119), S. 27 f. Die Datierung auf 1265 und Lokalisierung basiert auf dem Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich (wie Anm. 120), Bd. 4, Zürich 1898, Nr. 1283, wonach den Kürneckern anlässlich einer Beurkundung auf dem Friedhof der Pfarrkirche eine größere Menge an Getreide übergeben wurde, die vermutlich in den nahegelegenen Dinghof abtransportiert wurde.
- 128 JOSEF BADER, Urkunden und Regesten zur Geschichte der Stadt Villingen. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins 8 (1857), S. 117 f.
- 129 Es handelt es sich um mehrere Vettern, Söhne und Enkel der Brüder Heinrich (belegt 1254–1292) und Hugo (belegt 1260 und 1265) oder Burkart (belegt 1257–1265). Die Zuordnung von Hugo (18) und Johannes (19) als Söhne Burkards (6) nach PREISER, Kürneck (wie Anm. 119), Stammtafel, hat keine Beleggrundlage; ebenso könnte der wohl ältere Bruder Hugo (4) der Vater gewesen sein. Vgl. ebd. (2) und (3); zu 1225 vgl. oben zu Anm. 96 und 122, zu 1265 vgl. Anm. 127.
- 130 Vgl. allgemein GÜNTER STEGMAIER, Frauenklöster (wie Anm. 30).

Das Badhaus im Fürstlich Fürstenbergischen Park von Donaueschingen –

Wie die Maschine von Marly die Adelswelt antrieb

von HUBERT MAUZ

Wenn man von der Schützenbrücke kommend, vorbei am Museum Art.Plus, dem Quellentempel und dem Schloss, an der Brigach abwärts in Richtung Zusammenfluss schlendert, taucht nach einem hölzernen Brücklein über einen Seitenbach zunächst ein neoklassizistisches Tempelchen auf. Das Brücklein ist ganz im Stil der Naturbarock-Brückenarchitektur im Fürstlich Fürstenbergischen Schlosspark gestaltet: Rohe Laubholzstämmе, die ineinandergewirkt und verschlungen bei vielen Gewässerübergängen im F.F. Park unverwechselbare Erkennungszeichen sind.

Nach dem Brücklein fällt der Blick auf ein langgestrecktes, gelb-weiß strahlendes Gebäude, das ebenfalls im neoklassizistischen Stil erbaut ist. Es ist das ehemalige Badhaus, durch Umnutzung vor 30 Jahren seither auch „Parkrestaurant“ genannt. Das auffällige Bauwerk hat eine bewegte Geschichte, die nicht nur eng mit dem Fürstenhaus und der Stadt Donaueschingen verwoben ist, sondern bis hin zur adligen Hofkultur von Versailles und der einst gewaltigsten Maschine der Welt führt. Seine Geschichte soll hier erzählt werden.



Das Badhaus im Schwemmfächer der Brigach und Breg mit Einmündung des Donaubachs.
Im Hintergrund Wartenberg, Pföhren und Fürstenberg.

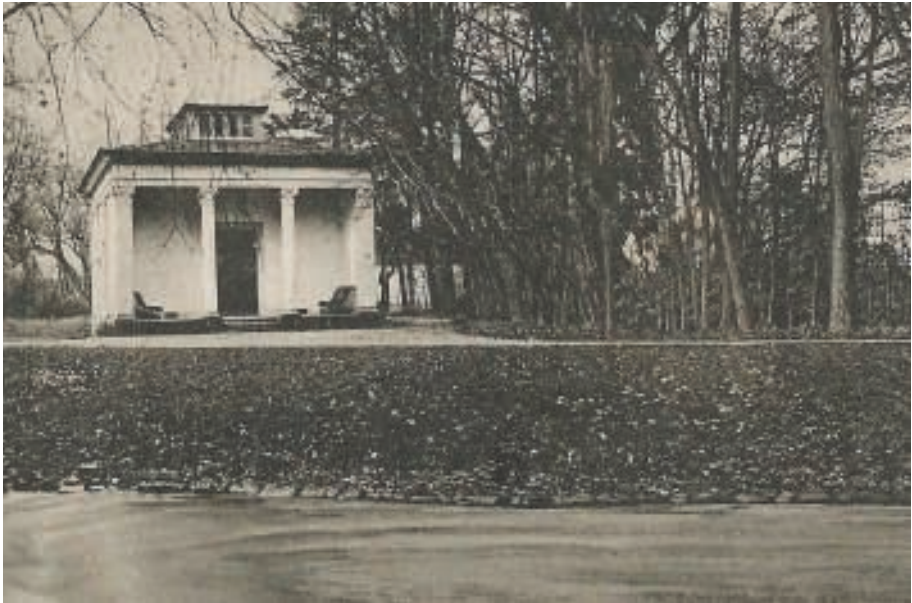
Kolorierte Lithografie nach einer Zeichnung von Jacob Alt, 1820. Stadtarchiv Donaueschingen.



Mädchen unter einer Linde im Park. Im Hintergrund eine für den Schlosspark typische Brücke im „Naturholz-Barock“. Postkartensammlung Höhnle, Stadtarchiv Donaueschingen.

Die Wasserführung im Fürstlich Fürstenbergischen Park

Das mit griechischen Säulen und Kapitellen ausgeschmückte Tempelchen heißt im Volksmund und im Residenz-Sprachgebrauch das „Fischhaus“ oder auch die „Fischmetzig“. Dort züchtete, hegte und pflegte der fürstliche Hoffischer hingebungsvoll und erfolgreich Speisefische für die fürstliche Tafel. Hauptsächlich waren es Donauhechte, Karpfen, Forellen und andere feine Speise- und Tafelfische. Das Wasser im vorbeifließenden Breg-Seitenkanal, der sowohl die gekachelten Hälter-Becken im Fischhaus als auch den danebenliegenden ovalen künstlichen Weiher östlich des Fischhauses mit klarem, frischem Bregwasser versorgte, ist eigentlich ein Teil des Bregwassers, abgeleitet am Allmendshofer Wehr. Dieser seit 1785 bestehende Kanal floss zunächst bis zur Graselli-Tabakmühle, wo die im Fließgewässer schlummernde Wasserkraft für das Stampfen von Tabak genutzt wurde. Diese Tabakmühle, eigentlich eine Stampfmühle, war die Idee eines geschäftstüchtigen Donaueschinger Handelsmannes mit savoyardischen Zuwandererwurzeln. Sie war die erste und einzige fabrikmäßig genutzte Mühle in Donaueschingen. Später, ab dem Jahre 1892, versorgte dieser Bregkanal auch das F.F. Kraftwerk mit Wasserkraft und ab 1920 flutete ein Teilstrom im Winter den Eisweiher am Eishaus. Danach fließt dieses Bregwasser nach Norden Richtung Brigach. Vorher versorgte es ab 1820 das Fischhaus, den Fischweiher und das Badhaus mit Schwimmbecken mit klarem Schwarzwaldwasser. Nebenbei nimmt der Kanal noch die Abläufe der Parkweiher auf, die jedoch von zahlreichen Karst-



Das Fischhaus, auch „Fischmetzg“ genannt, am Breg-Seitenkanal westlich des Badhauses, um 1920.
Private Postkartensammlung.

aufstoßquellen gespeist werden. Eigentlich ist hier der erste Treffpunkt von Brigach und Breg, frei nach dem Spruch: „Wo Brigach, Breg sich erstmals küssen, sie ihren Namen büßen müssen, ab dann entsteht, man ahnt es schon, Europas langer Donaustrom“. So sah es auch der Zeichner einer kolorierten Lithographie von 1820: Das neu erbaute Badhaus thront auf einer leichten Schwemmflächenanhöhe, umschmeichelt von Breg- und Brigachwasser. Seitlich aber murmelt oder rauscht, je nach Quellschüttung der starken Karstquelle unter dem Kirchenfelsriegel, das geheimnisvolle Donaubächlein dem Zusammenfluss zu. Verzaubert betrachtet das „Mädchen mit der Haube“ diese poesievolle Idylle. Der vulkanische Wartenberg und der Jura-Fürstenberg wachen im Hintergrund über das Donauried und den Park.

Das Badhaus

Anfang des 19. Jahrhunderts war im Badischen gerade eine Mode der Reichen und Adligen aufgekommen, zu der man heute Wellness sagt und die man damals Badekultur nannte. In Baden-Baden, in Wildbad, Karlsbad und Badenweiler wurde gekurt, gebadet, gefestet, getafelt und musiziert. Baden oder gar ein eigenes Badehaus gehörte zum guten Ton, war prestigeträchtig und repräsentativ. Natürlich wollten und mussten die Fürstenberger zu diesem Kreis gehören, denn der junge Fürst Karl Egon II. hatte mit der Mediatisierung seine politische Souveränität verloren und war nur noch der Untertan des badischen Großherzogs, und es war sein ganzes Bestreben, sein Prestige und seine Stellung als Standesherr



Der junge Fürst Karl Egon II. zu Fürstenberg und Fürstin Amalie um 1820.

Gemälde von Marie Ellenrieder (1791–1863). Schloss Donaueschingen.

zu bewahren. Und so ließ er 1819, seit dem Vorjahr frisch vermählt mit Prinzessin Amalie von Baden, ein standesgemäßes Badehaus bauen zur angenehmen Überraschung seiner jungen Frau. Was als politische Heirat angedacht war, wuchs zu einer engen, respektvollen, vertrauensvollen und lebenslangen Liebesbeziehung heran. Der Fürst beauftragte seinen Hofmarschall und Oberbaudirektor, am östlichen Ende des geplanten und im Bau befindlichen Parks ein repräsentatives, klassizistisches Badhaus zu errichten. Immerhin war die junge Braut aus dem Unterland klimatisch bevorzugt aufgewachsen, also war Karl Egon gefordert, sie auf der rauen Baar mit mollig-warmer Badekultur zu erwärmen und zu verwöhnen. Sein Hofarchitekt, Freiherr von Auffenberg, legte im Februar 1818 dem Fürsten einen Plan vor, der spontan uneingeschränktes Wohlgefallen fand. Bereits nach kurzer Bauzeit war dieses Badhaus mit zehn Badezimmern und einem stattlichen Außenschwimmbecken zur großen Freude seiner Amalie nutzbar. Das Badhaus mit 38 Meter Länge und 12 Meter Breite in U-Form und dem Schwimm-Außenbecken mit 20 mal 10 Meter Lichtmaß, östlich zwischen den beiden Seitenflügeln gelegen, war ein in weitem Umkreis und im Ostschwarzwald beispielloses repräsentatives Bauwerk. Die zwei großen Eckbadezimmer besaßen gleich zwei Wannen. Das eine Badezimmer war für das Fürstenpaar und das andere für prominente Gäste. Die Wannen wurden luxuriös mit fließendem Kalt- und Warmwasser über Druckleitungen mit regulierbaren Absperrhähnen versorgt. Das Wasser schöpfte man aber nicht aus der nur 30

Meter entfernten Brigach, sondern von der höher gelegenen, sauberen und frischeren Breg. Dort, an der 1,5 Kilometer entfernten Breg bei Allmendshofen, hatte bereits 1789 der erwähnte rührige Geschäftsmann Graselli, dieser savoyardische, mit Wasserenergie erfahrene Einwanderer, ein hölzernes Wehr mit einer Stellfalle gebaut, um über einen künstlichen Kanalufluss Wasser und somit Energie für seine wasserkraftbetriebene Tabakstampfmühle zu bekommen. Diese hölzerne Wehranlage beschädigte in den Jahren von 1789 bis 1919 die bei Hochwasser wilde Breg häufig, was zu ständigen teuren Reparaturen führte.

Das Kanalsystem

Die Versorgung mit Wasser der Badhausanlage erfolgte also 1819 mit Zustimmung des eigentlichen Nutzers und Erbauers Graselli. Von dieser Graselli-Mühle wurde ein Abzweig mit Regulierwehr und ein offener Graben bis zum Badhaus gebaut. Da in offenen Gräben viel Laubwerk, Astwerk, Zweige und Gras mitgeführt wird, wurde, so der altmodische Originalton, ein „Saihwehr“, also ein Rechenbauwerk vor dem Einlauf in das Schwimmbecken, gebaut. Es musste händisch und ständig gewartet und entlaubt werden. Bis zur Umwidmung in „Prinz-Fritzi-Allee“ zu Ehren und zur Erinnerung an den im Ersten Weltkrieg gefallenen Prinzen Fritz ist übrigens in den Parkplänen aus dem 19. Jahrhundert



Kolorierter Parkplan – Ausbauphase um 1850. F. F. Archiv Donaueschingen.

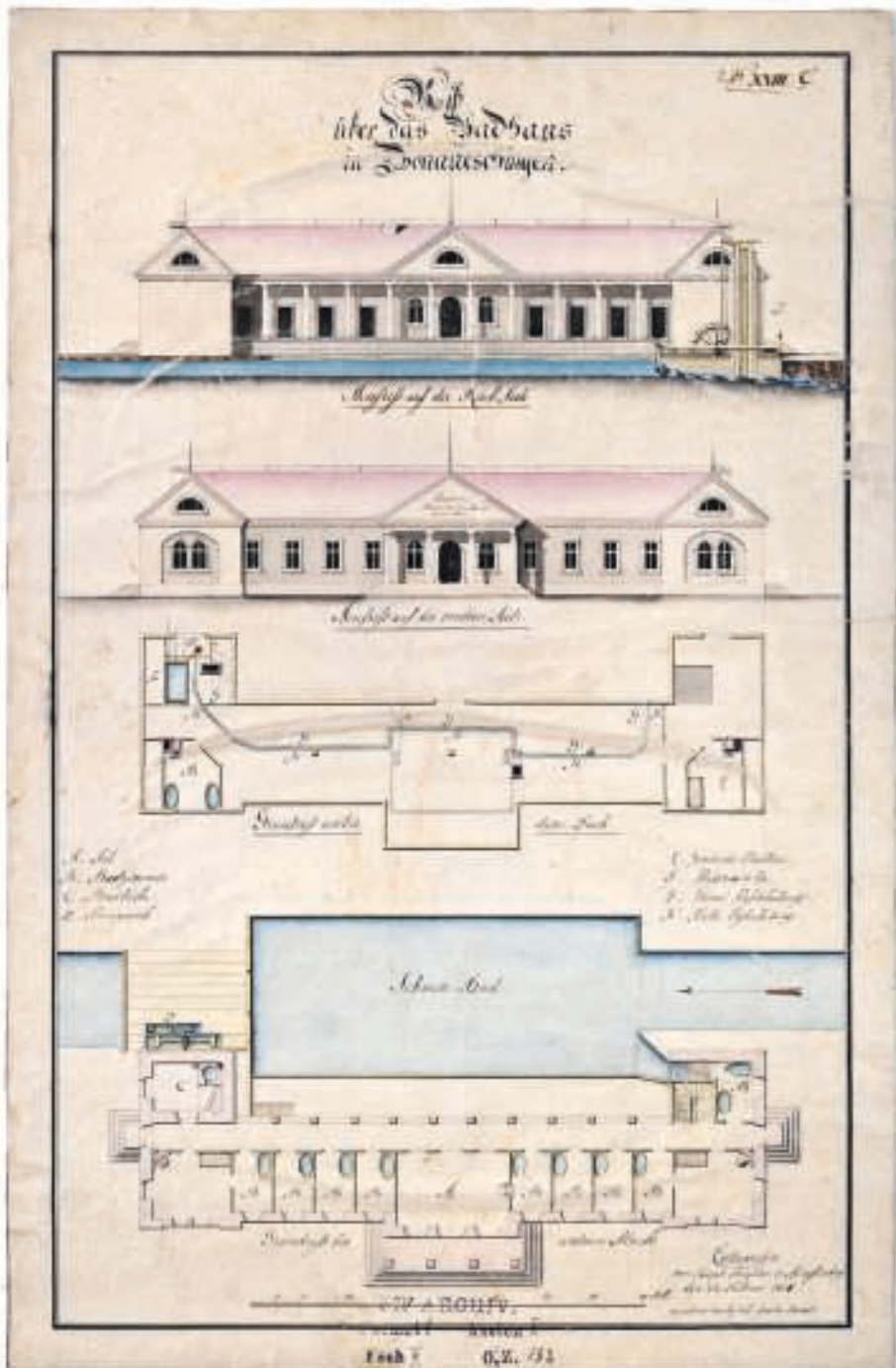
diese anmutige Zufahrtsallee von der Josefstraße zur Graselli-Mühle als „Mühlenstraße“ verzeichnet. Das von diesem Kanal gespeiste Schwimmbecken mit der für die damalige Zeit beachtlichen Größe von 24 mal 12 Meter und bis 2 Meter Tiefe war aber auch ein Speicherbecken zur Energiegewinnung. Auf den kolorierten Ansichten und Grundrissen der Auffenbergplanung beachtet man kaum ein Wasserrad mit einem Vorbau auf der rechten, also nordöstlichen Seite des Badhauses. Selbst der geneigteste Betrachter kann sich kaum einen Reim auf diese Anlage machen.

Die Maschine von Marly

Wer oder was hat den Fürsten, aber auch die anderen zahlreichen europäischen Adelshäuser auf die Idee mit der Wasserkraft am Badhaus gebracht? Auslöser war die gigantische, heutzutage kaum noch bekannte Weltwundermaschine von Marly. Sie förderte mit 14 gewaltigen unterschlächtigen Wasserrädern Wasser von der Seine 190 Meter hoch nach Marly, nur um die Gärten, die Springbrunnen und die Seen von Versailles zur Ergötzung der Lustwandler mit Wasser zu versorgen. Dort kamen gerade mal dürftige 20 Liter pro Sekunde an, was diese Maschine mit einer Förderleistung von höchstens 3 % während ihrer fast 150 Jahre langen Betriebszeit zu der unwirtschaftlichsten Großanlage aller Zeiten machte. Ungefähr 15 % des Versailler Hofetats soll dieser zweifelhafte Lustgewinn verdampft haben. In den europäischen Adelshäusern löste die



Die Maschine von Marly. Schautafel in Marly an der Seine. Repro: Hubert Mauz.



Plan des Badhauses von Aufferberg, 1818. F. F. Archiv Donaueschingen.

gewaltige Maschine einen wahren Hype, einen Kult, eine Wasserkraft- und Springbrunnen-Manie aus. Es kamen die Claqueure, die Neider, die Kopisten und auch viele Spötter, insbesondere aus dem Angelsächsischen und dem Habsburgischen. Adelshäuser in ganz Europa ließen sich inspirieren von der „Maschine von Marly“, der größten Maschine der Menschheit bis ins 19. Jahrhundert, wodurch ein Energiekonkurrenzkampf entfacht wurde. Übrigens fühlte sich die Pompadour in ihrem der Hebeanlage benachbarten Schlösschen am Seinehang von dem infernalischen Geklapper, Geächze und Gekreische des Hebelwerkes sehr gestört. Könnte es sein, dass sie deshalb meist auswärts nächtigte?

Mit Wasserkraft geht's einfacher

Auffenberg machte das 150 Jahre später schon sehr viel besser, günstiger und ergiebiger. Obwohl, wie am Wasserturm am Schwanenweiher schon dargestellt, aus sehr ebenem Gelände kaum Energie generiert werden kann, ergab der lange Kanal von Allmendshofen her doch einen bescheiden nutzbaren Höhenunterschied bis zum Badhaus von 2,5 Metern. Das unterschlächtige Wasserrad, das Architekt Auffenberg am Beckenauslauf anordnen ließ, wandelte die Lageenergie in mechanische Energie um und betrieb eine hölzerne Kolbenpumpe, die pro Hub ungefähr ein Wasserglas in das Dachgeschoss des Badhauses förderte. Dort befand sich ein Zinkwannenbecken, also ein Vorrats-„Wasserschloss“, ein Hochbehälter wie am Schwanensee-Wasserturm. Das sorgte für gleichmäßigen Druck in die Badküche und dann in die Wannenbäder. Der nächste Trick war der große Brühkessel in der Badküche. Der Badewächter und seine Frau mussten Tag und Nacht diesen Kessel mit Holz befeuern und auf Temperatur halten, damit alle Badewannen jederzeit und spontan nutzbar waren. Die Aufgabe des Badewächterehepaares, das in einem Bedienstetenzimmer wohnte, war, für den enormen Holzvorrat zu sorgen, der von den Parkwächtern bereitgestellt wurde. Zur Belohnung ihrer treuen Dienste besaßen sie in ihrem Kämmerlein eine eigene Sitzbadewanne zum persönlichen Gebrauch. Sie mussten das Holz verarbeiten, den Brühkessel ständig befeuern, das Schwimmbecken sauber halten und den Seihrechen säubern. Sehr treue, ehrerbietige und dienstbeflissene Personen waren dazu notwendig.

Badelust und Badekultur

Je nach Lust und Laune gingen die fürstlichen Familienmitglieder und ihre häufig anwesenden Gäste aus Nah und Fern entweder zu Fuß gemächlich über die Schlossbrücke durch den Park an der Brigach entlang zum Badhaus oder ließen sich bei unfreundlichem Wetter Landauer einspannen und zum Badhaus kutschieren.

Im Foyer des vom Badewächter geheizten Gebäudes war ein Ruheraum mit Kanapee, Chaiselongue, mit gemütlichen Sesseln und Tischen eingerichtet. Eine Bibliothek lud zum Verweilen und sorgte für Unterhaltung und Bildung. Natürlich durften ein Spinett sowie zahlreiche Streich-, Blas- und Zupfinstrumente

nicht fehlen, denn nach dem erquickenden und belebenden Bad war oft Hausmusik bei kleinen Speisen und Getränken angesagt. Seit Wolferl und Nannerl mit Vater Leopold Mozart fast zwei Wochen im Schloss dem fürstlichen Hofstaat aufgespielt hatten, war Musik in der Residenz unverzichtbares Kulturgut. Sicher waren auch die Hofmusiker ständig in Bereitschaft, um den vergnügten, fröhlichen Badegästen bei Bedarf und auf Abruf zur Unterhaltung aufzuspielen. Das aktuelle Werbeposter des „Parkrestaurants“ gibt ein anschauliches Bild dieser sicher manchmal auch frivolen Nächte und bildet die Lebenswelt dieser Zeit aufs Trefflichste ab.

Energietechnik des Badhauses

Was aber hat eigentlich das am Auslauf des Schwimmbeckens angeordnete Wasserrad für eine Leistung erbracht? Wieder ist das physikalische Maß der Dinge das sehr ebene Gelände im Park, in der sumpfigen Donauaue, im energiearmen Schwemmfächer der Brigach und der Breg. Wenn man davon ausgeht, dass der Zulauf vom offenen Graselli-Grabenabzweig gerade mal so 200 Liter pro Sekunde gewesen sein dürfte, das unterschlächtige Wasserrad vielleicht 1 Meter breit war und der Aufstau ungefähr 1,5 Meter betrug, dann ergibt sich bei geschönter Betrachtung eine dürftige Leistung von 1 PS. Das dürfte gerade so gereicht haben, abzüglich des schlechten Wirkungsgrades der mechanischen, beweglichen Teile, der Dichtungen und der Kolben, um mit 2 hölzernen Kolbenpumpen eine ausreichende Menge Wasser ins Obergeschoss des Badhauses zu fördern, damit die zwölf Badewannen jederzeit befüllbar waren. Pro Hub dürfte nur ein Schnapsglas ins „Wasserschloss“, ins Reservoir des Badhauses, gelangt sein, was aber bei ganztägigem Betrieb gerade so ausreichte. Die energetische Leistung des Hebewerkes war also ebenfalls sehr bescheiden, aber das verspottete Wirkungsgraddebakel von Marly blieb einmalig. Aus der Pumpenliteratur erfährt man, dass die Sattler ständig mit der Herstellung und dem Austausch der ledernen Dichtelemente beschäftigt waren und die Schmiede und Zimmerleute ebenfalls regelmäßig gefordert waren. Bei der Marly-Maschine an der Seine sollen mindestens 20 Ledermacher, 20 Schmiede und 20 Zimmerleute laufend zur Wartung und Unterhaltung der gewaltigen Anlage beschäftigt gewesen sein.

Das Wasser im „Wasserschloss“ im Speicher des Badhauses erzeugte also einen Druck von 0,3 bar. Der Badhausmeister, auch Badewärter genannt, konnte so aus diesem Leitungsdrucksystem einen großen Warmwasserkessel über einem Holzofen in der sogenannten Badküche aufheizen. Der gesamten Fürstenfamilie, einschließlich der ständigen zahlreichen Gäste, konnte es spontan und jederzeit einfallen, ein erfrischendes und erwärmendes Wannenbad genießen zu wollen, weshalb die zwölf Badewannen allzeit bereit und jederzeit befüllbar sein mussten. Die beiden nobleren, komfortableren Eckzimmer waren mit ihren zwei Wannen erst recht ständig einsatzbereit zu halten. Anno 1820 war dies eine große Errungenschaft und sehr repräsentativ. Fließend Warm- und Kaltwasser mit konstantem Druck aus Leitungen waren nicht ganz alltäglich und Zeichen von Kultur

und Luxus. Zu verdanken war das dem Bregwehr, dem Zulaufkanal, dem „Staubecken“ in Doppelfunktion mit dem Freiluftschwimmbad und dem Wasserrad mit Pumpenhebwerk am Auslauf des Beckens zur Brigach. Dies war das erste Energiewerk im Einflussbereich des technisch fortschrittlichen Fürstenhauses. Es war die vierte Wasserkraftgewinnung in Donaueschingen nach der Reichenauer Mühle am Donaubach, der bürgerlichen Stadtmühle an der Brigach und der privaten, kommerziellen Graselli-Tabakmühle am Oberlauf des Breg-Seitenkanals. Die fünfte und die pfiffigste und die wirkungsvollste Wasserkraftanlage war dann 1842 das Wasserrad, die Pumpanlage im Wasserturm mit Wasserschloss im Obergeschoss am Schwanenweiher. Sie versorgte den Schlosspark, das Schlossparterre und den Hofgarten mit komfortablem Wasserdruck.

Ende der Energie aus Wasserkraft und Modernisierung des Badebetriebes

Anno 1870, also nach ungefähr 50 Jahren, baute man das Wasserrad und die Pumpen ab und installierte eine Heizkesselanlage. Die neue Wasserversorgungsleitung, die nun das Badhaus mit Druckwasser versorgte, kam vom neu erbauten, dampfmaschinengetriebenen Pumpenhaus, auch Maschinenhaus, später F.F. Elektrizitätswerk genannt. Gegossen und geliefert wurden die Zuleitungsrohre von der „konzerneigenen“ fürstlichen Maschinenfabrik Immendingen. Diese Gießerei konnte Rohre bis 3 Zoll herstellen. Vermutlich ist diese Kesselanlage nicht mehr mit Holz, sondern mit Koks befeuert worden, denn diese Kohle konnte man nun an der Kohleverladerampe der Schwarzwaldbahn am Bahnhof beziehen. Nacheinander wurden die Badewannen ausgebaut, so dass 1877 nur noch die vier Wannen in den Eckzimmern nutzbar waren.

Natürlich hielt man die Badekultur nach den Vorbildern der nordbadischen Bäder aufrecht. Gesellschaftssaal, Empfangs- und Ruheshalle, Bibliothek und Musikempore sorgten nach wie vor für Entspannung und höfische Unterhaltung. Bis ins Jahr 1896 waren die Wannenbäder in Betrieb. In diesem Jahr wurde im Schloss eine mit Kohle beheizte Dampfheizung eingebaut, womit das Badhaus als Gesellschaftsdomizil und Warmbadekult Geschichte war – nicht aber das Freibad mit dem Schwimmbecken. Der Bevölkerung wurde nun vom Fürsten die öffentliche Nutzung erlaubt. Aus Unterlagen kann man ersehen, dass die Kesselanlage 1905 von einem Schaffhauser Schrotthändler gekauft wurde und die Firma Otto Thedy, Eisenwaren und Spedition aus der Karlstraße, den Abbau, Abtransport und die Verladung am Bahnhof bewerkstelligte.

Der Badewächter und seine Frau kümmerten sich weiterhin um das Schwimmbad und das Badhaus. Sie wurden nun auch Hoffischer und waren für die Fischzucht im Weiher, im Fischhaus-Hälterbecken und für das Filetieren in der Fischmetzge, wie das Fischhaus auch genannt wurde, verantwortlich. Das gekachelte Hälterbecken, also das Wässerungsbecken im Fischhaus, war 4,2 mal 4,2 mal 2,4 Meter groß und mit glasklarem Bregwasser gefüllt. Ab 1902 war eine Familie Seemann, nomen est omen, für den Fischfang – auch mit Waidling auf der Brigach, wie ein Foto zeigt – und das Badhaus zuständig. Der Hoffischer



Der Hoffischer im Waidling auf der Brigach vor dem Badhaussteg. Private Postkartensammlung.

Seemann wurde schwer krank und zog vom Badhaus in die Stadt. Nachdem der Hoffischer nicht „in den Stiefeln“, sondern unseemännisch im Bett gestorben war, durfte seine Witwe auf Veranlassung des Fürsten „wegen guter Ausführung ihrer Aufgaben“ und „zum Dank für ihre Dienste und guten Verrichtungen als Badewächter und Hoffischer zum lebenslänglichen Wohnen“ wieder kostenlos in die neu hergerichtete Wohnung im Badhaus einziehen.

Seit dem Jahr 1916 wohnte der Hoffischer Hermann im zwischenzeitlich muffigen, schimmeligen, feuchten, kaum beheizten Badhaus. „Auf Wunsch seiner Durchlaucht wird die Wohnung vom Physikus Dr. Schöning untersucht, ob sie den gesundheitlichen Beziehungen genügt“, so steht es in den Akten des Badhauses. Der Doktor empfahl den Einbau von Luftschächten und ordnete eine Sanierung der Wohnung an, „damit sie den gesundheitlichen Interessen der Bewohner“ oblag. Patriarchalisches, fürsorgliches Verhalten zum Wohle der Bediensteten, verbunden mit der Sorge um die zuverlässigen und fleißigen Mitarbeiter, war im Fürstenhaus Usus.

„Tempora mutantur“ – die Zeiten ändern sich ...

Bis 1936/37 tat sich wenig im zwischenzeitlich etwas heruntergekommenen Badhaus und Schwimmbad. Zu entnehmen ist lediglich, dass die Firma Liebler, Bau-geschäft aus der Friedrichstraße, den Auftrag erhielt, den Zulaufkanal vom Eishaus bis zum Seihwehr für 9.600 Mark mit Steinzeugrohren zu verdolen. Dadurch entfiel teilweise das lästige und aufwändige Warten und Reinigen des Rechens von Geschwemmsel am Seihwehr.



Badhausansicht von Osten mit Außenschwimmbecken um 1920. Private Postkartensammlung.



Schwimmsportler der Wehrmachtsangehörigen um 1938. Private Postkartensammlung.

1936 wurde ein Vertrag mit der Wehrmacht abgeschlossen, die in der großen Kaserne in der Nordstadt stationiert war. Die Soldaten aus der Kaserne durften ab dem nächsten Jahr im Parkbad Schwimmsport zur Ertüchtigung betreiben. Sehr großzügig begnügte sich der Hausherr Max Egon mit nur 1.500 RM pro Jahr für die Nutzung durch das Militär. Dem Wehrmachtsmajor Max Egon war offensichtlich an der Wehrtüchtigung und der Schwimmtauglichkeit der Soldaten viel gelegen. Ab 1937 also marschierten die Wehrmachtssoldaten mit Marschliedern auf den Lippen durch die Stadt und über den besagten idyllischen Holzbarock-Steg im Alten Park. Im Parkbad sollten sie das Schwimmen lernen und üben, sich stählen und ertüchtigen für den vaterländischen Kampf. Zwar gab es im großspurig „Strandbad an der Brigach“ genannten Bad unterhalb des Ausflugsrestaurants und Biergartens „Zum Jägerhäusle“ Bademöglichkeiten und Umkleidekabinen, natürlich streng getrennt in Männlein und Weiblein. Aber von Schwimmen konnte im 60 cm tiefen, schlammigen Bach kaum die Rede sein.

Zeitgleich aber war eine kuriose Idee entstanden und sie wurde auch mit baureifen Plänen des F.F. Bauamtes und des städtischen Bauamtes unterlegt. Gemeinsam mit der Stadt wollte man ein neues, größeres Freibad bauen. Vor der Graselli-Mühle, dem Maschinenhaus, wollte man ein Durchströmbad im Bregkanal bauen. Mannschaftsräume, Umkleidekabinen, Sprungbretter waren eingezeichnet. Auch Damenbereiche mit Fraenumkleidekabinen waren im eigentlichen Militärbad vorgesehen. Durch den Nutzungsvertrag des Fürsten mit der Wehrmacht kam dieses Durchströmbad jedoch nicht zustande. Dennoch wurde ein zweiter Plan aufgelegt. Östlich des bestehenden Parkbades sollte nun ein Großbecken mit olympischen Abmessungen entstehen: 50 mal 23 Meter für die Schwimmer, 12 mal 8 Meter für die Nichtschwimmer und sogar ein Wettkampfbereich mit 15 Meter Breite waren vorgesehen. Zum Sonnenbaden war ein



Öffentlicher Badebetrieb ohne Geschlechtertrennung um 1950. Private Postkartensammlung.

streng abgegrenzter Bereich im Süden für Männer geplant und im Norden einer für Frauen.

Von Mütterborn-Grundgedanken und „Kraft durch Freude“ war durch die klare Geschlechtertrennung seltsamerweise nichts spürbar. Auch dieser zweite Plan für ein sehr großzügiges öffentliches Freibad wurde nicht realisiert.

Und noch eine Nutzung stand dem Badhaus bevor: Im Dezember 1943 wurde dem Schreibwarenhandel Ernst Hilscher aus der Lehenstraße erlaubt, Waren in einem Eckzimmer des Badhauses „zum Schutz vor Terrorangriffen“ einzulagern. Man fragt sich verwundert, was an Briefbögen, Schreibblöcken und Schulheften so schützenswert gewesen sein könnte? Schnell kommt man dahinter, dass zum einen das Badhaus sehr abgelegen und versteckt am Parkrand lag und zum anderen brisante, geheime Unterlagen sich gut und unverfänglich tarnen lassen zwischen Bergen von simplem Schreibmaterial.

Im Herbst 1944 war die schmucke Holzbarock-Brücke über die Brigach beim Parkbad völlig vermodert und verfallen. Das Technische Hilfswerk und Pioniere bauten noch schnell im elften Jahr des vermeintlich „Tausendjährigen Reiches“, kurz vor dem absehbaren Ende, mit gespendeten 5 Tonnen Schnittholz des Fürstenhauses eine neue Brücke mit 26 Meter Länge und 4 Meter Breite über die Brigach. So konnte der Anmarsch von der Kaserne des letzten Aufgebotes von Soldaten und Jungvolk ins Wehrrertüchtigungs-Parkbad wieder auf kürzestem Weg erfolgen. Beantragt hat dies noch im Februar 1944 der hartnäckig uneinsichtige Endsiegfanatiker, der unsägliche Nazi-Bürgermeister Sedelmayer. Die Pläne ließ er von seinem subalternen Stadtbaumeister Ganster fertigen. Nachdem diese Brücke fertig war, nun nicht mehr im parküblichen verspielten Holzbarock gestaltet, sondern schmucklos, trivial, hatte nun die Wehrmacht vielsagend „Unterkunftsräume“ in dem abgelegenen und versteckten, mit mächtigen Bäumen gut getarnten Badhaus bekommen. Umgehend musste die Firma Hilscher nun das Schreibwarenlager mit den vermutlich toxischen Papieren einlagen ausräumen und mit den „terrorgefährdeten“ Schulpapierstapeln blitzartig ausziehen. In Donaueschingen hält sich hartnäckig das Gerücht, dass amtliche, brisante und verfängliche Unterlagen aus der Nazizeit in Blechkisten in der Donaueschinger Maiensäss, in Hubertshofen, vergraben sein sollen. Übrigens hielt der mit unbehandelten Balken und Dielen dritter Wahl gebastelte Steg nicht lange. Jugendliche Badebesucher der 50er Jahre wateten lieber durch die seichte Brigach als über den schon wieder morschen Holztorso.

Nachkriegszeit

Das fürchterliche Kriegsdrama war endlich im Mai vorbei. Wie so oft befördern Tragödien aber auch die Satiren. Am 2. August 1945 kündigten die Bürokraten mit den Ärmelschonern an den Stehpulten in der F.F. Kammer „rechtskonform“ und „der Vollständigkeit halber“ der nunmehrigen Phantom-Wehrmacht den Mietvertrag von 1937 zur Nutzung des Parkbades für die Truppe. Es seien ja nun „die Besatzungstruppen einmarschiert“ heißt es im verschwommenen, durch-

scheinenden Durchschlag des Kündigungsbriefes. Wo das Original des an die Wehrmacht adressierten Briefes eingeworfen wurde, ist aus den Unterlagen leider nicht zu erfahren.

Im Juni 1949 bekamen nun auch die Besatzungstruppen, das französische Militär, die Erlaubnis, das Parkbad kostenlos und uneingeschränkt zu nutzen. Ab Mai 1950 wurde vom Fürsten ebenfalls wohlwollend verfügt, dass das Fürstenberg-Gymnasium und der Turnverein Donaueschingen das Bad kostenlos nutzen durften, die Öffentlichkeit gegen Bezahlung, was die einfallsreichen Donaueschinger meist kreativ umgingen.

Ein Einwand lässt nicht lange auf sich warten: Am 9. Juni 1951 ging bei Dr. Johne, dem Chef der F.F. Kammer, ein Brief ein, adressiert an den durchlauchtigsten Fürsten, sehr gewunden geschrieben vom fundamental-katholischen und tieffrommen Dekan Konrad Held, gebürtig aus Wolterdingen, wo er als asketischer Hirte im Weinberg des Herrn und Gottesmann immer noch verehrt wird. Er beantragt im Bittgesuch an Seine Durchlaucht,

daß wieder getrennte Badezeiten der Männer und der Frauen wegen der heutigen lockeren Auffassungen von Moral, Anstand und Sitte eingeführt werden sollen. Der Badebetrieb habe trübe Erscheinungen gezeigt, sodaß es anständigen Menschen unmöglich ist, das Bad aufzusuchen.

Dr. Johne als erster Sichter und Vorempfänger dieses Briefes ließ vermutlich den Briefbeschwerer auf das Schreibpult donnern, zeternte und schrieb erregt eine ganzseitige, handgeschriebene, sehr vertrauliche Notiz an Prinz Max. Erstaunlich direkt und überdeutlich, zum Teil sogar unflätig und sehr offen ließ er sich über das nach seiner Ansicht einfältige Begehrt des reaktionären, frömmelischen Klerikers aus. Er gab Prinz Max die eindringliche Empfehlung, dass man der Bitte des Dekans in keinem Fall Folge leisten sollte, den „Papierfetzen“ sogar reißen oder zumindest unter den Tisch kehren sollte. Falls man doch antworte, sollte man sehr deutlich das Ansinnen abschmettern. Mit geradezu staatsmännischer Weisheit und Schlaueit – man kann einen Anflug von Ironie, Häme und Satire herauslesen – verfügte Prinz Max, dass

einmal in der Woche am Dienstag von 8:00 bis 10:00 nur die Männer allein das Bad benutzen können und, auch am Dienstag, ab 10:00 bis 12:00 nur die Frauen allein baden können. Desweiteren bleibt es bei der bisherigen allgemeingültigen Regelung.

Ob nach diesem salomonischen Spruch Seine Durchlaucht bei der nächsten Beichte bei seinem Beichtvater Dekan Held das „Ego te absolvo“ bekam, unterliegt natürlich dem eisernen Beichtgeheimnis. Dass aber beim Lesen des schlitzohrigen Antwortbriefes die asketischen Gesichtszüge des Dekans noch versteinerter waren als sonst, kann man sich leicht vorstellen. Das war aber nicht der letzte Spott, den Dr. Johne über Gesellschaftsfreunde aus dem Residenzsumfeld ausschüttete. Bereits 1950, das Wirtschaftswunder hatte noch nicht einmal

begonnen, wurden aufwändige und baureife Pläne für eine umfassende Renovation und den Umbau des desolaten Freibades vom F.F. Bauamt ausgearbeitet und der Stadtverwaltung vorgelegt. Man hoffte und erwartete, dass die Stadt nun endlich auch einen Beitrag zu einem neuen Freibad für die Bürgerschaft leistete. Die Stadtverwaltung schaute aber wie gewohnt dickfellig zu und setzte wie üblich auf die Großzügigkeit des Fürstenhauses und von Kammerpräsident Dr. Johne gegenüber der Heimatstadt. Ein Jahr später trug das F.F. Bauamt in der Kammer noch einmal das Vorhaben vor und legte sogar einen neuen, überarbeiteten, noch großzügigeren Plan vor. Dieser sah nun einen kompletten Neubau südöstlich des alten Bades mit einem eindrucklichen, in der Region beispiellosen Beckenmaß von 50 mal 16 Meter vor. Wieder schaute die Stadt teilnahmslos zu und setzte auf das Mäzenatentum des Adelshauses. Und jetzt platzten Dr. Johne und sogar der großzügigen Durchlaucht Prinz Max sämtliche Kragenknöpfe: Am 4. Juni 1952 wurde das Bad aus „hygienischen Gründen“ für die allgemeine Bevölkerung geschlossen. Nur noch fürstliche Bedienstete mit Dauerbadekarte waren den hygienischen Mängeln, den Viren, Bakterien und Bazillen gewachsen. Offensichtlich resistent durften nur noch sie, wie Karpfen im Fischteich, im algenmoosigen Parkbad plantschen. So wollte man auf die hartnäckig teilnahmslose Stadt Druck ausüben. Dieser Joker stach und der Schwarze Peter lag nun bei der Stadt. Endlich wurde im Stadtrat beschlossen, dass man das Badhaus mit dem Parkbad und dem Gelände im Südosten bis zum Stadion der F.F. Liegenschaftsverwaltung zum spendablen Preis von 42.000 DM abkaufte. Der Vertrag kam im Juni 1955 zustande. Bereits im Juli 1957 war die Einweihung des für die



Sprungturm-Ensemble im neuen städtischen Parkbad um 1960. Private Postkartensammlung.



Badhaus von Westen im 200. Geburtsjahr 2018. Foto: Hubert Mauz.

damalige Zeit hochmodernen städtischen Freibades, dem Parkschwimmbad, und die stolzen Donaueschinger Jungmänner konnten nun damit angeben, dass sie für ihre Mutproben und Initiationsriten mit 5 Meter den höchsten Sprungturm in der ganzen Region hatten.

Die neuere Geschichte des Badhauses

Die bewegte Geschichte des Badhauses und des Parkbades ist aber noch immer nicht fertig erzählt. Die Stadt als Besitzerin des Badhauses ließ die Altanlage ziemlich verkommen. Diesmal sprang in den 1980er Jahren Fürstin Maximiliane ein, kaufte das Gebäude zurück und richtete eine gehobene Gastronomie darin ein. Zur großen Überraschung schuf sie in dieser Gastronomie noch Platz zur Aufnahme der „AMSEL-Gruppe“, die gütige und menschenfreundliche Betreuerorganisation für an Multipler Sklerose Erkrankte. Im neugestalteten Badhaus, nun Parkrestaurant genannt, nahm sie eine Gruppe dieser Kranken auf. Sie konnten dort wohnen, wurden betreut und gepflegt und vom Koch des Nobelrestau-



Badhausparkplatz und Biergarten, Blick von Osten. Foto: Hubert Mauz.

rants „verköstigt“. Sogar in den Gastronomieräumen, mitten drin mit den dinierenden Gästen, wurden sie einbezogen und integriert. Das Modewort „Inklusion“ war noch lange nicht erfunden und propagiert, als dieser Grundsatz im Parkrestaurant unter der Schirmherrschaft der Fürstin Maximiliane schon gelebt wurde. Eine außergewöhnliche, menschliche, bewunderungswürdige Geste der Fürstin.

Seit ein paar Jahren ist das ganze Areal eine nette, gemütliche Biergarten-gastronomie, gastfreundlich und volkstümlich betrieben von akzentfrei Mundart parlierenden Secondos. Es ist wieder Leben am und im Badhaus eingekehrt. Der Biergarten wird an warmen Frühlings-, Sommer- und Herbsttagen von Parkbesuchern, Sportlern und Anwohnern gerne angenommen. Im festlichen Ambiente des Badhauses können stilvolle und charmante Festlichkeiten abgehalten werden, die sehr an die gesellschaftlichen Anlässe und Feste der Badhausgründerzeit erinnern. Nicht umsonst bewirbt man dieses Eventangebot mit einem Sujet aus dieser Zeit.

Es gibt wenige Gebäude in der Stadt und auf der Baar, die ein so langes, bewegtes und vielschichtiges Leben hinter sich haben wie das legendäre und poesievolle Badhaus im idyllischen fürstlichen Park in Donaueschingen. Dekliniert man die Funktionen in seiner nun 200-jährigen Geschichte durch, so kommt man leicht auf zwei Dutzend Verwendungszwecke. Die alten, knorrigen Buchen, Eichen und Ahornriesen um das Badhaus herum könnten noch manch Geheimnis ausplaudern und den Baarfreunden noch zahlreiche historische, populäre und unterhaltsame Geschichten zuflüstern.

Autor

HUBERT MAUZ

Diplom-Tiefbau-Ingenieur aus
Donaueschingen-Wolterdingen.

Während seiner aktiven Berufszeit in der freien Wirtschaft auch Lehrbeauftragter an der FH Konstanz für Sanierungstechniken. Im Ruhestand Verfasser von Mundartgeschichten, Theaterstücken und technikgeschichtlichen Essays aus der Heimatregion. Lesungen und Vorträge für BHU, Mühlenverband, Badische Heimat, Bürgerstiftung, Baarverein.

Tannheimer Straße 1
78166 Donaueschingen
mauz78166@t-online.de

Quellen und Literatur

Archive: Fa. Brenzinger, Freiburg; Fürstlich Fürstenbergisches Archiv, Hauptkasse: Bausache III/7, Häuserstand LVII/I.

THOMAS BRANDSTETTER: Kräfte messen.
Die Maschine von Marly und die
Kultur der Technik 1680–1840.
Berlin 2008.

HEINRICH FÜRST ZU FÜRSTENBERG/
ANDREAS WILTS (Hg.): Max Egon II.
zu Fürstenberg – Fürst, Soldat, Mäzen.
Ostfildern 2019.

GEORG GOERLIFF: Das „Fürstenberg-Parkrestaurant“ in Donaueschingen – ein ehemaliges Badhaus. In: Fürstenberger Waldbote 31 (1985), S. 3–32.

VOLKHARD HUTH: Donaueschingen,
Stadt am Ursprung der Donau.
Sigmaringen 1989.

Staatliche Beraubung und Versteigerungen jüdischen Vermögens in Villingen

von WOLFGANG HEITNER

Die reichsweit stattgefundenen Versteigerungen jüdischen Hausrates, organisiert durch die staatlichen Finanz- und Zollämter, waren Teil der sogenannten „Arisierung“ jüdischen Besitzes. Deren Ziel war, die jüdische Bevölkerung aus dem Wirtschaftsleben zu verdrängen und die Zwangsenteignung jüdischen Besitzes zugunsten des Staates und der „Arier“ zu organisieren.

Betroffene dieser fiskalischen und materiellen Enteignung durch staatliche Organe waren auch Mitglieder der Villingener Familien Haberer, Schwarz und Schwab. Zusammen mit insgesamt 6.500 badischen und Saarpfälzer Juden wurden sie am 22. Oktober 1940 in das Lager Gurs in den Pyrenäen deportiert. Der beschlagnahmte Hausrat wurde schon einige Wochen später im Auftrag des örtlichen Finanzamtes öffentlich versteigert.

Eine weitere Versteigerung fand im April 1942 statt. Zum Verkauf kamen die Wohnungseinrichtungen von Michael Bloch und der Familie Gideon. Sie konnten noch wenige Tage vor Beginn des Krieges in die Schweiz emigrieren. Der zum Abtransport verpackte Hausrat wurde jedoch von Gestapo- und Zollbeamten beschlagnahmt und bis zur Versteigerung – 2 1/2 Jahre später – eingelagert.

Im Folgenden soll aufgezeigt werden, wie die jüdische Bevölkerung seit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten mit Hilfe erlassener Gesetze und Verordnungen systematisch ihres Besitzes und Vermögens beraubt wurde, wobei die öffentlichen Versteigerungen der Wohnungseinrichtungen und des Hausrates einen Schlusspunkt der Ausplünderung darstellten. Es stellt sich die Frage, wer – neben dem Staat – an der Enteignung des jüdischen Besitzes beteiligt war und zu den örtlichen Profiteuren der Versteigerungen gehörte.

Entrechtung und materielle Ausplünderung

Die Ausgrenzung, Entrechtung und Stigmatisierung der jüdischen Bevölkerung in der Öffentlichkeit begann spätestens am 1. April 1933. Der von der nationalsozialistischen Regierung initiierte und auch in Villingen vor allem von der SA organisierte Boykott jüdischer Geschäfte führte zwar noch nicht zu einer vollständigen Ächtung der Inhaber jüdischer Kaufhäuser, Rechtsanwaltspraxen oder Viehhandlungen durch die Bevölkerung, aber ein Anfang der öffentlichen Diskriminierung war gemacht.

Das wenige Tage später erlassene „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ zielte darauf ab, politische Gegner und Beamte, die nicht arischer Abstammung waren – also Juden – in den Ruhestand zu versetzen. Für

Angestellte und Arbeiter galten entsprechende Regelungen. Ausgenommen waren ehemalige Kriegsteilnehmer und vor dem August 1914 verbeamtete Personen. All diese Ausnahmeregelungen wurden jedoch Ende 1935 aufgehoben.

Die sogenannten Nürnberger Gesetze, verabschiedet während des Reichsparteitages im September 1935, schränkten die Rechtsstellung der jüdischen Bevölkerung sowohl im öffentlichen als auch im privaten Bereich drastisch ein. Es fand eine Einteilung in „Arier“ und „Juden“ statt. Juden konnten demnach nicht „Reichsbürger“ sein, wurden zu „Staatsbürgern“ minderen Rechts degradiert. Das „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ verbot Eheschließungen und „außerehelichen Verkehr“ zwischen Juden und Nichtjuden, untersagte ebenfalls die Beschäftigung arischer Frauen unter 45 Jahren in jüdischen Haushalten.¹

Mit diesen seit der Machtübernahme erlassenen Verordnungen und Gesetzen fand nicht nur eine schrittweise Entrechtung und Ausgrenzung statt, sondern begann auch eine systematische Enteignung der finanziellen und materiellen Grundlagen der betroffenen Personen und deren Familien, die das tagtägliche Leben in diesem Staat immer beschwerlicher machte. Die Konsequenz für einige Jüdinnen und Juden, denen es finanziell möglich war und die über die dazu notwendigen Verbindungen ins Ausland verfügten, war die Emigration in aufnahmewillige Staaten.

Ein Blick auf die Auswanderungszahlen zeigt, dass zunächst nur eine zahlenmäßige Minderheit ihre Heimat Deutschland bis 1935 verließ. Waren es im Jahre der Machtübernahme Hitlers 37.000, verringerte sich die Zahl der Ausgewanderten im folgenden Jahr auf 23.000, um 1935 auf 21.000 Personen zu sinken. Es war das Jahr im Vorfeld der Olympischen Spiele in Deutschland, in dem sich das Nazi-Regime betont weltoffen zeigte und sich in seinen antijüdischen Hetzkampagnen zurückhielt.²

Diese scheinbare Zurückhaltung gegenüber der jüdischen Bevölkerung hielt die Regierung in der folgenden Zeit für nicht mehr notwendig. Erklärtes Ziel der nächsten Jahre war, die Auswanderung der jüdischen Bevölkerung zu forcieren, aber gleichzeitig deren Vermögen mit Hilfe von gesetzlichen Maßnahmen einzubehalten.

Es war scheinlegaler, staatlicher Raub, der nun in großem Ausmaß begann. Schon im Sommer 1935 setzte Reichsfinanzminister Schwerin von Krosigk „unter seinen Beamten einen Ideenwettbewerb in Gang, der die steuerliche Ausplünderung der deutschen Juden bezweckte“³. Skrupel für dieses Verhalten waren nicht vorhanden. Im Gegenteil: Hermann Göring, Generalbevollmächtigter des im Oktober 1936 verabschiedeten „Vierjahresplanes“, stellte in einer Rede vor Gauleitern am 6. Dezember 1938 den Zusammenhang zwischen den Kosten der Aufrüstung und der Verstaatlichung des Eigentums der deutschen Juden auf ehrlich brutale Weise klar: „Der Nutzen aus der Arierisierung kommt ausschließlich und einzig und allein dem Reich zu, d. h. dem Verwalter, dem Reichsfinanzminister, sonst niemanden im ganzen Reich; denn nur dann ist es möglich, das

Rüstungsprogramm des Führers durchzuführen.“⁴ Göring bezog sich dabei auf einen zentralen Punkt des Vierjahresplans: Die deutsche Armee und die Wirtschaft sollten bis 1940 kriegsbereit sein. Die Folgen der damit verbundenen Rüstungsausgaben war ein immenser Schuldenberg, der Ende August 1939 „bereits auf 37,4 Milliarden Reichsmark [...] angewachsen war und fast das Dreifache der Einnahmen für das Haushaltsjahr 1937 betrug“⁵. Erklärtes Ziel der Reichsregierung war es, diesen Schuldenberg mit Hilfe der jüdischen Vermögen abzutragen.

Sondersteuern und Sonderabgaben für Jüdinnen und Juden

Eine der gesetzlichen Maßnahmen, die die Ausplünderung seitens des Staates ermöglichte, war die Erhebung der sogenannten „Reichsfluchtsteuer“. 1931 gegen die Devisen- und Kapitalflucht eingeführt, um die Staatsverschuldung einzudämmen, wurde sie ab Herbst 1934 als Sondersteuer gegenüber ausreisewilligen Juden erhoben. Vor ihrer Auswanderung mussten diese 25 % ihres gesamten Geldvermögens an das Finanzamt abgeben, den Rest in ausländische Devisen umtauschen, wobei der Staat einen erheblichen Teil der Tauschsumme einbehielt. Im Jahr 1934 stieg dieser Anteil auf 65 % an, im September 1939 fielen 96 % an den Fiskus.⁶

Das Attentat auf einen deutschen Diplomaten in Paris durch einen jungen polnischen Juden am 7. November 1938 bot sich als Anlass für Hitler, Goebbels, die Gauleiter und die vielen örtlichen Helfershelfer, „Aktionen“ gegen die jüdische Bevölkerung auszulösen. So angeleitet wurden Synagogen angezündet und zerstört, Juden und Jüdinnen misshandelt, Tausende Personen verhaftet und in Konzentrationslager verschleppt und über 100 Menschen getötet. Große Teile der einfachen Bevölkerung, so berichtet die Gestapo Bielefeld für ihren Bereich, haben „die Aktion gegen die Juden nicht verstanden und mit dem Hinweis verurteilt, daß Derartiges in einem Kulturstaate nicht vorkommen dürfe“⁷. Vor allem die Zerstörung von Geschäften, Wohnungen und Möbeln – von materiellen Werten also – stieß auf Ablehnung vieler Menschen. Mitleid mit den Betroffenen war hier und da vorhanden, jedoch hielt ihre Angst sie meist davor ab einzugreifen oder direkte Hilfe zu leisten.

Aus Sicht des Regimes war die „Aktion“ ein voller Erfolg, wenn auch Göring die „hervorgerufenen Schäden in Millionenhöhe“⁸ beklagte. Jetzt war aber der Zeitpunkt gekommen, die Juden vollständig zu enteignen und ihre Auswanderung zu erzwingen.

Innerhalb weniger Tage wurde eine Reihe von Verordnungen erlassen, die der jüdischen Bevölkerung ihre wirtschaftlichen Grundlagen völlig entzogen. Die „Verordnung über die Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit“ vom 12. November 1938 erzwang, dass die Juden selbst für die in der Pogromnacht angerichteten Schäden aufkommen sollten. Von staatlicher Seite wurden sie auf 1 Milliarde Reichsmark festgelegt. Alle Personen mit einem Vermögen über 5.000 RM sollten eine „Vermögensabgabe“ in Höhe von 20 Prozent ihres

Gesamtvermögens entrichten und in vier Teilbeträgen im Abstand von drei Monaten an das örtliche Finanzamt abführen.⁹

Die am selben Tag erlassene Verordnung zur „Ausschaltung der Juden aus dem Wirtschaftsleben“ untersagte die Führung von Geschäften und Handwerksbetrieben jeglicher Art.¹⁰ Zwei Wochen später folgte die „Verordnung über den Einsatz des jüdischen Vermögens“¹¹, in der den Juden auferlegt wurde, ihre Gewerbebetriebe zu verkaufen oder abzuwickeln, ihren Grundbesitz zu veräußern und ihre Wertpapiere bei einer Devisenbank zu hinterlegen. Außerdem wurde verlangt, „Schmuck, Juwelen und Kunstgegenstände aus Gold, Platin und Silber“ an die städtischen Pfandleihanstalten zu verkaufen, wobei jeweils nur der reine Materialwert der Edelmetalle vergütet wurde.¹²

Die Phase der Entrechtung und Verfolgung, der fiskalischen und materiellen Ausplünderung erreichte damit Ende des Jahres 1938 einen Höhepunkt. In aller Öffentlichkeit waren Juden überfallen, ermordet, ihre Häuser geplündert, ihre Synagogen angezündet worden. Das alles hatte man selbst erfahren, in Zeitungen gelesen oder als Nachbar miterlebt. Niemand konnte sagen, er habe nichts gewusst. Die „Arisierung“, so zieht FRANZ BAJOHHR ein Fazit, entwickelte sich „insgesamt zu einem Bereicherungs-Wettlauf, in dem Günstlingswirtschaft und Korruption an der Tagesordnung waren und von den zahlreichen Institutionen und Personen, ja wachsende Teile der deutschen Gesellschaft profitierten: Städte und Gemeinden, die NSDAP, die Parteimitglieder und eine große Zahl von Personen und Berufsgruppen außerhalb der Partei“.¹³

Finanzamt *Berlin* *12.12.1938*

Steuernummer *911/5739 212*

Das Finanzamt (Finanzkasse) hat folgende Konten:

a) Feststehende Debit Nr. <i>1045</i>
b) Kreditkassenkonto

Bezugsweise auf Nicht-Einzahlung von 100 Reichsmark

Wahlweise bei der Zahlung einbehalten von 100 Reichsmark

bei 100 Reichsmark in einem 10 Reichsmark und ein 10 Reichsmark von 12,50 Reichsmark

Summe 100 Reichsmark

Fördert den unbaren Zahlungsvorteil, es erspart längeres Warten in der Finanzkasse!

Bei persönlichen Einzahlungen empfiehlt es sich, diesen Bescheid vorzulegen.

Die Steuern und Abgaben werden bei der Zahlungsbefreiung berücksichtigt.

Bescheid über die Judenvermögensabgabe

Auf Grund der Durchführungsverordnung über die Vermögensabgabe der Juden vom 21. November 1938 (Reichsgesetzbl. I S. 1638) wird die von Ihnen zu entrichtende Abgabe festgesetzt auf

7 100 - Reichsmark

Die Abgabe beträgt 20 vom Hundert des von Ihnen auf Grund der Verordnung über die An-

Bescheid über die „Judenvermögensabgabe“. Foto: Jüdisches Museum Berlin.

Die Deportation der Juden nach Gurs

Am 22. Oktober 1940 wurde fast die gesamte deutsch-jüdische Bevölkerung Badens und der Saarpfalz deportiert. Ziel war das in Südwestfrankreich am Fuße der Pyrenäen gelegene Internierungslager Gurs. Das im April 1939 eröffnete „Camp de Gurs“ diente zunächst der Aufnahme vom faschistischen Franco-Regime verfolgter republikanischer Soldaten und von Angehörigen der Internationalen Brigaden.¹⁴

Am Tag darauf erließ der Organisator dieser Deportation, Badens Gauleiter Robert Wagner, eine vor der Öffentlichkeit geheim gehaltene Anordnung, die besagte: „Das gesamte Vermögen der aus Baden ausgewiesenen Juden wird beschlagnahmt und dem Land Baden für verfallen erklärt“.¹⁵

Bei den Polizeiverwaltungen der Bezirksämter (hier Bezirksamt Villingen) wurden Abteilungen für die „Verwaltung und Verwertung jüdischen Vermögens“ gebildet. Sie erfassten das Vermögen der Deportierten, versiegelten die Wohnungen, erstellten Inventarlisten, die als Grundlage für die wenige Wochen nach der Deportation erfolgten öffentlichen Versteigerungen dienten. In den am 9. November 1940 vom Reichsführer SS Heinrich Himmler erlassenen „Richtlinien für die Erfassung, Verwaltung und Verwertung der zurückgelassenen Vermögenswerte aus der Pfalz und Baden evakuierter Juden“ wurde genau festgelegt, wie mit den Wohnungen und den Einrichtungsgegenständen, mit Konten, zurückgelassenen Edelmetallen, Grundstücken und Lebensversicherungen verfahren werden sollte. Abschließend wurde verfügt: „Zur Betreibung der Abschiebungs- und

Verwaltungskosten sind 10 % aller Bargeldbeträge auf ein zu errichtendes Generalunkostenkonto einzubezahlen. Auf dieses Konto sind vordringlich die den Staatspolizeileitstellen [gemeint sind die Leitstellen der Geheimen Staatspolizei – W. H.] aus der Evakuierung entstandenen Kosten zu ersetzen“.¹⁶ Nicht genug, dass die Zwangsdeportation zynisch als „Evakuierung“ bezeichnet wurde, so mussten die Opfer für ihre Zwangsumsiedelung, die für die meisten in den Tod führte, noch selbst bezahlen.



Robert Wagner.

Gauleiter von Baden 1938 in Villingen.

Foto: HEINER FLEIG; Villingen.

Zeitgeschehen in Bildern 1928-1950.

Verlag Revellio. Villingen-Schwenningen o.J. (Seite 94).

Die Versteigerungen in Villingen

Aufgrund dieser Verordnungen fanden in einem Zeitraum von nicht einmal vier Wochen in Villingen drei öffentliche, mehrtägige Versteigerungen in der Prinz-Eugen-Halle (dem heutigen Franziskaner-Konzertsaal) statt.

Dies geschah nur wenige Tage nach der Deportation von 12 Jüdinnen und Juden nach Gurs. Viele von ihnen, wie auch die zuvor schon Ausgewanderten, hatten seit Jahrzehnten in der Stadt gewohnt, waren gut in der bürgerlichen Gesellschaft und im Geschäftsleben integriert. Zeitungsannoncen wiesen auf die Versteigerungen hin und so konnte jede Person, die an den Auktionen teilnahm, wissen, um wessen Besitz es sich hier handelte. Und dennoch muss man feststellen, dass dieses Wissen für viele hundert Neugierige keinen Hinderungsgrund darstellte, Möbel, Küchengeräte, Bettwäsche, Kleidung, Unterwäsche, Geschirr, Handtücher und vieles mehr in ihren persönlichen Haushalt aufzunehmen, auch mit der Gewissheit, dass sich all das nun Erworbene nur wenige Tage zuvor noch im persönlichen Besitz ihrer vertriebenen jüdischen Mitbürger befunden hatte.



Prinz-Eugen-Halle / Platz des 30. Januar. Das heutige Franziskaner-Konzerthaus.

Foto: HEINER FLEIG: Villingen (Seite 96).

Die Familie Haberer

Die Eheleute Berthold und Georgine Haberer mussten zusammen mit ihrem Pflegekind Bella Kohn wenige Wochen vor der Deportation ihre Wohnung in der Herdstraße 18, wo sie über zehn Jahre gewohnt hatten, verlassen und in ein sogenanntes „Judenhaus“ in die Schlösslegasse 2 umziehen. Eigentümer des Hauses war der Villingener Geschäftsmann Salomon Bloch. „Judenhäuser“ wurden in allen größeren Städten im Reichsgebiet zwangsweise eingerichtet – deren Besitzer mussten Juden sein –, um einerseits Wohnraum für „Arier“ freizumachen, andererseits bestand hierbei die Möglichkeit einer genaueren Kontrolle der jüdischen Bevölkerung.

Berthold Haberer verstarb im Januar 1942 an den Strapazen der Inhaftierung in Gurs, seine Frau Georgine wurde einige Monate später nach Auschwitz transportiert und dort ermordet. Ihr Pflegekind Bella rettete eine französische Krankenschwester aus dem Lager.

Nach dem Krieg machte sich der Sohn Joseph, der als Zehnjähriger durch einen Kindertransport 1938 nach England die Verfolgung überlebte, auf die



Joseph Haberer

im Alter von 10 Jahren. Foto: privat.

Suche nach seinen Eltern. Nach eigenem Bericht siedelte er im November 1946 in die USA über, lebte dort bei seinem Onkel, dem Bruder seiner Mutter Jacob Seckels, wohnhaft in Oakland, Kalifornien. Dieser half seinem Neffen bei seinen Nachforschungen. Als der Tod der Eltern bestätigt war, wurde in einem Schreiben am 23. August 1947 an das „Hauptquartier der Besatzungsarmee“ in Villingen die Bitte geäußert, „herauszufinden (...) wer die Wohnung [in der Herdstraße 18 – W. H.] im Besitze hat mit allem dem Vermögen meiner Eltern, nachdem sie in die Verbannung geschickt wurden“. Angefügt war eine Liste, in der Joseph aus der Erinnerung aufzählte, welche Einrichtungsgegenstände in der „Küche“,

dem „vollständig eingerichteten Wohnzimmer“ und dem „Schlafzimmer“ vorhanden gewesen wären. Auch auf ein Bankkonto der Eltern wies er hin, bat darum festzustellen, „wer sie damals beraubt hat“.¹⁷

Daraufhin forderte das „Badische Landesamt für kontrollierte Vermögen“ die örtliche „Kreisstelle, Villingen/Schw.“ auf, die entsprechenden Nachforschungen vorzunehmen. In den Akten befindet sich eine (undatierte) „Liste der Herrn Berthold Haberer geraubten Gegenstände“, in der genau festgehalten ist, welche Person welchen Gegenstand zu welchem Preis „ersteigert“ hat.¹⁸ Diese öffentliche Versteigerung fand in der Prinz-Eugen-Halle Ende November, Anfang Dezember 1940 statt. Insgesamt wurden 178 Positionen von etwa 130 Personen – sie kamen aus Villingen und den umliegenden Gemeinden – „ersteigert“.



Versteigerung in Lörrach 1940. Foto: Stadtarchiv Lörrach.

Zur „Versteigerung“ kamen unter anderem ein vollständig eingerichtetes Schlafzimmer, eine Nähmaschine, zahlreiche Möbelstücke, Winter- und Sommerkleidung, Glas- und Porzellanwaren, Leib- und Bettwäsche, Küchengeräte und Heizmaterial. 1.760,04 RM wurden auf ein vom Landratsamt eingerichtetes Konto mit der Bezeichnung „Abteilung jüdisches Vermögen“ bei der Deutschen Bank, Filiale Villingen, unter dem Namen Berthold Haberer am 3. Januar 1941 verbucht. Die Einzahlung erfolgte durch die „Gerichtsvollzieherei Villingen“¹⁹. Den Erlös aus der Versteigerung des Besitzes der Familie Haberer eignete sich der nationalsozialistische Staat an.

Aufgrund der am 10. November 1947 erlassenen Verordnung Nr. 120 des Französischen Oberkommandos eröffnete die Restitutionskammer des Landgerichtes Konstanz im April 1950 gegen fünf an der „Versteigerung“ teilgenommene Personen wegen widerrechtlicher Aneignung jüdischen Eigentums eine „Offizialklage“.²⁰ Die in einem Vergleich festgelegten Beträge wurden dem „Fonds für die Opfer des Nationalsozialismus“ zugeführt. Der Betrag ging an den Fonds und nicht an Joseph Haberer. Er hätte bis zum 15. August 1949 seinen Anspruch geltend machen müssen. Unklar ist, ob dieser zu diesem Zeitpunkt über die Versteigerung und die gesetzliche Frist überhaupt Bescheid wusste.

In den Jahren 1957 und 1958 stellte Joseph über seinen Rechtsanwalt beim „Landesamt für die Wiedergutmachung“ in Freiburg eine Reihe von Anträgen, die die seiner Mutter Georgine zugefügten „Schäden“ betrafen. Dass ihr Schaden „im beruflichen Fortkommen“, Schaden an „Eigentum und Vermögen“ zugefügt worden wäre, wurde von Amts wegen verneint. Einzig ihre Lagerhaft vom 22. Oktober 1940 bis zum 10. August 1942 wurde als Freiheitsentzug an-

erkannt und mit 3.300 DM abgegolten. Für 22 Monate Haft standen ihr bzw. ihren Erben 150 DM pro Monat zu, wobei man zunächst das unbekannte Todesdatum auf den 8. Mai 1945 festgelegt hatte, dann jedoch davon ausging, dass Georgine Haberer sofort nach der Einweisung in das KZ Auschwitz am 10. August 1942 getötet worden sei. So verringerte sich die angenommene Lagerhaft – und die zu zahlende Entschädigung – um einen beträchtlichen Betrag.²¹ Nicht nur in diesem Fall hat der bundesrepublikanische Staat zu eigenen Gunsten entschieden. Hinweise Joseph Haberers auf ein mögliches Bankkonto (Frage nach der Zahlung einer „Judenvermögensabgabe“) und die Ablieferungspflicht von Schmuck, Gold- und Silberwaren (solche waren im Besitz seiner Eltern) wurden abgewiesen.

Die Familie Schwab

Die Geschwister Heinrich, Martha und Sally Schwab hatten vor der Deportation nach Gurs die Rietstraße 40 als letzten Wohnort. Heinrich und Martha führten zusammen ein gutgehendes Kurzwarengeschäft ebenfalls in der Rietstraße.

Durch die zunehmenden Boykottmaßnahmen im Verlauf der 30er Jahre sahen sie sich gezwungen, Ende August 1938 ihr Geschäft zu verkaufen.

Sally und Heinrich wurden im Februar 1943 über das Sammellager Drancy in das Vernichtungslager Majdanek verschleppt und dort ermordet. Ihre Schwester Martha erlitt im August 1942 dasselbe Schicksal im Konzentrationslager Auschwitz.

Das Rückgabe- und Entschädigungsverfahren setzte Ende der 40er Jahre der Bruder der Ermordeten, Jakob Schwab, in Gang, der von Israel aus bei der französischen Militärverwaltung nach dem Besitz seiner Geschwister in Villingen forschte. Ihm wurde unter anderem mitgeteilt, der gesamte Hausrat der Geschwister sei am 3. Dezember 1940 zu einem Verkaufspreis von 6.140,80 RM versteigert worden. In der Zwischenzeit sei jedoch ein Teil des Hausrates im Wert

von 2.523,20 RM in verschiedenen Restitutionsverfahren von den ursprünglichen Ersteigern zurückgefordert worden. Jakob wurde im Weiteren bestätigt, dass seine Geschwister Heinrich und Martha jeweils ein Konto bei der Sparkasse Villingen mit Einlagen von rund 27.000 RM bzw. rund 4.000 RM in Besitz hatten. Ebenfalls waren Gold- und Silberwaren von „Jakob Israel Schwab, Villingen“ im Archiv des „Liegenschaftsamtes Freiburg“ über



Martha Schwab (rechts) vor ihrem Wäschegeschäft in der Rietstraße 14. Foto: privat.

den Betrag von 46,20 RM registriert. Dabei handelte es sich um den reinen Materialwert von zwei goldenen Damenuhren, 33 silbernen Münzen und 18 silbernen Besteckteilen, zwei goldenen Ringen und einer goldenen Brosche.²²

Auf die „Öffentliche Versteigerung“ des Hausrates weist eine Anzeige des Gerichtsvollziehers Strobel am 29. November 1940 in der NS-Zeitung „Schwarzwälder Tagblatt“ hin. „Dienstag und Mittwoch, 3. und 4. Dezember 1940, jeweils vormittags 9 Uhr, werde ich in Villingen in der Prinz-Eugen-Halle im Auftrage gegen bare Zahlung öffentlich versteigern“.²³ Zur Versteigerung kamen unter anderem: 1 Esszimmer, 1 Schlafzimmer, Schränke, Küchenherde, Bett- und Leibwäsche, Herren- und Damenkleider, drei Nähmaschinen, Küchengeschirr, mehrere Zentner Brikett – und vieles mehr gehörte in den gutbürgerlichen Haushalt der Geschwister Schwarz. Profiteure dieser Aktion waren nicht nur einige hundert Frauen und Männer aus Villingen und Umgebung, die sich für wenig Geld jüdisches Eigentum aneigneten, sondern auch der Gerichtsvollzieher Strobel, die Spedition Neukum, die den Transport des Hausrates vornahm und vor allem das örtliche Finanzamt, das im Auftrage des NS-Staates den Versteigerungserlös einkassierte.

Gegen Ende der 40er Jahre wurden gegen zwanzig an der Versteigerung beteiligte Personen jeweils ein Restitutionsverfahren durch das Landgericht Konstanz angestrengt, in dem sie zur Herausgabe des ersteigerten Mobiliars und der Hausratsgegenstände verurteilt wurden.²⁴ Aufgrund der Nachforschungen von Jakob Schwab mit Hilfe seines Villingener Rechtsanwalts Dr. Fritz Münzer sahen sich die angeschriebenen Banken aufgefordert, über den Verbleib der Konten von Heinrich und Martha Schwab genauere Auskünfte zu erteilen.

Es stellte sich heraus, dass bei der Oberrheinischen Bank, Filiale Villingen, unter der Nr. 6124 ein vom Landrat eingerichtetes Konto „Abt. Jüdisches Vermögen“ existierte. Dokumentiert sind die Geldbewegungen sowohl von Heinrich aus der Villingener Volksbank als auch von Martha Schwab aus der Städtischen Sparkasse mit dem Zweck der Vergütung, den jeweils entsprechenden Geldbeträgen mit Abbuchungsdatum – getrennt nach Ein- und Auszahlung. So wurde zum Beispiel die Einzahlung des Gerichtsvollziehers Strobel (Einkünfte aus der Versteigerung) mit 5.862,95 RM am 3. Januar 1941 genau verzeichnet. Auszahlungen gingen an die Spedition Neukum von insgesamt 150,80 RM am 30. November 1940 für den Transport des Versteigerungsgutes, aber auch an die Stadthauptkasse Villingen 17,05 RM für „elektrischen Stromverbrauch für die Monate Okt./Nov. 40“ und für das „Abmontieren v. Gasherden in den Wohnungen Schwarz u. Schwab“ am 30. Dezember 1940 der Betrag von 2,15 RM.

Die Konten der Geschwister wurden endgültig am 1. April 1942 aufgelöst und der Gesamtbetrag von 29.165,62 RM der Reichsbank, Filiale Villingen, überwiesen.²⁵ So raubten der NS-Staat und seine Helfershelfer, die Banken, mit buchhalterischer Akribie das Heinrich und Martha Schwab verbliebene Vermögen. Auf ihre lange Reise in den Tod durften sie von ihrem Vermögen 100 RM mitnehmen.

Die Familie Schwarz

In der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 drangen SA-Männer gewaltsam in die Wohnungen in der Gerberstraße 33 ein, zerstörten den jüdischen Bet-saal, zerschlugen Einrichtungsgegenstände und misshandelten die Bewohner. Hugo Schwarz, der zusammen mit seiner Ehefrau Irma, seinen drei Kindern, der Mutter Bertha und seiner Schwester Julie das Haus bewohnte, wurde für einige Wochen in das KZ Dachau verschleppt. Als schwer gezeichneter Mann kehrte er nach Villingen zurück. Die örtlichen Boykottmaßnahmen der NSDAP hatten ihn im April 1936 dazu gezwungen, den von seinem Vater übernommenen Viehhandel aufzugeben. Um den Lebensunterhalt seiner Familie, der Mutter und seiner Schwester bestreiten zu können, verkaufte er im Juli 1938 Haus und Grundstück unter Wert an das Ehepaar Fürderer, behielt gegen Miete aber das Wohnrecht in zwei Stockwerken. Ein Einwanderungsgesuch lehnte die kanadische Regierung ab. Wenigstens die Kinder Marga (10 Jahre), Heinz (8 Jahre) und Manfred (6 Jahre) konnten in die Schweiz in Sicherheit gebracht werden.

Am 22. Oktober 1940 wurden die Schwarzens nach Gurs deportiert. Dort verstarb die Mutter Bertha 1943 im Alter von 80 Jahren. Hugo, Irma und Julie wurden im August 1942 über das Sammellager Drancy nach Auschwitz verschleppt und umgebracht.

Die Zerstörung der beruflichen und wirtschaftlichen Existenz der Familie durch den NS-Staat und seine lokalen Helfer war ein sich beschleunigender Prozess, der am 1. April 1933 mit dem Boykottaufruf „Kauft nicht bei Juden“ begonnen hatte. Die Geschäftsaufgabe bedeutete die Vernichtung ihrer beruflichen Existenz – eine andere Berufsmöglichkeit gab es nicht. Die direkte Zerstörung



Von links: Julie, Irma, Heinrich Hugo und Bertha Schwarz 1939. Foto: privat

Haus Gerberstraße 33 heute. Foto: privat.

und der Raub des Eigentums begannen in der Pogromnacht. Wie durch Zeugenaussagen bestätigt, zerstörten SA-Männer kostbares Mobiliar und kultische Gegenstände. Als Hugo Schwarz im Januar 1939 aus dem KZ Dachau zurückkehrte, musste er feststellen, dass in der Zwischenzeit die örtlichen Nationalsozialisten unter anderem ein Klavier und sein Auto gestohlen hatten.²⁶ Zu fragen war in den Entschädigungsklagen durch die Erbegemeinschaft Marga, Heinz und Manfred Schwarz Ende der 50er Jahre, ob der NS-Staat von einem der Familienmitglieder Reichsfluchtsteuer (in Verbindung mit den Auswanderungsplänen) und eine Vermögensabgabe (nach der Pogromnacht) eingezogen hatte. Beides konnte durch die vorgefundenen Bankunterlagen nicht belegt werden.

Am 6. und 13. Dezember 1940 erschienen in der NS-Zeitung „Schwäbischer Tagblatt“ vom Gerichtsvollzieher Strobel unterzeichnete Anzeigen, die jeweils auf eine „Öffentliche Versteigerung“ in der Prinz-Eugen-Halle hinwiesen.²⁷ Unter Strobels Leitung im Auftrag des Landrates Hellmut Müller wurde an vier Tagen die umfangreiche Einrichtung der 7-Zimmer-Wohnung der Familie Schwarz versteigert. Die durch den Protokollanten Franz Lehmann angefertigten Listen halten fest, welche Objekte versteigert wurden. Insgesamt handelt es sich um 632 Positionen: von einem Schlafzimmer über einzelne Möbelstücke, Küchengeräte, Kleidung, Geschirr, Porzellan bis zu Kissenbezügen. Notiert war ebenfalls, dass sie von etwa 300 Personen aus Villingen und Umgebung ersteigert wurden. Der erzielte Gesamterlös betrug genau 5.296,20 RM.²⁸ In den späteren Restitutionsprozessen wurde davon ausgegangen, dass der Versteigerungserlös gerade einmal ein Fünftel des ursprünglichen Gebrauchswertes ausgemacht habe.²⁹ Vor der Restitutionskammer des Landgerichts Konstanz wurden in den Jahren 1949–50 eine Reihe von Prozessen gegen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Versteigerung geführt. Gemäß der Verordnung 120 der Französischen Militärregierung 1947 war der Erwerb der ersteigerten Gegenstände „nichtig“.³⁰ Ein Eigentumsrecht an ihnen konnte gegen einen zu zahlenden Betrag an den „Fond zur Entschädigung der Opfer des Nationalsozialismus“ – eine staatliche Einrichtung – erworben werden. In den meisten Fällen bekamen nicht die ursprünglichen Eigentümer oder deren Erben die Objekte zurück, da sie, wie schon erwähnt, bis spätestens zum 18. August 1949 ihre Ansprüche hätten geltend machen müssen, was aus Zeitgründen wohl nur selten der Fall war.

Aber nicht nur der Erlös aus der Versteigerung ging an das Finanzamt Villingen und somit in die Kasse des NS-Staates, sondern auch die Bankguthaben und Wertpapiere von Hugo, Bertha und Julie Schwarz. Deponiert zunächst bei der Volksbank Villingen und der Städtischen Sparkasse, wurden sie auf ein vom Landrat bei der Deutschen Bank, Filiale Villingen, eingerichtetes Sammelkonto „Abt. Jüdisches Vermögen“ transferiert, um endgültig am 1. April 1942 auf die Reichsbank, Filiale Villingen, übertragen zu werden. Von Hugo Schwarz waren es 4.873 RM, von Bertha 2.900 RM und von Julie 3.019 RM. Ihnen verblieben von ihrem Eigentum je 100 RM und 50 kg Gepäck, als sie am 22. Oktober 1940 am Vormittag um 11 Uhr zum Villingener Bahnhof abgeführt wurden.³¹

Die Familien Bloch und Gideon

Die größte Versteigerung in Villingen fand am 23. und 24. April 1942 statt – ebenfalls in der Prinz-Eugen-Halle. Versteigert wurde der sehr umfangreiche Hausrat der Familien Bloch und Gideon. Michael Bloch, verwitwet seit 1922, war Eigentümer des Hauses Niedere Straße 43.

Dort betrieb er sein Textilgeschäft „Gebrüder Bloch Zum Merkur“. Weitere Filialen hatte er noch in Hornberg, Löffingen und St. Georgen. 1925 überschrieb er das Villingener Geschäft seiner Tochter Elsa, die mit ihrem Ehemann, dem Kaufmann Robert Gideon, auch im Haus in der Niederen Straße wohnte. Die zunehmenden Repressalien führten zu einem spürbaren Geschäftsrückgang, so dass die vorderen Geschäftsräume 1935 an Albert Strengert vermietet wurden, der dort eine Drogerie eröffnete. An ihn wurde 1939 das Grundstück samt Haus verkauft.

Michael Bloch und das Ehepaar Gideon planten ihre Auswanderung in die Schweiz. Dorthin waren die beiden Kinder der Gideons schon in Sicherheit gebracht worden. Eigentliches Ziel der Emigration waren die USA. Dorthin sollte auch der gesamte Hausrat per Seetransport verschickt werden. Das Umzugsgut enthielt Mobiliar aus sieben Zimmern – darunter eine große Anzahl antiker Möbelstücke. Dazu kamen Wäsche, Kleidungsstücke, Teppiche, Bilder und Gebrauchsgegenstände aller Art. Eine wertvolle Briefmarkensammlung, Zinn-geschirr und Porzellanwaren zeugten von einer jahrzehntelangen Sammlertätigkeit von Michael Bloch. Edelmetallgegenstände mussten schon im März bei der Oberfinanzdirektion in Karlsruhe abgegeben werden.



Michael Bloch Anfang der 50er Jahre. Foto: privat.



Elsa und Robert Gideon. Foto: privat.



Spedition Transit - Briefkopf. Foto: Staatsarchiv Freiburg.

Am 25. August 1939 erfolgte die Ausreise Michael Blochs und des Ehepaars Gideon nach Olten in die Schweiz. Drei Tage später, die gesamte Wohnungseinrichtung stand in verpacktem Zustand zum Abtransport bereit, beschlagnahmte die Zollbehörde, zusammen mit der Kriminalpolizei und der Gestapo, das Umzugsgut und lagerte dieses wieder im Haus ein. Dort verblieb es bis zur öffentlichen Versteigerung im April 1942. Der neue Hausbesitzer Albert Strengert sagte in einem Restitutionsverfahren 1962 aus, dass trotz Versiegelung immer wieder Leute von der Gestapo, vom Zollamt, dem Finanzamt und der Wehrmacht die Räume betreten und Sachen mitgenommen hätten.³²

Weshalb die öffentliche Versteigerung erst zweieinhalb Jahre später stattfand, ist bisher nicht geklärt. Dennoch hatte das Bürgermeisteramt Villingen im Voraus Kenntnis von der Versteigerung. Am 8. Oktober 1941 schrieb Hermann Riedel, der erste Beigeordnete und Bürgermeisterstellvertreter, unter Absprache mit dem Leiter der Altertümersammlung Paul Revellio an den Oberfinanzpräsidenten von Baden in Karlsruhe einen Brief mit der Bitte, „aus der Verwertung des Hausrates des Michael Israel Bloch [...] für ihre Sammlungen folgende Stücke zu überlassen“ (und damit meinte er kostenfrei). Aufgezählt werden insgesamt 79 Teile vom „doppeltürigen Schrank von 1721“ bis zu einem „geschnitzten Stock mit Schildchen: Karl Fehrenbach-Behringer. Belfast“.³³

Auf ihrer Wunschliste standen weitere antike Möbelstücke, Glas- und Zinnwaren, Ölbilder und Uhren. Ein Schreiben, in dem die Kreisleitung der NSDAP die Wünsche der Stadt unterstützte, diente wohl dazu, dem städtischen Vorgehen parteipolitischen Nachdruck zu verleihen. Die Antwort aus Karlsruhe war jedoch ernüchternd. Riedel und Revellio wurden an den federführenden Bezirkszollkommissar in Donaueschingen verwiesen mit der Aufforderung, „ein

Kaufangebot für die zu übernehmenden Stücke“³⁴ abzugeben. Das hatte zur Folge, dass die städtischen Vertreter die Anzahl der Stücke von 79 auf 43 Stücke reduzierten, in der Hoffnung, dass wenigstens diese ihnen „kostenlos oder doch zu einem ganz bescheidenen Preis überlassen“ würden.³⁵ So wurde um den vom Staat geraubten Besitz von ehemals Villingen Familien geschachert. Letzten Endes bezahlte die Stadt für die 43 Objekte einen Betrag von 503,50 RM. Sie bekamen ihre Objekte noch vor der öffentlichen Versteigerung ausgehändigt.

In einer großen Annonce im „Schwarzwälder Tagblatt“ vom 21. April 1942 wurde vom Kunst- und Versteigerungshaus Max Sasse, Freiburg, ein umfangreiches Angebot vorgestellt. Unter anderem wurden Silberbesteck, Porzellan-, Kristall- und Zinngegenstände, Barock- und Biedermeiermöbel, Küchengeräte, Wäsche, Kleidung und Schuhe angeboten. Die Besichtigung der zahlreichen Objekte war am Tag vor der Versteigerung möglich.

Ein besonderes Detail ist, dass der Villingen Geschäftsmann Josef Honold – nach eigener Aussage – vom Zollamtmann Hirt aus Donaueschingen beauftragt wurde, „die Antiquitäten zu schätzen und zu zeichnen“. 12 Zeichnungen mit Schätzpreisen sind erhalten. Die Preise sollten unter dem Gesichtspunkt festgelegt werden, „welche Erlöse bei einem Absatz bei der Villingen Bevölkerung erzielt werden könnte“.³⁶

Dass hier kostbare Möbelstücke zum Verkauf standen, erfuhr auch der Freiburger Antiquitätenhändler Hermann Baumann, der sich zusammen mit über weiteren 400 namentlich aufgeführten Personen an der Versteigerung beteiligte. Unter ihnen war auch der schon genannte Josef Honold, der 45 Stücke erwarb. An jüdischem

Versteigerungen

Öffentl. Versteigerung. Donnerstag, 23., und Freitag, 24. April 1942, jeweils 9 und 14 Uhr, i. A. des Finanzamts Villingen auf Grund des § 358, RAO., gegen bar und 10 Proz. Aufgeld in Villingen, Prinz-Eugen-Halle, Ziergegenstände, Porzellan, Kristall-Bowle m. Tablett u. Gläsern, Kristall, silb. Eßbesteck, antike Zinngegenstände, Miniaturen, Gemälde, Bilder, Bücher, Majoliken, Barock- u. Biedermeiermöbel, modernes Schlafzimmer, Couché, Sitzmöbel, Teppiche (2x3 m.), Perserbrücke, Vorlagen, Läufer, Bettumrandung, Rundfunkempfänger, Schreibmaschinenteile, Damenfahrrad, Briefmarkensammlung, Federbetten, weißes Kinderbett mit Matratze, Tisch-Waschmange, Staubsauger, Wäschekorb, versilberte Eßbestecke, Glas, Küchengeräte, Damen- und Herrenkleider, Schuhe, Vorhänge, Beleuchtungskörper, Zierdekore u. sonstiger Hausrat. Die Antiquitäten, Möbel u. Teppiche kommen am Donnerstag zum Ausgebot. Besichtigung: Mittwoch, 22. April, 17 bis 19 Uhr. Kunst- u. Versteigerungshaus Max Sasse, Freiburg i. Br., Bahnhofstr. 12, Telefon 4530. 23 537

Annonce im Schwarzwälder Tagblatt –
Parteizeitung der NSDAP.

Foto: Stadtarchiv Villingen-Schwenningen.

Eigentum bereichert haben sich auch die Parteigenossen Dr. Ludwig Duschl, Leiter des städtischen Krankenhauses, und Albert Azone, Direktor der Knabenschule, sowie der Leiter der örtlichen Kriminalpolizei, Franz Knecht. Insgesamt wurden etwa 1.200 Objekte versteigert, als Einnahmen konnten 30.449,30 RM verbucht werden.³⁷

Gegen einige Personen wurden auch in diesem Fall nach 1945 Rückerstattungsklagen angestrengt.³⁸ In den aktenkundigen Fällen wurde in der Regel eine „gütliche Vereinbarung“ geschlossen, die besagte, die Beklagten hätten die erworbenen Gegenstände herauszugeben.

Auch die Stadt Villingen wurde angeklagt, sich unrechtmäßig fremdes Eigentum angeeignet zu haben. Im Juni 1951 kam Michael Bloch in seine ehemalige Heimatstadt Villingen, um nach seinen Besitztümern zu schauen. Mit Hermann Riedel und Paul Revellio, sie waren in ihren Ämtern verblieben, wurde nach einigen Verhandlungen vereinbart, dass zwei antike Schränke zu einem Gesamtpreis von 200 DM der Stadt überlassen wurden, die restlichen Stücke, die größtenteils noch verpackt in Kisten lagerten, wurden Herrn Bloch übergeben.

In einem Beitrag mit dem Titel „Neu bemalt blau-rot. Geraubtes jüdisches Eigentum in der Villingener Altertümersammlung“ weist MICHAEL HÜTT darauf hin, dass einer der beiden Schränke, ein Glasschrank aus der Biedermeierzeit, lange Jahre mit blau-rot farbiger Übermalung im Museumsdepot stand.

Er stellt die Frage, ob „das eine schamhafte Geste des Versteckens [war], damit niemand das Möbel der stadtbekannten Blochs erkennen sollte?“³⁹



Zeichnung Josef Honold. Foto: Staatsarchiv Freiburg.

Schrank im Originalzustand
nach der Entfernung der Farbe.

Foto: Franziskanermuseum Villingen-Schwenningen.



„Recht“ und „Gerechtigkeit“

Nur vereinzelt gelangten Stücke aus den Versteigerungen an ihre ursprünglichen Besitzer oder deren Erben zurück. Ein kleiner Teil wurde Ende der 40er Jahre auf dem Gerichtswege zurückgefordert und daraufhin zurückgegeben, einige Stücke konnten gegen Zahlung eines Geldbetrages bei ihren neuen Besitzern verbleiben, manch andere blieben unentdeckt. Ganz sicher schmückte der größte Teil jahrelang Wohnungen in Villingen und Umgebung.

Wenn auch ein Antrag auf Wiedergutmachung des „Schadens an Eigentum und Vermögen“ seitens der ehemaligen Besitzer gestellt werden konnte, blieb doch ein Zwiespalt offensichtlich und unüberbrückbar.

Für die Seite der „Beklagten“ (den Staat und die angeklagten Einzelpersonen) ging es um die Versachlichung und Verrechtlichung der ausschließlich materiellen „Schäden“. Für die Seite der „Kläger“ (die Überlebenden und die Erben der Verstorbenen und Ermordeten) waren die Stücke persönliches Eigentum, Teil ihres Lebens, das von Erinnerungen und Gefühlen geprägt war. Die Aufforderung, all das gestohlene Gut auf Antragsformularen in Worten und Zahlen festzuhalten und sich damit der Beurteilung einer anonymen Rechtsinstanz auszusetzen, konnte kaum dem individuellen Gerechtigkeitsempfinden entsprechen. Die Fülle der ablehnenden oder relativierenden Bescheide verstärkte das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem gesprochenen „Recht“.

Zu den Versteigerungen in ihrer Gesamtheit lässt sich abschließend sagen: Die den nationalsozialistischen Staat vertretenden Behörden und Ämter wie Justiz, Zoll, Finanzämter, Polizei, Gestapo und andere haben sowohl an der Entrechtung, Verfolgung und Vertreibung als auch an der materiellen Ausplünderung der jüdischen Bevölkerung in dem ihnen jeweils zugewiesenen Bereich aktiv mitgewirkt. Zu den Profiteuren zählten ebenfalls Spediteure, Banken und Sparkassen, professionelle Versteigerer und Gutachter. Sie alle kooperierten mit der örtlichen Finanzverwaltung.

Sucht man nach Erklärungen für die zum Teil mehrfache Teilnahme einzelner Personen aus Villingen und Umgebung an den Versteigerungen, so finden sich sicherlich verschiedene individuelle Motive. Vielleicht war es der Reiz, zusammen mit erwartungsfrohen Gleichgesinnten eine Ware möglichst billig zu erwerben. Vielleicht lockten die seltenen Sonderangebote, wobei der rechtmäßige Charakter der Transaktion durch die amtliche Leitung der Versteigerung ja scheinbar garantiert war. Möglicherweise war es auch nur die bloße Gier, sich bei dieser Gelegenheit an jüdischem Eigentum zu bereichern.

Autor

WOLFGANG HEITNER

Geboren 1948, Oberstudienrat i. R.,
ehemaliger Lehrer für Geschichte und
Deutsch am Gymnasium am Romäusring
in Villingen-Schwenningen.

Lärchenstraße 17
78050 Villingen-Schwenningen
familie.heitner@t-online.de

Anmerkungen

Benutzte Archive: International Tracing Service Arolsen (IST), Staatsarchiv Freiburg (StAF), Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (SAVS).

- 1 ULRICH HERBERT: Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert. München 2014, S. 329.
- 2 HERBERT: Geschichte Deutschlands, S. 328.
- 3 HERBERT: Geschichte Deutschlands, S. 329.
- 4 GÖTZ ALY: Hitlers Volksstaat. Raub, Rassenkrieg und nationaler Sozialismus. Frankfurt am Main 2005, S. 59.
- 5 ALY: Volksstaat, S. 52.
- 6 HERBERT: Geschichte Deutschlands, S. 331.
- 7 HERBERT: Geschichte Deutschlands, S. 382. Anm. 107, S. 1278.
- 8 HERBERT: Geschichte Deutschlands, S. 383.
- 9 Reichsgesetzblatt (RGBl.) I. 1938, S. 1579.
- 10 Ebd., S. 1580.
- 11 Ebd., S. 1709.
- 12 FRANK BAJOHHR: Parvenüs und Profiteure. Korruption in der NS-Zeit. Frankfurt am Main 2001, S. 111.
- 13 BAJOHHR: Parvenüs, S. 112.
- 14 Vgl. CLAUDE LEHARIE: Gurs: 1939–1945. Ein Internierungslager in Südwestfrankreich. Karlsruhe 2005, S. 8 ff.
- 15 PAUL SAUER: Dokumente über die Verfolgung der jüdischen Bürger in Baden-Württemberg durch das nationalsozialistische Regime 1933–1945. Band 2. Stuttgart 1966, S. 238.
- 16 ITS Archivnummer 2468.
- 17 StAF F 200/7 Nr. 3741.
- 18 StAF F 200/7 Nr. 3741, Schreiben vom 18.11.1947.
- 19 StAF F 196/1 Nr. 10739, Schreiben der Deutschen Bank Filiale Villingen vom 19.12.1959 an das Landesamt für die Wiedergutmachung Freiburg.
- 20 Art. 1 der Verordnung Nr. 120 des französischen Oberkommandos in Deutschland vom 10.11.1947 in Bezug auf den Erlass der 11. Verordnung des Reichsbürgergesetzes vom 25.11.1941 (RGBl. I 1941, S. 722 ff.) und StAF F 196/1 Nr. 4117, Liste vom 12.12.1949.
- 21 StAF F 196/1 Nr. 10739, Schreiben Landesamt für Wiedergutmachung. Freiburg vom 1.10.1959.
- 22 StAF F 196/1 Nr. 5965/1, Schreiben vom 22.2.1949.
- 23 Schwarzwälder Tagblatt, 29.11.1940.
- 24 StAF F 196/1 Nr. 5965/1, Liste vom 14.4.1956 und Zivilprozessakten F 167/2 Nr. 382–401.
- 25 StAF F 196/1 Nr. 5965/1, Schreiben vom 29.10.1951.
- 26 StAF F 196/1 Nr. 4117. Vernehmungsprotokoll Johanna Hofsäß, 5.12.1959 und F 196/1 Nr. 11487, Bescheid vom 25.7.1962.
- 27 Schwarzwälder Tagblatt, 6. u. 13.12.1940.
- 28 StAF P 303/4 Nr. 2427.
- 29 StAF F 196/1 Nr. 4117, Bescheid vom 10.3.1960, und Andreas Nachama und Klaus Hesse (Hrsg.): Vor aller Augen. Die Deportation der Juden und die Versteigerung ihres Eigentums. Photographien aus Lörrach 1940, Berlin 2011, S. 99.
- 30 JÜRGEN LILLTEICHER: Raub, Recht und Restitution. Die Rückerstattung jüdischen Eigentums in der frühen Bundesrepublik. Göttingen 2007, S. 14, und StAF F 196/1 Nr. 4117, Urteil gegen Franz Rockweiler vom 31.10.1949.
- 31 StAF P 303/4 Nr. 1057, Aktenvermerk vom 12.7.1961.
- 32 StAF F 166/3 Nr. 3323, Aussage Albert Strengert.
- 33 SAVS 2.2. Nr. 5212, Schreiben vom 8.10.1941.
- 34 SAVS 2.2. Nr. 5212, Schreiben vom 16.10.1941.
- 35 SAVS 2.2. Nr. 5212, Schreiben vom 31.10.1941.
- 36 StAF F 166/3 Nr. 3323, Aussage Josef Honold.
- 37 StAF F 196/1 Nr. 5935.
- 38 Vgl. Anm. 20: Art. 1 der Verordnung Nr. 120 des französischen Oberkommandos in Deutschland vom 10. 11. 1947.
- 39 MICHAEL HÜTT: Neu bemalt blau-rot. Geraubtes jüdisches Eigentum in der Villingener Altertümersammlung, in: Villingen im Wandel der Zeit. Jahresheft des Geschichts- und Heimatvereins Villingen XXXIV, 2011, S. 70.

Ethnisch grundierte Gegensätze. Rudolf Ströbel und sein Schwenninger Heimatmuseum

von MICHAEL HÜTT

„Ich betrachte das Nachleben des Nationalsozialismus in der Demokratie als potentiell bedrohlicher denn das Nachleben faschistischer Tendenzen gegen die Demokratie.“¹

Theodor W. Adorno, Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, 1959.

Betrat man 1950 den Hauptraum im Erdgeschoss des Schwenninger Heimatmuseums, so fiel der Blick auf zwei eingerichtete Stuben (Abb. 1). Links blickte man (und blickt man, die Stuben existieren bis heute) in eine Kojе mit dicken Mauern und einer Wandbemalung, in der eine Art Sitzgruppe um einen kleinen Tisch herum steht, rechts in einen von Holzbohlen und Brettern gebildeten Raum, möbliert mit Stuhl und Bett.



Abb. 1: Blick in das Erdgeschoss des Heimatmuseums Schwenningen 1950.

Fotos: Heimatmuseum Schwenningen (soweit nicht anders angegeben).

Doch im Gegensatz zu den zahllosen Inszenierungen historischer Bürger- oder Bauernstuben in vergleichbaren Heimatmuseen ist hier kein originaler Gegenstand zu sehen. Die Keramik im linken Arrangement entstand, wie ein Zeitungsartikel von 1952 überliefert, nach Lesefunden von römischen Gutshöfen vor Ort² – einige originale Scherben (Gebrauchs-)Keramik sowie Bruchstücke einer Wandbemalung aus dem 1932 ergrabenen Gutshof „Auf Steinkirch“ befanden und befinden sich im Museum. Rechts sind Reproduktionen alamannischer Grabfunde ausgestellt. „Die Waffen und übrigen Metall-Gerätschaften sind nach den Funden von Lauffen bei Rottweil und Schwenningen angefertigt.“³ Eine alamannische Lanzenspitze aus der Sturmbühlstraße und je zwei Lanzenspitzen und Saxe, die 1924 und 1925 in Lauffen bei Rottweil gefunden wurden, sind als Schwenninger Museumsgut für die Zeit vor 1950 überliefert.⁴ Die reproduzierten Originale waren alles bescheidene Objekte, nichts Besonderes, das zwingend den großen Aufwand der beiden Inszenierungen nahegelegt hätte.⁵

Für die das Gesamtbild bestimmenden Ausstattungsstücke der beiden Arrangements suchte der Museumsleiter Rudolf Ströbel seine Vorbilder aus ganz anderen Gegenden zusammen. Das gilt insbesondere für die Römerstube (Abb. 2), deren „Wandmalerei in Anlehnung an die Merkurädikula von Cannstatt und das Gutshaus Ummendorf“⁶ nachempfunden worden sei. Vergleicht man den oberen Rankenfries in Schwenningen (Abb. 3) mit der Reproduktion des Cannstätter Frieses in OSCAR PARETS Standardwerk „Die Siedlungen des römischen Württemberg“ von 1932 (Abb. 4), das Ströbel vorgelegen hat, so sieht man die Übereinstimmung.⁷



Abb. 2: Römerstube, Foto um 1950.



Abb. 3: Römerstube, Detail des Rankenfrieses als oberer Abschluss der Wandbemalung.



Abb. 4: Oscar Paret, Die Siedlungen des römischen Württemberg, Tafel VI, Abb. 1.

Der angeschnittene, mächtige Boden- und Wandaufbau mit seiner Hypokaustanlage folgt ebenfalls der anschaulichen Beschreibung und Abbildung bei Paret.⁸

Das Sessel- und Tischarrangement wurde nach einem Grabrelief mit Familienmahl aus Neumagen gestaltet, für Form und Flechtwerk des Korbessels war Vorbild das Grabrelief einer Frisierszene aus Neumagen (Abb. 5). Beide Reliefs befinden sich im Landesmuseum Trier.⁹

Den etwas versteckt in der rechten hinteren Raumecke angebrachten Gesichtshelm ließ Ströbel nach dem berühmten Original aus Pfrondorf im Landesmuseum Württemberg durch die WMF¹⁰ reproduzieren.



Abb. 5:
Relief aus
Neumagen,
Frisierszene, vor
220 n. Chr.

© GDKE/Rheinisches
Landesmuseum Trier,
Foto: Th. Zühmer.

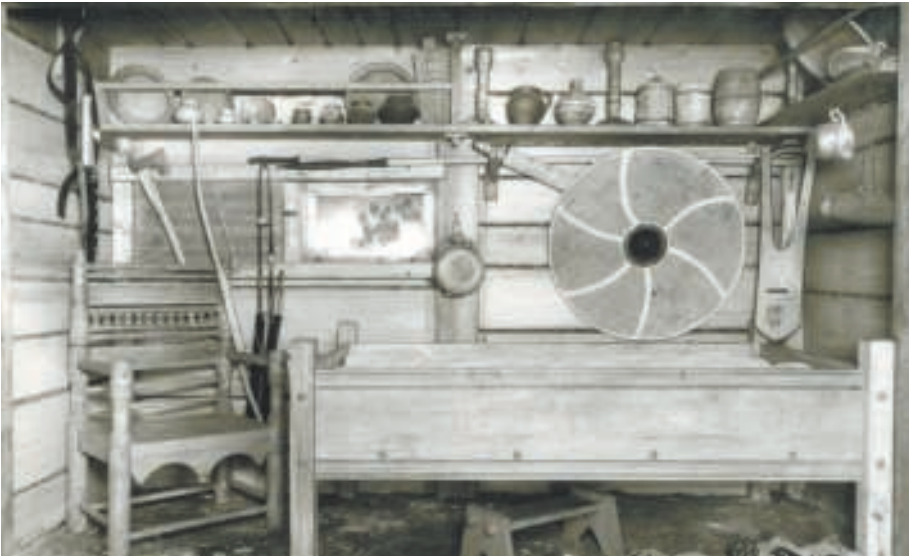


Abb. 6: Alamannenstube, Foto um 1950.

Zu den Rekonstruktionen in der „Bauernstube aus der Völkerwanderungszeit“ (Abb. 6), wie sie auf der Beschriftung am oberen Balken genannt wurde, hieß es in einem Artikel von 1950: „Tongefäße, Lederschuhe und Holzgeräte [Gefäße, Leuchter und anderes, aber auch Sessel und Bett] fanden ihre Vorbilder in Oberflacht.“¹¹ (Abb. 7).



Abb. 7: Walther Veeck, Die Alamannen in Württemberg, Tafelband, Tafel 4, Detail mit Abbildungen von Originalfunden aus Oberflacht und der Rekonstruktion einer Bügelflasche.



Abb. 8: Wettebuurschopf, heute in VS-Mühlhausen, um 1700. Foto: Siegfried Heinzmann.

Das wegen seiner hervorragend erhaltenen Holzgegenstände berühmte alamannische Gräberfeld in Oberflacht ist von Schwenningen nur etwa 30 km entfernt. Auch in Schwenningen gab es bedeutende alamannische Bestattungen, was spätestens seit den Grabungen von Hermann Rupp 1939 bekannt war. So ist die Verwendung der Funde für die Inszenierung im Heimatmuseum zwar rein spekulativ, aber nicht weit hergeholt.

Ganz aus dem Rahmen fällt jedoch das Vorbild für die Wände der Alammannenstube. Bezug genommen wird dabei auf ein Objekt aus Schwenningen, doch das stammt aus dem frühen 18. Jahrhundert! Bei der Bohlen-/Bretterwandkonstruktion („Bohlenständerbauweise“) bezog sich Ströbel ausdrücklich auf den „Wettebuurschopf“, ein Nebengebäude eines Schwenninger Bauernhofs (Abb. 8). Er nimmt damit eine Rückprojektion um tausend Jahre vor.

Die Inszenierung stieß schon vor der Eröffnung auf museologisch fundierte Kritik. Albert Walzer, württembergischer Museumspfleger seit 1936¹², riet in einem Gutachten zur noch nicht ganz fertiggestellten Neukonzeption: „Ich würde ... keine römischen und alamannischen Zimmer aus lauter Nachbildungen aufbauen ... Bei solchen Rekonstruktionen muss doch immer mit viel Phantasie gearbeitet werden. Wir haben zwar die alamannische Totenbettstatt aus Oberflacht, aber sind wir berechtigt, diese einfach als Modell für ein Bett von Lebenden zu nehmen?“ Weiterhin weist er darauf hin, dass „man zu einer solchen Nachbildung Funde aus allen möglichen Grabungen zum Vorbild [wird] nehmen müssen. Wir gehen heute doch auch nicht her und nehmen einen Bauernschrank aus dem Schwarzwald zu einer Himmelbettstatt von der Alb und einer Tresur [eine Art Schaubüffet] aus dem Hohelohischen [sic!], und lassen alles zusammen als schwäbische Bauernstube gelten.“¹³

Die beiden Inszenierungen zeigen von Schwenningens römischer und alamannischer Vergangenheit, wie diese erste Hinterfragung der Quellen ergibt, nur sehr wenig. Vielmehr greifen sie räumlich und zeitlich sehr weit aus. Vor dem Hintergrund der bescheidenen Möglichkeiten eines Heimatmuseums in einer Kleinstadt der frühen Nachkriegszeit wird hier ein erstaunlich großer Aufwand betrieben und das auf methodisch-fachlich ziemlich wackligen Füßen. Das macht neugierig, ob hinter dem musealen Arrangement nicht mehr oder etwas ganz anderes steckt.

Museum ist immer auch eine kulturelle Ausdrucksform wie Literatur, Malerei, Tanz oder Theater. Im Folgenden betrachte ich das Arrangement als eine Aufführung, bei der sich Realität und Fiktion vielfach mischen. Mit dem disparaten historischen Ausgangsmaterial schuf Ströbel eine symbolisch-ästhetische Museumswelt, die weit über die Vor- und Frühgeschichte hinaus weltanschauliche Positionen des 20. Jahrhunderts einwebt. Die Fiktion der beiden Stuben (und der gesamten Museumskonzeption) speist sich, wie deutlich werden wird, aus vielen Quellen – wissenschaftsgeschichtlichen, politischen, ereignisgeschichtlichen, nicht zuletzt biographischen. Entstanden ist ein aussagekräftiges und außergewöhnlich gut dokumentiertes Dokument des Postnazismus in der bundesrepublikanischen Nachkriegszeit.

Rudolf Ströbels Bild von Römern und Alamannen 1936

Der Forschungsstand oder besser das Bild, das man sich um 1950 von den Alamannen in Württemberg machen konnte, war maßgeblich geprägt durch die Arbeiten von WALTHER VEECK (1886–1941).¹⁴ 1931 hatte er eine umfassende Monographie zu den Alamannen in Württemberg vorgelegt¹⁵, der einige Vorarbeiten vorausgegangen waren, unter anderem zum Gräberfeld von Oberflacht.¹⁶ Seit 1921 war Veck an der Württembergischen Altertümersammlung in Stuttgart beschäftigt, dem heutigen Landesmuseum Württemberg. Dort arbeitete er sich nach Promotion, Kriegsdienst und einer Zeit als Volontärsassistent an der Universität Marburg hoch vom Volontär bis zum Direktor, der er ab 1936 bis zu seinem frühen Tod 1941 war.¹⁷

Veck beschrieb die Alamannen in Württemberg folgendermaßen:

Wer unvoreingenommen die Hinterlassenschaft der Alamannen, so wie sie uns die frühmittelalterlichen Gräber bewahrt haben, betrachtet, der muß zugestehen, daß sie eine erstaunliche Höhe der Kultur offenbart. Diese Alamannen der Völkerwanderungszeit ... waren nicht die rohen wüsten Horden, als die sie uns oftmals die römischen Quellen schildern. Jugendentstark und ihrer Kraft bewußt brachen sie über die Grenzen des morschen Römerreichs. Den erkämpften Boden hielten die neuen alamannischen Herren fest, in ihm verwurzelten sie ihr Volkstum und ihnen ist es zu danken, daß hier auch heute noch die deutsche Zunge klingt.

*Aber auch das müssen wir im Auge behalten, die Entwicklung germanischer Kultur war nur möglich durch die mannigfache Berührung und Durchdringung mit den neuen Kulturströmen ... Lernbegierig und von Haus aus hochbegabt, haben unsere Vorfahren das viele Neue, das sich ihnen bot, auf sich wirken lassen, aber sie haben dieses Fremde nicht sklavisch übernommen, sondern sie haben etwas daraus geschaffen, was eben nur germanisch ist.*¹⁸

In dieser Passage sowie in der gesamten Argumentation des Buches werden zwei Aspekte deutlich: Veck war bemüht, alamannische Kultur möglichst aufzuwer-

ten und gleichwohl anzuerkennen, dass sie vieles von anderen Kulturen, insbesondere der spätrömischen, übernommen hat. Veeck argumentierte schon 1931 eindeutig germanophil.¹⁹ Er konnte sich den offensichtlichen Kulturaustausch nur als ein hierarchisches Dienstverhältnis vorstellen, mit den Alamannen als Herren und den Römern als „Hilfskräften“.

*Die viele spätrömische Keramik aus alamannischen Gräbern [ist] sicher nicht von Händlern ins Land gebracht, dazu ist sie zu wenig kostbar, zu gewöhnlich, sie ist vielmehr von römischen Töpfern im Dienste der Alamannen hergestellt.*²⁰

*Die eigenartige Durchdringung und Vermischung von Germanischem, Römischem und Östlichem ist ohne die Mitwirkung volksfremder Arbeiter nicht zu verstehen. Wenn wir dies feststellen, setzen wir die Tätigkeit der germanischen Handwerker nicht herab, denn sie haben ja schließlich das Schaffen ihrer Hilfskräfte beeinflusst, haben aus dem fremden Formenkreis entnommen, was germanischem Geschmack entsprach, und dasselbe weitergebildet. Sie sind somit doch recht eigentlich die Schöpfer der germanischen Kunst der Völkerwanderungszeit.*²¹

Veeck ging in seiner Argumentation zwar empirisch vom Fundmaterial aus, das er zwar ausschließlich mit ethnischen Begriffen wie „römisch“ und „alamannisch“ klassifizierte, aber bei dem er gleichwohl eine „Durchdringung“ erkannte. Um diese Durchdringung erklären zu können, postulierte er eine soziale Hierarchie, die er wiederum ethnisch begründete. Er machte die Alamannen zu Herren, die „Galloromanen“ zur Unterschicht, die möglicherweise in abgesonderten Friedhöfen bestattet wurde. „Darüber liegen allerdings noch keine Beobachtungen vor.“²² Diese rein spekulative Setzung kulminierte in der Behauptung: „In der Völkerwanderungszeit hielt sich das alamannische Herrenvolk noch rein, lehnte die Vermischung mit den volksfremden unfreien Welschen ab.“²³ Spätestens hier verließ Veeck die Sprache der Wissenschaft und bediente sich einer völkischen Diktion.

Eine grundlegend andere Auffassung vertrat der spätere Schwenninger Museumsleiter RUDOLF STRÖBEL (1910–1972). Bereits seit seiner Volljährigkeit 1931 Mitglied der NSDAP und der SA, promovierte Rudolf Ströbel 1934 in Tübingen bei Hans Reinerth. 1934 folgte er Reinerth nach Berlin als Stipendiat der Deutschen Forschungsgemeinschaft, 1936 wurde er wissenschaftlicher Sachbearbeiter, 1938 Hilfsstellenleiter in der Abteilung Vorgeschichte im Amt des Beauftragten des Führers für die gesamte geistige und weltanschauliche Schulung und Erziehung der NSDAP (Amt Rosenberg), deren Leiter Reinerth war. Auch ab 1938 als Assistent an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin und ab 1942 wieder im Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP arbeitete er stets unter direkter Anleitung von Hans Reinerth.²⁴ Das Schwenninger Heimatmuseum leitete Ströbel schließlich ab 1949 bis zu seinem Tod.

In dem 1936 als „Nationalpolitische Aufklärungsschrift“ erschienenen schmalen Band „Unseres Volkes Ursprung. 5000 Jahre nordisch-germanische Kulturentwicklung“²⁵ behauptete er genau das Gegenteil der Veeckschen „Durchdringung“, schon in der Überschrift zum entsprechenden Kapitel: „Die kurze Zeit der römischen Fremdherrschaft am Rhein konnte die germanische Eigenart nicht beeinflussen.“²⁶ Ströbel postulierte zunächst zwei entgegengesetzte Siedlungsformen:

*Bis ungefähr um 400 n. Chr. konnten sich ... die Römer in einigen der stark umwehrten Städte am Rheine halten. Als die Germanen diese Städte eroberten, siedeln sie nicht etwa in ihren Mauern, sondern bauen nach wie vor ihre Dörfer mit den stattlichen strohgedeckten Bauernhäusern.*²⁷

Bei Veeck klang das weit differenzierter:

*Ammian weiß ... zu berichten, daß Julian bei seinen Rachezügen die ... [alamannischen] Höfe, die mit ziemlicher Sorgfalt nach römischer Art erbaut waren, in Flammen aufgehen ließ. Verkehrt wäre es, wollte man aus dieser Stelle folgern, daß die Alamannen ganz allgemein römische Bauweise nachgeahmt hätten. Denn an einer anderen Stelle bei Ammian hören wir von leichtgebauten umzäunten Holzhütten der Alamannen. Diese anscheinend widersprechenden Nachrichten lassen sich recht wohl miteinander vereinen: Teile der Alamannen haben an der von den Vätern ererbten Holzbauweise festgehalten, andere wieder, denen römische Handwerker in hinreichender Zahl zur Verfügung standen, sind zum Steinbau übergegangen und haben ihre Höfe nach Art der römischen Bauernhöfe gebaut, wenn sie sich nicht in von den Römern verlassenen Gebäuden festgesetzt haben ...*²⁸

*Wenn uns auch Ammian berichtet, daß die Alamannen die Städte wie umgitterte Grabstätten mieden ..., so trifft diese Scheu vor dem Römischen doch nicht für römische Kleinsiedlungen und Einzelhöfe zu.*²⁹

Ströbel argumentierte weiter mit einem wertenden Vergleich zwischen römischer und germanisch-alamannischer Sachkultur, bei der er klar erkennbare Unterschiede festmacht:

*Die Massenerzeugnisse römischer Fabriken konnten das germanische Handwerk nicht verdrängen. Immer zeigen die germanischen Gefäße und Geräte persönliche Ausformung in Gestalt und Verzierung.*³⁰

Auffällig sind hier Begriffe aus industriekritischen Diskursen des 19. und 20. Jahrhunderts wie „Massenerzeugnisse“ aus „Fabriken“ contra „persönliche Ausformung“, die er um weit mehr als tausend Jahre zurückprojizierte. Ströbel setzte seinen Kulturvergleich mit weiteren Gegensatzpaaren fort:

„Ganz im Gegensatz zum römischen Brauche steht aber die germanische Bewaffnung und Kampfweise. Der Römer ist von Kopf zu Fuß in Eisenhelm und Panzer eingehüllt.“³¹ Ihnen wird damit die Rolle der passiven, sich abschot-

tenden Verteidiger zugeschrieben. „Der Limes ... ist kein Zeichen kriegerischen Erfolges, sondern ein Verteidigungswerk des Rückzuges.“³²

Beim Germanen hingegen

*überwiegen nicht die Verteidigungswaffen, sondern die Angriffswaffen; selbst der kleine runde Schild mit dem spitzen Buckel ist zum Ansturm auf den Feind äußerst geeignet. Als Stoß- und Wurf-Waffe führt der Germane eine schmale Lanze, die Frame, in der häufig siegbringende Runen eingeritzt sind. In der Rechten hält er das im Nahkampf so gefürchtete lange Schwert. Sein naturhafter bodenständiger Bauernsinn, sein ungebrochener Kampfsgeist und nicht zuletzt seine ausgezeichnete Waffentechnik haben dem Germanen den Sieg über das verstädterte und überalterte Römerreich gebracht.*³³

Freilich war der Sieg nicht von Dauer. Ströbel beklagte, dass

*zu Anfang des Mittelalters die germanische Überlieferung bewußt und künstlich zerstört wurde ... Karl der Franke setzte römisches Recht, römische Kunst und römischen Gottesdienst an Stelle der heimischen Gesittung.*³⁴

*[Dadurch] sind wir Deutsche ein zwiespältiges Volk geworden, in dem nordisches Bauerntum oft einen Verzweiflungskampf gegen die herrschende römische Richtung zu führen hatte. Erst heute wenden wir uns bewußt vom fremden Bildungsziele ab und knüpfen wieder an dem Erbe unserer arteigenen Vorzeit an.*³⁵

Der Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte, dessen „Bundesführer“ ebenfalls Hans Reinert war, betrieb eine Modellwerkstatt und gestaltete mehrere vor- und frühgeschichtliche Freilichtmuseen, für die Ströbel arbeitete³⁶ und über die er berichtete.³⁷ Inszenierungen von Häusern samt kompletter Einrichtung in Originalgröße sowie Reproduktionen historischer Holzgeräte und Tongefäße waren geradezu ein Markenzeichen dieser Organisation, die eine ihrer wichtigsten Aufgaben in der Popularisierung eines völkisch-rassistischen Geschichtsbilds sah. Als bekanntestes Beispiel sei das Pfahlbaumuseum Unteruhldingen genannt.³⁸ Der Schwenninger Alamannenstube am nächsten kam der „germanische Hof um die Zeitwende“ in Oerlinghausen bei Detmold (Abb. 9), den Rudolf Ströbel 1936 in der populären Zeitschrift „Germanenerbe“ vorgestellt hatte.³⁹

Schon in der Wahl des Mediums bewahrte Ströbel mit seinen beiden Schwenninger Stuben also Kontinuität. Seine Inszenierung von 1950 kommt darüber hinaus durch die dichotome Gegenüberstellung von zwei Stuben mit grundlegend unterschiedlichem Erscheinungsbild dem Tenor der Propagandaschrift von 1936 nahe.

Auch im Detail lässt sich leicht eine Reihe von Übereinstimmungen mit der strengen Konfrontation zwischen Römern und Alamannen finden. Die mächtigen römischen Mauern mit ihrer Heizanlage kontrastieren mit dem ausschließ-



Abb. 9: Freilichtmuseum Oerlinghausen, „Germanische Wohnstube um die Zeitwende“, 1936.

lich verwendeten Holz bei der alamannischen Bauweise. Dieser Kontrast wird durch Material und Anmutung der Gebrauchsgegenstände noch verstärkt, wo auf der römischen Seite auf der Töpferscheibe gedrehte Keramik dominiert, einschließlich der in „Fabriken“ hergestellten Terra sigillata. Auf der alamannischen Seite sind es in der Mehrzahl Holzgeräte. Die wenigen alamannischen Keramikgefäße wirken handgeformt, obwohl sie es nicht sind.⁴⁰ Der „stoffechten“ Nachbildung wurde schon im Reichsbund unter dem Schlagwort „Kampf dem Gips“ hohe Aufmerksamkeit gewidmet. Der Töpfer, den Rudolf Ströbel dazu 1937 vorstellte⁴¹, war derselbe, den er auch 1950 beauftragte.⁴²

Während militärische Ausstattung im römischen Arrangement bis auf den nur bei Paraden und Turnieren getragenen Gesichtshelm fehlt, ist sie auf der anderen Seite komplett vorhanden, mit allen auch 1936 erwähnten „Angriffswaffen“ Buckelschild, Lanzen und Schwert. Wohlgemerkt: Nichts ist hier falsch, alle Ausstattungsstücke sind durch den Forschungsstand abgesichert. Gleichwohl wird spätestens beim Arrangement der alamannischen Waffen um das Bett herum, das ständige Kampfbereitschaft suggeriert, deutlich, dass 1950 sämtliche Wertungen, die Ströbel 1936 zu den beiden Kulturen vornahm, unerschütterlich mindestens mit gesehen werden können.

Römer und Alamannen im nationalsozialistischen Herrschaftssystem

Walther Veeck und Rudolf Ströbel hatten nicht nur unterschiedliche Auffassungen zu den Beziehungen zwischen Römern und Alamannen, sie gehörten auch

zwei sich erbittert bekämpfenden Lagern innerhalb des nationalsozialistischen Machtsystems an. Die Interpretation des Verhältnisses zwischen Römern und Alamannen war dabei ein Glaubensstreit, ein beständiger, mit härtesten Bandagen geführter Kampf um Fleischtöpfe und Karrieren, um die Deutungshoheit und schließlich um die Macht innerhalb des Fachs. Dieser Richtungskampf wurde zwar durch den Zusammenbruch des Regimes 1945 beendet. Doch wer hier welche Position vertreten hatte, war in der Nachkriegszeit entscheidend für die weiteren Karriereaussichten. Rudolf Ströbel gehörte zur Verliererseite. Während seine ehemaligen Kontrahenten schon bald lukrative und angesehene Schlüsselpositionen im universitären Wissenschaftsbetrieb einnahmen und die weitere Entwicklung des Fachs in der Bundesrepublik maßgeblich bestimmten, war er – als ehemaliger Hochschulassistent eigentlich ebenfalls auf eine universitäre Laufbahn vorbereitet – zum „Verwalter“ eines Heimatmuseums in einer unbedeutenden württembergischen Kleinstadt abseits des Wissenschaftsbetriebs herabgesunken. Die Bewertung des Verhältnisses zwischen Römern und Alamannen war für Ströbel also von einer über sein ganzes weiteres Leben entscheidenden Bedeutung. Will man die Inszenierung richtig einschätzen, so kann man dies nur mit dem Wissen darum, was zwischen 1933 und 1945 passiert war.

Eingebettet ist die Passage zum Verhältnis von Römern und Alamannen bei Ströbel 1936 in ein völkisch-rassistisches Geschichtsbild, das das gängige humanistische Bildungsgut auf den Kopf zu stellen versucht: Die „nordischen“, „langköpfigen“, blonden Rassen seien „den Nachbarvölkern gegenüber weit überlegen.“⁴³ Einer ersten indogermanischen „Landnahme“ in Europa um 3000 v. Chr. sei ein zweiter „nordischer Vorstoß“ um 2000 v. Chr. gefolgt. Der habe fast ganz Europa umfasst und die Indogermanen „zur Herrschicht der Südvölker werden“⁴⁴ lassen, also auch der Griechen und Römer. „Durch gegenseitige Kriege, aber auch durch die Verweichlichung des Südens hat sich die nordische Oberschicht mehr und mehr aufgerieben.“⁴⁵ Ohne die Führung durch die „nordische Rasse“ mussten die antiken Hochkulturen untergehen. Die Germanen der Völkerwanderungszeit, die „im nordischen Kerngebiete sitzengeblieben und ... sich nicht mit fremdem Blute vermischt“⁴⁶ hatten und zu denen Ströbel auch die Alamannen zählt, „haben nicht ... die alten Kulturen des Südens zerstört, sondern sie haben auf ihren Trümmern die nordischen Grundlagen Europas erneuert und damit das heutige Europa geschaffen.“⁴⁷

In seiner originalen Ausprägung stammte dieses Weltbild von GUSTAV KOSSINNA (1858–1931), der Vor- und Frühgeschichte explizit als „eine hervorragend nationale Wissenschaft“ betrieb. Propagiert wurde es nach dessen Tod vor allem von HANS REINERTH (1900–1990), dem Lehrer und Ziehvater von Rudolf Ströbel. 1921 in Tübingen promoviert und 1925 habilitiert, trat Reinert wie Ströbel 1931 in die NSDAP und in den von Alfred Rosenberg initiierten Kampfbund für deutsche Kultur ein, erkennbar aus Frustration wegen seiner geringen Karriereaussichten.⁴⁸ Damit begann sein Aufstieg. 1934 wurde er Bundesführer des Reichsbunds für deutsche Vorgeschichte, einer Organisation, die er selbst aus

der von Gustaf Kossinna gegründeten Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte hervorgehen ließ. Er leitete die Abteilung (ab 1937 „Amt“) Vorgeschichte im Amt Rosenberg. 1934 war er bereits durch die Unterstützung von Alfred Rosenberg Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin geworden.⁴⁹

Komplementär zu seinen (relativ wenigen) eigenen archäologischen Forschungen versuchte Reinerth vor allem, die Forschungstradition von der Renaissance bis zur Moderne komplett umzuschreiben, bisher unumstritten herrschende Meinungen als „Lüge“ zu bezeichnen sowie weitere dahingehende Forschung und deren Veröffentlichung zu verhindern. Er begann damit schon vor 1933 im Kampfbund für deutsche Kultur und verfasste Thesen zur „Deutschen Vorgeschichte im Dritten Reich“ in den Nationalsozialistischen Monatsheften vom 27. Juni 1932.⁵⁰ Am 1. Mai 1933 erschien ein Aufruf von ihm in der Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbunds:

Das deutsche Volk verlangt heute Rechenschaft. Endlich einmal auch von der vom Staat bezahlten Wissenschaft. Es wehrt sich dagegen, jährlich Millionen deutscher Steuergroschen für die nationale Vorgeschichte fremder Völker abzugeben ..., Museen und Institute für volksfremde Vorzeit im In- und Auslande zu unterhalten – während die Erforschung seiner arteigenen, frühesten Geschichte darniederliegt ...

Zwischen Nord und Süd liegt unser schwäbischer Heimatboden. In keinem anderen deutschen Lande sind die Aufgaben der Vorgeschichtsforschung größer und vielversprechender als hier ... Germanische Gräberfelder bei jedem Dorfe sind Zeugen alemannischer Hochkultur. Wir werden uns entschließen müssen, die bis zum Überdruß durchforschte provinziäl-römische Fremdkultur endlich ruhen zu lassen und alle verfügbaren Kräfte und Mittel der Erschließung unserer arteigenen Vorzeit zuzuwenden.⁵¹

Reinerth baute hiermit – parallel zum vermeintlich unversöhnlichen Gegensatz zwischen den beforschten Kulturen – eine Konfrontation zwischen archäologischen Forschungsgebieten und Institutionen auf. Am 16. Mai 1933 hielt Hans Reinerth in Tübingen einen Vortrag: „Der Kampf um die deutsche Vorgeschichte“. Der aus dem „reinen und unverfälschten“ „nordischen Rassekern“ hervorgegangenen „herrlichen Kultur“ stellte er eine „seit tausend Jahren immer wieder eingepflichte Lüge“ vom „Barbarentum“ der Germanen gegenüber, schlimmer „als selbst die Römer, ihre Feinde, es glaubten“. „Die Hauptschuldigen an diesen Zuständen ... [sind] das Archäologische Institut des Deutschen Reiches [DAI] in Berlin und die Römisch-Germanische Kommission [RGK] in Frankfurt am Main.“⁵² Gleichzeitig gab Reinerth „ein Rundschreiben heraus, in dem er die Leiter der Vorgeschichts-Fachgruppen in den anderen Städten des Reiches anwies, in der Zeit zwischen dem 19. Mai und dem 18. Juni 1933 überall Kundgebungen“ gegen das DAI und die RGK „durchzuführen“.⁵³ Die Diffamierungen Reinerths erscheinen vor dem Hintergrund der Tatsache, dass bereits seit 1930 beide Direktorenposten der RGK mit Prähistorikern besetzt waren, die sich

der Erforschung germanischer Kulturen widmeten und nicht der provinzialrömischen Archäologie, „von besonders bitterer Ironie“⁵⁴.

REINHARD BOLLMUS stellte diese Auftritte Reinerths in einen direkten Zusammenhang mit den Bücherverbrennungen, die am 10. Mai 1933 stattfanden. Von diesen „im Namen des Nationalsozialismus ... autoritativ und mit radikalen politischen Argumenten“ vorgetragenen Angriffen „mußten sich alle Prähistoriker Südwestdeutschlands ... betroffen fühlen“.⁵⁵ „Angenommen werden mußte, daß Rosenberg es verstehen würde, die ganze Macht der Diktatur für die Verwirklichung der Forderungen Reinerths einzusetzen.“⁵⁶ Seinen auch ganz persönlichen Machtanspruch über die gesamte Archäologie in Deutschland, also alle Hochschul- und Forschungsinstitute, die Denkmalpflege, alle Museen und sämtliche (Laien-)Verbände und Vereine, wollte der 33-jährige Privatdozent im Rahmen der Gleichschaltung durch seinen Reichsbund für Deutsche Vorgeschichte und die Gründung eines Reichsinstituts realisieren, das über alle Aktivitäten der Vorgeschichtsforschung und -vermittlung die Kontrolle auszuüben beanspruchte.

Die etablierte Forschung war schon früh alarmiert und brachte sich gegen den Günstling und Parteigänger Rosenbergs in Stellung. Bereits im April 1933 richtete Walther Veeck zusammen mit Oscar Paret – Archäologe mit Grabungen und Veröffentlichungen zur provinzialrömischen Geschichte Württembergs und ebenfalls Konservator an der Stuttgarter Altertümersammlung – ein Anschuldigungsschreiben gegen Reinerth an den Staatskommissar in Tübingen.⁵⁷ Als Reaktionen auf die Rede Reinerths in Tübingen und die gleichzeitigen Artikel erfolgten auch Beschwerden des Direktors der Stuttgarter Altertümersammlung und Landesdenkmalpflegers Peter Goessler bei Landeskultusminister Mergenthaler und beim Rektor der Universität Tübingen am 9. Mai 1933.⁵⁸ In dem daraufhin eröffneten Verfahren gegen Reinerth an der Universität Tübingen im Juni/Juli 1933 versuchte auch Rudolf Ströbel die Anschuldigungen gegen seinen Doktorvater zu entkräften, die unter anderem eine „tendenziöse Einstellung zur Wahrheit, unwürdige Kampfweise, unehrenhaftes wissenschaftliches Verhalten zwecks Aneignung von Forschungsmaterialien“⁵⁹ zum Inhalt hatten. Der Abschlussbericht kommt zum Ergebnis, „daß Reinerths ‚Kampfweise die Grenzen des Anstandes und der Sachlichkeit nicht selten überschritten‘ habe.“⁶⁰ Ein Disziplinarverfahren wurde jedoch nicht eingeleitet, weil Reinerth durch Alfred Rosenberg nicht nur gedeckt, sondern sogar auf die Professur an der Berliner Universität gesetzt wurde.

Doch Walther Veeck blieb aktiv. 1935 präziserte er seinen Standpunkt bei ausdrücklicher Nennung der Versuche, die Bedeutung römischer Kultur für die Alamannen zu unterdrücken, in einem hauptsächlich an Lehrer adressierten Schulungsheft:

Unter römischer Herrschaft erlebte das Land eine große Blüte; man darf nicht vergessen, daß die Römer unsern Vorfahren die Besiedelung des Lan-

des erleichtert haben. Und wenn heute die Beschäftigung mit den römischen Altertümern von mancher Seite abgelehnt wird, so möchte ich bemerken, daß dieser Abschnitt nicht aus unserer Frühgeschichte weggewischt werden kann. Er verdient vielmehr dieselbe Beachtung, wie die vorher behandelten, wenn man überhaupt die ganze Vor- und Frühgeschichte unseres württembergischen Bodens erfassen will. Viele Züge der germanischen Zeit blieben uns unverständlich ohne Kenntnis der römischen Zeit, die in ihrer Bedeutung von uns nie überschätzt worden ist.

Als die Alamannen um 260 n. Chr. Südwestdeutschland den Römern entrissen, fanden sie blühendes, dem Ackerbau erschlossenes Land vor mit vielen guten Straßen. Man kann mit Sicherheit nachweisen, daß gerade der von den Römern bebaute Boden zuerst von den Alamannen in Bearbeitung genommen wurde. Ihre Siedlungen entstanden auf ehemals römischer Feldmark. Wohin der Römer seinen Fuß nicht gesetzt hatte, siedelte sich auch der Alamanne zunächst nicht an.⁶¹

Wichtig für die künftigen Machtverhältnisse war die Gründung der „Studiengesellschaft für Geistesurgeschichte ‚Deutsches Ahnenerbe‘“ am 1. Juli 1935 durch Heinrich Himmler innerhalb der SS.⁶² Deren machtpolitische Ziel war die Übernahme der Kontrolle über die Vorgeschichte durch die SS – und entsprechend die Ausbootung von Alfred Rosenberg. Sie war deshalb eindeutig und explizit eine Gegeninstitution zum Reichsbund für Vorgeschichte (ab 1937 Reichsamts). Viele Prähistoriker fanden unter diesem Dach starken Schutz für ihre Aktivitäten gegen den Reichsbund. Auch Walther Veeck war nicht nur in der NSDAP, sondern auch in der SS Mitglied und mit den im SS-Ahnenerbe aktiven Prähistorikern bestens vernetzt. Seine Beteiligung am Kampf gegen den Reichsbund bestand weiterhin in Anschuldigungen gegenüber übergeordneten Behörden, in der Beteiligung an Intrigen sowie dem Sammeln und der Weitergabe von belastendem Material.⁶³

So unter Druck, reagierte der Reichsbund mit noch einmal verstärkter Aggression. Im Rahmen der 3. Reichstagung für deutsche Vorgeschichte in Ulm am 19. Oktober 1936 ging es um den „Vollzug der Gleichschaltung der süddeutschen Museen und Vereine, die bereits im Vorfeld mit der Aufforderung um Beitritt in den Reichsbund angeschrieben wurden. Eine süddeutsche Arbeitsgemeinschaft für Vorgeschichte gründete sich, der 31 Heimat- und Altertumsvereine ... mit insgesamt 4.000 Mitgliedern“⁶⁴ beitraten.

In seiner Rede auf der Eröffnungssitzung drohte Reinerth ganz offen den anwesenden Museums- und Vereinsvertretern – darunter viele Lehrer, für die Veeck ein Jahr zuvor seinen Schulungstext verfasst hatte:

So haben wir heute lediglich zu entscheiden, ob wir in unserer Geschichtsbetrachtung mit den Germanen marschieren wollen oder mit ihren Gegnern, den Römern. Jeder mag sich überprüfen, wenn er selbst eine Darstellung des römischen Einfalls in Süddeutschland zu geben hat, inwieweit er im Geiste schon restlos in der Front des Nordens und der Germanen mitmarschiert.⁶⁵

Dieser Drohgebärde hatte Reinerth durchaus konkrete Vorstellungen zur Durchsetzung seiner Positionen vorangestellt:

*Hier hat unsere Arbeit einzusetzen. Sie hat einzugreifen durch Verfügungen der zuständigen staatlichen und parteiamtlichen Stellen, mehr noch aber durch die eifrige Weiterarbeit der Forschung und den gleichgerichteten Einsatz der Schulung, die beide diese Irrmeinungen und Irrlehren endgültig zu beseitigen haben.*⁶⁶

Der Vorrang bei aller Forschung gebührt dabei klar der Weltanschauung:

*Ob eine Kultur als hoch oder niedrig, als gut oder böse zu bewerten ist, das entscheidet für uns nationalsozialistische Deutsche einzig und allein ihr Verhältnis zu diesem unserem Volkstum. Ist sie für dieses Volkstum schädlich, ist sie ihm fremd und feindlich, dann werden wir sie ablehnen.*⁶⁷

Ende Oktober 1936 stellten Reinerths Gegner in einer ‚Denkschrift‘ „Materialien persönlicher und wissenschaftlicher Art gegen den Leiter des Reichsbundes [zusammen] ... Diese Schrift ... [wurde] mit weiteren Materialien, die der Direktor der staatlichen Altertumssammlung Stuttgart, Dr. Veeck, gesammelt hatte, am 21. und 22. Januar [1937] dem Reichsführer SS übersandt.“⁶⁸

Der Reichsbund reagierte darauf öffentlich 1937 mit einem Artikel von Werner Hülle (1903–1974) „Grundsätzliches zur süddeutschen Germanenforschung. Eine Antwort an Herrn Dr. W. Veeck“.⁶⁹ Hülle erhob den Vorwurf, Veecks Monographie von 1931 sei

*ein Werk, das in geradezu unglaublicher Weise die Ehre unserer germanischen Vorfahren herabsetzt und in seiner ganzen Tendenz darauf angelegt ist, die Abhängigkeit der alamannischen Kultur von der römischen zu beweisen.*⁷⁰

Walther Veeck antwortete mit einer „Richtigstellung und Antwort an Dr. W. Hülle“.⁷¹ Selbstbewusst spielte er seine überlegene Kennerschaft sowie Wissenschaftlichkeit und Wahrheitsverpflichtung gegen das Reichsamt aus. Umgekehrt weist er süffisant darauf hin, dass die von Kossinna und seinen Schülern immer wieder vorgetragene These der germanischen Landnahme Süddeutschlands vor den Römern wissenschaftlich nicht haltbar ist: „Es ist bisher noch niemandem geglückt, diese erste germanische Landnahme in den Bodenfunden auf dem Gebiete des heutigen Württemberg, auf welches sich mein Werk beschränkt, nachzuweisen.“⁷²

Die Rivalitäten gipfelten schließlich im Parteiausschluss Hans Reinerths noch im Februar 1945.⁷³ Im entsprechenden Parteigerichtsverfahren wurde er unter anderem beschuldigt „daß er seine Machtstellung dazu ausnützte, Erwidierungen der Angegriffenen in der Presse zu unterbinden und sie damit mundtot zu machen.“⁷⁴ Das bezog sich auf einen Versuch Reinerths, die Veröffentlichung der Richtigstellung von Walther Veeck zu verhindern.

Nach Kriegsende setzte sich die Verfolgung Reinerths in einer Resolution gegen ihn auf der Tagung des West- und Süddeutschen Verbandes für Altertumsforschung 1949 in Regensburg fort. Reinerth wurde zum Sündenbock erklärt, nicht zuletzt auch, um alle weiteren Nachforschungen zu den eigenen Verstrickungen in das NS-Regime überflüssig zu machen.⁷⁵ Auch die ehemaligen Schüler Reinerths wurden von dem Verdikt erfasst.⁷⁶ Rudolf Ströbel tauchte zwar auf einer für das Kultusministerium erstellten Liste Oscar Parets auf, in der dieser mögliche neue Mitarbeiter am Württembergischen Landesmuseum notierte, doch der Hinweis, „Dr. Hülle und Dr. Strobel [sic!] waren Angehörige eines Reichsamtes der NSDAP“⁷⁷, genügte für Paret als Argument, warum sie nicht in Frage kommen. Vor diesem Hintergrund bekommt Ströbels Arrangement die weitere Dimension einer Aufarbeitung seiner eigenen nicht nur weltanschaulichen und wissenschaftlichen, sondern auch ökonomischen und gesellschaftlichen Position.

In städtischem Auftrag entstanden und öffentlich ausgestellt, ist es aber weit mehr als eine private Standortbestimmung. Es wird zu einer einzigartigen Quelle des Umgangs mit nationalsozialistischen Positionen in der frühen Bundesrepublik und verdient deshalb eine gründliche und differenzierte Betrachtung.

Beispiel und Gegenbeispiel

Deutlich geworden sein dürfte nach dem Vorangegangenen, dass und warum es im Schwenninger Heimatmuseum bei der Darstellung von Römern und Alamannen nicht um Schwenningen geht. Zu dominant war der grundsätzliche Horizont von Ströbels bisheriger Tätigkeit, zu gering die Bedeutung seines neuen Wirkungskreises, den er erst ein Jahr zuvor (1949) betreten hatte.

Gegenüberstellungen von materiellen Kulturen haben in Deutschland eine lange Tradition. Eine positiv verstandene deutsche „Kultur“ von einer affektierten „Zivilisation“ des französisch sprechenden Adels zu unterscheiden, begann schon bei Immanuel Kant im 18. Jahrhundert.⁷⁸ Die Diffamierung alles „Romanischen“ mit Verweisen auf moralisch gewertete Unterschiede in der materiellen Kultur hatte bereits vor dem Ersten Weltkrieg Hochkonjunktur und gehörte zum Grundbestand nationaler Identitätsbildung in Deutschland.⁷⁹ In ahistorischer Verallgemeinerung spielte es dabei keine große Rolle, ob die Bestimmung der Gegenposition unter den Adjektiven „römisch“, „romanisch“, „keltisch“, „gallo-römisch“, „keltorömisch“ oder „welsch“ erfolgte. Die begriffliche Unschärfe in der Bestimmung der Kulturen, von denen man die „germanische“ oder „alamannische“ absetzte, lässt sich nicht zuletzt in den Texten der Prähistoriker im Nationalsozialismus erkennen, so nur als ein Beispiel bei Walther Veeck, der zur Besiedlung der rechtsrheinischen römischen Gebiete formulierte: „Aus verwelstem Boden wurde blühendes germanisches Land.“⁸⁰

Der im 18. Jahrhundert populäre Kupferstecher Daniel Chodowiecki (1726–1801) begründete gleichzeitig die Gattung der bildlichen Gegenüberstellung guter, natürlicher, schlichter Beispiele gegen schlechte, protzige, affektierte (Abb. 10).⁸¹

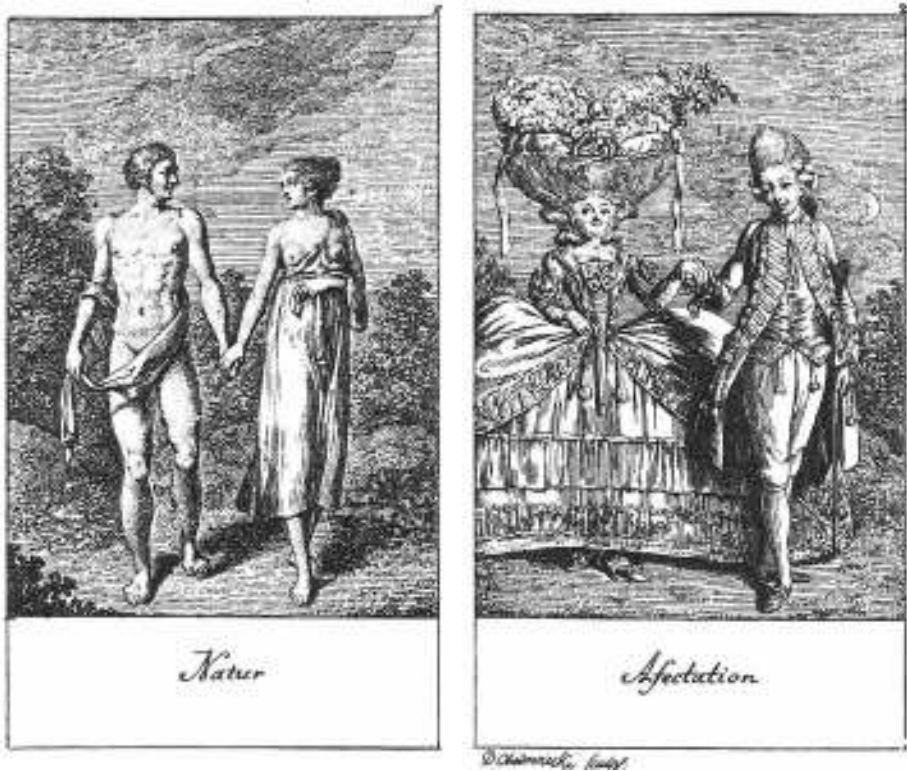


Abb. 10: Daniel Chodowiecki, „Natürliche und affectierte Handlungen des Lebens“, „Natur“ und „Affectation“, 1779.

Die Strategie, ästhetische Fragen moralisch aufzuladen und geschmackserzieherisch in einen binären Code von gut und schlecht zu packen, setzte hiermit ein. Größte Wirksamkeit erreichte die „popularisierende und propagandistische Erziehung durch Bilder“⁸² in der jungen Konsumgesellschaft um 1900, als Theoretiker des guten Geschmacks gegen Geschmacksentgleisungen in der industriell gefertigten materiellen Kultur kämpften.⁸³ Dabei gibt es eine direkte Linie vom Heimatschutz bis in den Nationalsozialismus – was sich zum Beispiel an Paul Schultze-Naumburg personifizieren lässt als Vorsitzendem des „Bundes Heimatschutz“, Mitglied im Förderkreis des Rosenbergschen „Kampfbunds für deutsche Kultur“, Autor von „Volk und Rasse“ und NSDAP-Reichstagsabgeordnetem. Mit dessen einflussreichstem Projekt, seinen „Kulturarbeiten“, handlichen Büchern mit Fotografien, in denen dörflich-bäuerliche Bauten meist der Zeit um 1800 als „Beispiele“ gegen großstädtische Architektur um 1900 als „Gegenbeispiele“ ins Feld geführt werden,⁸⁴ lässt sich auf den ersten Blick eine Übereinstimmung mit dem Schwenninger Stubenarrangement erkennen. Das als gutes Beispiel vorgestellte Fachwerkhaus lässt sich mit der Alamannenstube parallelisieren, der Ziegelbau des Industriezeitalters als Gegenbeispiel mit der Römerstube (Abb. 11).



Abb. 11: Paul Schultze-Naumburg (1903): Kulturarbeiten 3. Dörfer und Kolonien, München, S. 20 u. 21.

Rudolf Ströbel stand klar in dieser Tradition. Im Katalog zur Ausstellung „Lebendige Vorzeit“ 1936 beschrieb er einen Schaukasten mit gegenübergestellten Nachbildungen keltischer und germanischer Funde so:

Im Gegensatz zu diesen überladen wirkenden Stücken der überfeinerten Fürstenkultur der Keltenzeit sind die germanischen Funde dieser Zeit und der folgenden Periode der Römerkämpfe, die in der anderen Hälfte des Schaukastens liegen, schlicht und einfach zu nennen. Sie entbehren aber deshalb keineswegs einer großzügigen Linienführung und einer peinlich genauen Bearbeitung und Verzierung. Wir empfinden diese Stücke unendlich näher verwandt als die protzigen Erzeugnisse der Hallstattkultur.⁸⁵

Im Heimatmuseum plante Ströbel sogar eine nicht ausgeführte „Vitrine mit Geschmacklosigkeiten“. Enthalten sollte sie eine „Gegenüberstellung des Schwenninger städtischen Kunstgewerbes der achziger [sic!] Jahre mit bäuerlicher Handwerkskunst derselben Zeit“⁸⁶. Walzer prangerte an, „damit irgendwie geschmacksreinigend wirken [zu] wollen“, unter ausdrücklichem Verweis darauf, „dass das seinerzeit berühmte grosse Pazaurek'sche Kitschmuseum seit Jahren wieder geschlossen ist.“⁸⁷ Er erkennt also Ströbels Nähe zu der von Gustav Pazaurek 1909 eröffneten Abteilung im Stuttgarter Landesgewerbemuseum „Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe“.

1958 parallelisierte Ströbel die Umbaustufen eines keltischen Bauernhofs zu einem römischen Gutshof in Mayen in der Eifel, die er auf der Grundlage älterer Vorlagen⁸⁸ zeichnete, mit denen eines Handwerkerhauses von 1800 – der idealen Zeitstufe auch für Schultze-Naumburg – zu einem städtischen Geschäftshaus von 1950 (Abb. 12).⁸⁹

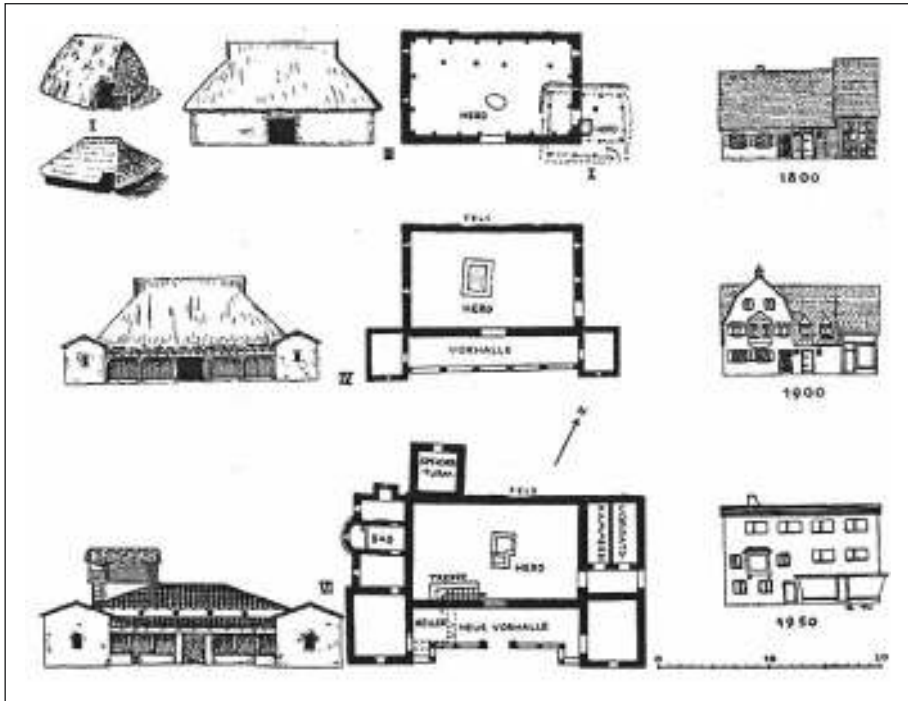


Abb. 12: Rudolf Ströbel: „Entwicklung einer keltischen Bauernhütte zu einem römischen Gutshaus ... verglichen mit der Entwicklung eines ländlichen Handwerkerhauses zu einem städtischen Geschäftshaus in Schwenningen a. N. heute“.

Die Polemik kulminiert unten rechts in der Zeichnung eines Geschäftshauses mit der Datierung „1950“ und vollkommen verunklärter Fassadengestaltung sowie einem alle Proportionen und Achsenbezüge außer Acht lassenden Wirrwarr an Fensterformen. Je römischer, desto moderner, desto städtischer, desto scheußlicher, ist die klare Aussage.

In seinen beiden Stubenarrangements verzichtete Ströbel aber auf offenkundige Polemik und eine eindeutige Wertung im Sinne von Beispiel – Gegenbeispiel – Antithese. Es wäre ein Leichtes gewesen, zur Wandbemalung der Römerstube auf das Vorbild des Gutshofs in Ummendorf zurückzugreifen, das Paret 1932 veröffentlicht hatte (Abb. 13).⁹⁰ Die einzelnen Felder der netzartigen Strukturen waren jeweils zwei- bis dreifarbig in heftigen Kontrasten ausgemalt in gelb, braun, rot und grün, teilweise mit weißen Spritzern als Marmorimitation⁹¹ und hätten als Belege für eine „affektierte“ und „überladene“ Kultur der Römer sicher ihre Wirkung gezeigt. Stattdessen nähert sich die realisierte Wandbemalung einem „guten“ Beispiel aus der Moderne: Der Architekt BRUNO TAUT, Vertreter des Neuen Bauens, griff 1925 das Bildschema geschmacksdidaktischer Gegenüberstellungen auf und verbesserte schlechte Inneneinrichtungen durch korrigierende Übermalungen.⁹² Im ausgewählten Beispiel (Abb. 14) wird ein Arbeiter-

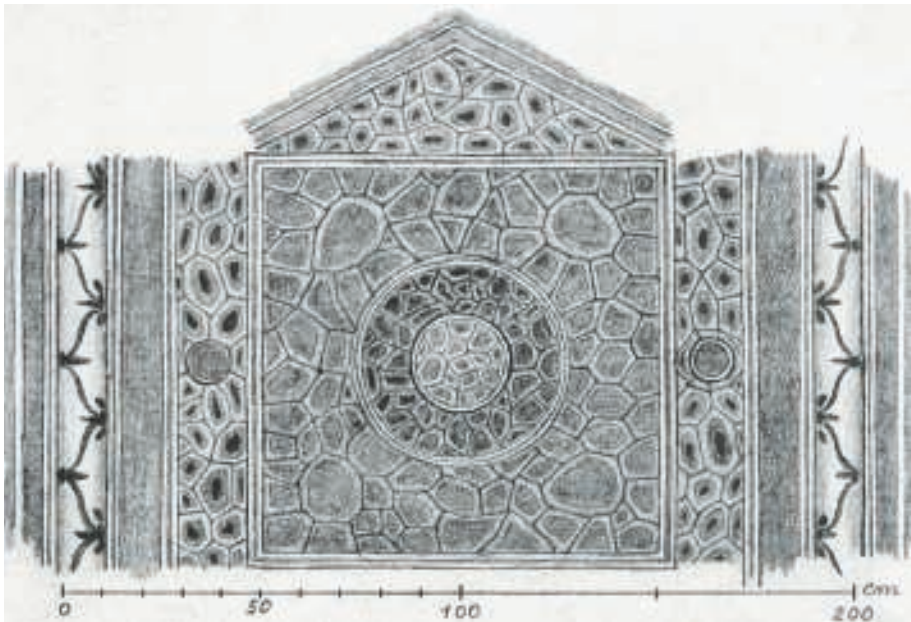


Abb. 13: Oscar Paret (1932): Die Siedlungen des römischen Württemberg, Stuttgart, Tafel VIII.



wohnzimmer deutlich „versachlicht“. Besonders die Unterteilung der Wand in große, rechteckige Farbflächen bietet Ähnlichkeiten mit der römischen Stube. Die Römerstube vertritt damit also eher eine sachliche Position. Um das verstehen und einordnen zu können, ist die Analyse von Ströbels Weltbild nach 1945 notwendig.



Abb. 45. Eingestaltung eines Arbeiterwohnzimmers.
Als Bild beispielhaft: Korridor der Stube durch Schrankwand, Spiegel-
glas an Schrankwand, im Schrankraum angedeutet, Regal mit Tischkante
abgegrenzt. Wände mit ihrer Farbverteilung (dunkle Flächen hell, hell
Lakenwand, ohne Verstellteil hell gewaschen. Lampe niedriger mit Papieren

Abb. 14: Bruno Taut (1925): Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin, Leipzig, Tafel 45 –
Umgestaltung eines Arbeiterwohnzimmers, S. 57.

Städtische Geschichte und bäuerliche Vorgeschichte

In einer über drei Jahrgänge von 1957 bis 1959 reichenden Artikelserie im Monatsblättle des Schwenninger Heimatvereins (ab 1959 Heimatblättle) breitete Rudolf Ströbel sein Weltbild der Vor- und Frühgeschichte erneut aus.⁹³ Er verzichtete auf aggressive völkisch-rassistische Positionen und fasste nun Europa als einen Raum verschiedenartiger, aber aus gemeinsamen kulturellen Wurzeln gespeister Nationalismen auf.⁹⁴ Zugleich hielt er es für legitim, auf eine seiner im völkischen Duktus verfassten Schriften zu verweisen⁹⁵ oder als Referenzen für seine Ausführungen Autoren zu nennen, die zuvor völkische Positionen vertraten und/oder eine nationalsozialistische Vergangenheit hatten.⁹⁶

Zur zentralen „Achsenzeit“ der Weltgeschichte – Ströbel übernahm den Begriff ausdrücklich von KARL JASPERS⁹⁷ und verwendete ihn zunächst durchaus kongenial – erklärte er die „geistige Wende“ hin zum „rationale[n] Denken des Einzelnen [dem er Humanismus, die Wertschätzung des Individuums, Freiheit und Autonomie der Persönlichkeit zuordnet] ... neben dem bisherigen magischen und mythischen Fühlen der Gemeinschaft“⁹⁸ in den Stadtkulturen des Südens und Ostens (Griechenland, Vorderasien, Indien, China) vom 7. bis 6. Jahrhundert v. Chr. [bei Jaspers von 800 bis 200 v. Chr.]. Er parallelisierte diese „Achse“ des

rationalen Zeitalters jedoch mit einer Trennlinie zwischen „bäuerlicher Vorgeschichte“ und „städtischer Geschichte“, die er als wesentlich konstanter und seit 5000 Jahren bestehend sah: In einer Raum-Zeit-Matrix, die er dem Text beigab, bildet letztere die durchgehende Diagonale (Abb. 15).

In der weiteren Argumentation verschmolzen ihm diese beiden Raum-Zeit-Achsen zu einer mit einem „städtisch-rationalen Süden“ und einem „vorgeschichtlich-bäuerlichen Norden“⁹⁹. Damit überdehnte er Jaspers an konkrete Namen wie Konfuzius und Laotse, die Propheten Elias, Jesaja und Jeremias oder Homer, Heraklit und Plato festgemachte, historisch-geogra-



Abb. 15: Rudolf Ströbel, „Nord- und inner-europäische Bewegungen in Gegenrichtung zur Ausbreitung orientalisch-mittelmeerischer Erst-Errungenschaften“.

phische Verortung deutlich. Zugleich ethnisierte er Jaspers Ansatz, wenn er im Folgenden nur noch Völker als kollektive Subjekte des Denkens und Handelns gelten lässt, während Individuen oder andere, etwa soziale Gruppen, für ihn keine Rolle spielen. Dabei überbrückt seine Vorstellung von einem gleichbleibenden „Volkscharakter“ wie zur NS-Zeit mühelos Jahrtausende von den Germanen bis zur Gegenwart.

Den Einfallszeitpunkt des rationalen Denkens und städtischer Kultur in Mitteleuropa und speziell im deutschen Südwesten datierte er auf den Beginn der Römerherrschaft. Dass sie überhaupt auf einen einigermaßen fruchtbaren Boden fielen, erklärte er im Rückgriff auf Kossinna und Reinerth damit, dass ja die Indogermanen „Vorfahren“ der Griechen und Römer gewesen seien, die Ausbreitung rationalen Denkens ins Innere Europas folglich als „politisch-kulturelle Rückströmung“¹⁰⁰ gesehen werden könne. Bei den Germanen als einem der vorgeschichtlichen Bauernvölker Europas, die dadurch in Kontakt mit dem neuen Denken kamen, „mußte die doppelte Kluft von der Bauernkultur zur Stadtkultur auf noch vorrationaler Stufe und von da zum rationalen Denken auf einmal überbrückt werden“¹⁰¹. (Die Germanen hätten im Übrigen die Spannung zwischen mythischem und rationalem Denken „heroisch“ und „oft in tragischem Untergang bei der Durchführung der ihnen ... gestellten weltpolitischen Aufgaben“¹⁰² bewältigt. Wenn Ströbel im Folgenden davon sprach, dass dieser Haltung der „Volkscharakter“ entspreche, wie er „z. T. bis heute ... bezeichnend“¹⁰³ sei, so klingt hier – nicht nur nebenbei bemerkt – eine monströse Rechtfertigung des Zweiten Weltkriegs an.)

Ströbel verwendete zur Verdeutlichung der „doppelten Kluft“ ein für seine Stubeninszenierung und seine gesamte Museumskonzeption aufschlussreiches



Abb. 16: Bauernstube im Schwenninger Heimatmuseum, um 1950.

Bild: „Die von der neuen Epoche in den vorgeschichtlichen Raum dringenden Teilgüter fügten sich dort zunächst so unharmonisch ein, wie etwa ein modernes, spiegelndes, übergroßes Büffet in eine niedrige alte Bauernstube.“¹⁰⁴ Mit diesem Bild wird die Fremdheit des Neuen plastisch vor Augen gebracht. Es kommt von außen, passt nicht zur einheimischen bäuerlichen Vorgeschichte.

Damit lässt sich zum konzeptionellen Kern von Ströbels Museumskonzeption vordringen. Im gesamten Heimatmuseum ist er streng darauf bedacht, diese „Kluft“ präsent zu halten. Nicht die Wertung als gut oder schlecht, wie in den geschmackserzieherischen Vorbildern, ist entscheidend, sondern die Formulierung des Gegensatzes als solchem.

Das erklärt bei der Gegenüberstellung von Römern und Alamannen den Verzicht auf offensichtliche Polemik, die relativ neutrale Darstellung. Die auf beiden Seiten eingefügten ahistorischen Ergänzungen – bei den Römern zumindest eine Allusion an neu-sachliche Bauformen des 20. Jahrhunderts, bei den Alamannen mit der Bohlenständerbauweise eines Schwenninger Schopfs ein konkreter Bezug zum frühen 18. Jahrhundert – sind so als bewusste Entzeitlichung des Nebeneinanders verständlich.

Das Stubenarrangement im Erdgeschoss stand und steht mit dieser Grundausage keineswegs allein im Museum. Bereits seit der Eröffnung des Museums am jetzigen Standort bildeten im ersten Stock inszenierte Bauernstuben (Abb. 16) mit Schwenninger Hausrat meist der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts den konventionellen Kern, den Ströbel 1950 durch ein Biedermeierzimmer (Abb. 17)



Abb. 17:
Biedermeierzimmer
im Schwenninger
Heimatmuseum,
um 1950.

ergänzte, was ebenfalls wenig originell scheint und deshalb vollkommen unauffällig wirkt. Aufschlussreich ist jedoch die Begründung:

Eine Bürgerstube hat es im alten Schweningen kaum gegeben ... Vielmehr soll die Bürgerstube vom Anfang des 19. Jahrhunderts der Schwenninger Bevölkerung einen Vergleich mit den aus derselben Zeit stammenden Bauernstuben ermöglichen, um die Eigenständigkeit der damaligen Bauernkultur zu begreifen. Die Alamannen-Stube aus der Merowingerzeit nach Oberflachter Funden aber soll das Alter dieser Bauernkultur dartun, ... während die daneben aufgebaute Römerstube die Verwandtschaft städtischer Kultur über 2 Jahrtausende hinweg zeigt.¹⁰⁵

Der Städter und damit auch der Volkskundeforscher wohnte in der Zeit der Romantik in einer Stube, die ähnlich wie die ... im Schwenninger Heimatmuseum eingerichtete ‚Stube aus Goethes Zeit‘ in klassizistischem Stil mit schlicht geformten, polierten Möbeln gehalten war. Die Bauernstuben des Museums mit ihrer buntbemalten symbolgeschmückten Einrichtung gehören trotz ihres völlig anderen Aussehens derselben Zeit an. Es war die Tat der frühen Volkskunde, die durch das Beispiel der Bauernstuben repräsentierte Kultur als eine selbständige und gleichwertig neben der Stadtkultur stehende Kulturform zu erkennen.¹⁰⁶

Diese ethnisch grundierte Eigenständigkeit im Bäuerlichen versus eines fremden Humanismus wird ausdrücklich betont: „Nicht die damals neue humanistische Bildung, sondern die uralte Überlieferung der einfachen Leute macht das Wesen unseres Volkes aus.“¹⁰⁷

Ströbel erklärte in seiner Artikelserie weiterhin den Bewusstseinszustand (Nord- und Mittel-)Europas seit den Römern als ein Nebeneinander verschiedener Denkweisen. „Das Nebeneinander ... von rationaler, mythischer und magischer Bewußtseinsebene bildet die Grundlage der folgenden Entwicklung ... ganz Europas mit seinen so verschiedenartigen Antworten auf die neue Zeit.“¹⁰⁸ Auf dieser konstanten Grundlage wird europäische Geschichte zu einer Geschichte des Verhältnisses zwischen den beiden Polen:

Im christlichen Mittelalter kommen wohl die rationalen und irrationalen Kräfte zu einem weitgehenden harmonischen Ausgleich; seit dem Zeitalter der Entdeckungen aber beginnt für Europa wieder eine Periode der Unruhe und des Ausgriffs. Das rationale Element rückt immer stärker in den Vordergrund und steigert sich schließlich zu dem über die ganze Welt ausstrahlenden technisch-naturwissenschaftlichen Zeitabschnitt, dessen Leistungen und Gefahren wir bewundernd und erschreckend miterleben.¹⁰⁹

Dieser neuen Einseitigkeit ordnete Ströbel den „Taten- und Machthunger Europas“¹¹⁰ zu, der nun „maßlos und sinnlos“ geworden sei und sich „zur Endkrise gesteigert“¹¹¹ habe. Da er rationales Denken als eine relativ späte, außerhalb Europas entstandene Errungenschaft definierte, konnte Ströbel diese Krisen-

phänomene der Moderne als Entfremdung beschreiben. Die bis heute allgegenwärtige Annahme, der Mensch habe sich in der Moderne von sich selbst entfremdet, die von Rousseau über Schiller und Marx in die Gegenwart Ströbels etwa zu Adorno führt, schwingt auch in seiner Argumentation mit. Das macht sie in der Beschreibung der Krisenphänomene durchaus plausibel und für viele nachvollziehbar. Bei ihm folgt die Entfremdung jedoch nicht aus innergesellschaftlichen Entwicklungen – etwa einer hochspezialisierten industriellen Arbeitsteilung, aufgrund derer die Produzenten keinen Bezug mehr zu den von ihnen selbst hergestellten Produkten haben, wie etwa Georg Simmel postulierte. Sie ist vielmehr Folge des Imports einer fremden Kultur vor 2000 Jahren. Rettung war und ist deshalb möglich durch eine Rückbesinnung auf die Vorgeschichte Europas mit ihren magisch-mythischen Völkern.

*Das Nachleben dieser bäuerlichen Haltung im Bauern und im bäuerlich gebundenen Städter bis an den Rand der Gegenwart schenkte uns die vitalen und geistigen Kräfte, aus denen sich das durch ständige Differenzierung leicht zerfallene Leben der Stadt immer wieder erneuern konnte.*¹¹²

*Die Spezialisierung führte zum wissenschaftlichen und technischen Fortschritt, zur Differenzierung unseres gesamten Lebens, aber es fehlt dem spezialisierten Städter die selbstverständliche Harmonie des bäuerlichen Menschen mit Gott und der Welt. So gesehen bedeutet die bäuerliche Vorgeschichte die Höhe im Bogen der Menschheitsentwicklung.*¹¹³

Daraus folgt die Rehabilitierung der Germanen als Identifikationsgröße für die Gegenwart. „In Mitteleuropa, wo ja auch das Geschichtsbild völlig zerbrach, wagt man wieder die Germanen zu nennen.“¹¹⁴ „Aber die Mahnung, daß erwünschte Weltoffenheit nicht zur Verleugnung der eigenen Art führen dürfe, ist vielleicht auch heute nicht überholt.“¹¹⁵

In dieser Rehabilitierung und Reaktivierung sah Ströbel die Aufgabe des Heimatmuseums:

*Nachdem wir Deutsche unsere Geschichte verloren haben, ist das bäuerliche Heimatmuseum vielleicht ein möglicher Ansatzpunkt, uns, vom Kleinsten und Nächstliegenden ausgehend, wieder ein gesundes Geschichtsbewußtsein zu erarbeiten, das Aussagekraft für die Zukunft besitzt.*¹¹⁶

Mit der Geschichte vor Ort, dem realen Handeln von wirklichen Menschen in konkreten Lebenssituationen, hat das wenig bis nichts zu tun. Die als weltgeschichtliche Konstante postulierte starre Dichotomie von Bauern- und Stadtkultur erstickt geradezu die lokale, aus eigener Kraft und eigenen Interessen vollzogene Wandlung Schwenningens vom bäuerlich-handwerklich geprägten Dorf zur Industriestadt und damit die einzigartige historische Leistung. Ströbels Credo lautete dagegen genau umgekehrt: „Heimatgeschichte kann heute nicht mehr reine Lokalgeschichte sein, sondern nur das auf heimatlichem Boden besonders nahe und tiefe Erlebnis der Weltgeschichte.“¹¹⁷

Das Heimatmuseum Schwenningen milderte die ehemals aggressiv völkisch-rassistische Ideologie des Nationalsozialismus so ab, dass sie entschuldbar wurde und keine wirkliche Distanzierung erforderlich machte. Es bot (und bietet) einen Ort, an dem man sich weiterhin an der „eigenen Art“ wärmen und die sachliche Kälte der Moderne als wesensfremd externalisieren konnte (kann). Zentrale Narrative der Konzeption waren (und sind) die Betonung von Gegensätzen und deren ethnische Verankerung.

Das Museum hatte damit den Nerv der Zeit getroffen. Stolz berichtete der Museumsleiter, dass Schwenningen nach Ulm die besten Besuchszahlen in ganz Württemberg habe. Etwa 12.000 Besuche im Jahr¹¹⁸ konnte er in den 1950er Jahren registrieren.

Angesichts der aktuellen Renaissance des Denkens in Kategorien von „eigen“ und „fremd“, in dem auch wieder der „Volkscharakter“ in Anschlag gebracht wird, bietet die Geschichte des Heimatmuseums Schwenningen reichhaltiges Quellen- und Anschauungsmaterial für Kontinuitäten und Brüche, Anpassungsfähigkeit und neue Popularität.¹¹⁹ „Der Nationalsozialismus lebt nach, und bis heute wissen wir nicht, ob bloß als Gespenst dessen, was so monströs war, daß es am eigenen Tode noch nicht starb, oder ob es gar nicht erst zum Tode kam“, schrieb Theodor W. Adorno zeitgleich 1959.¹²⁰

Autor

DR. MICHAEL HÜTT

Leiter der Städtischen Museen
Villingen-Schwenningen und
Lehrbeauftragter für Museumsgeschichte
am Ludwig-Uhland-Institut für
Empirische Kulturwissenschaften der
Universität Tübingen

Anmerkungen

- 1 THEODOR W. ADORNO (1977 [1959]): Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit, in: Gesammelte Schriften 10.2. Kulturkritik und Gesellschaft II: Eingriffe, Frankfurt/Main, S. 554.
- 2 „Was Du ererbt von Deinen Vätern ...“, in: Schwarzwälder Bote 1.3.1952 (Stadtarchiv Villingen-Schwenningen (SAVS) Bestand 5.22, S alt 9663 Museumschronik I).

- 3 FRITZ RUPP (1950): Zur Vor- und Frühgeschichte. Schwenninger Ausgrabungen und Funde, in: Schwenninger Heimatblätter 1, Nr. 9 (24.11.1950) (SAVS Bestand 5.22, S alt 9663 Museumschronik I).
- 4 WALTHER VEECK (1931): Die Alamannen in Württemberg, Textband (= Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, 2 Bde. Römisch-Germanische Kommission des Archäologischen Instituts des Deutschen Reichs), Berlin und Leipzig, S. 289.
- 5 Einigermaßen sensationell waren hingegen Funde aus einem alamannischen Frauengrab in Schwenningen, die der Lehrer und ehrenamtliche Mitarbeiter der Denkmalpflege Hermann Rupp 1939 ergraben hatte, vgl. WALTHER VEECK (1939): Ein alamannisches

- Frauengrab aus Schwenningen a. N., in: *Germania. Anzeiger der Römisch-germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts* 23, S. 40–42; *Fundberichte aus Schwaben* N.F. 11.2 (1938–1951), S. 128–130. Diese bis heute als exzeptionell reich geltende „Schwenninger Dame“ war aber nicht im Fokus, als Rudolf Ströbel die alamannische Stube einrichtete, obwohl er die Funde ebenfalls und unter großen materiellen Schwierigkeiten von der WMF kopieren ließ. Stattdessen ist die alamannische Stube durch ihre Waffen eindeutig männlich konnotiert.
- 6 Zit. nach dem Foto in: SAVS Bestand 5.22, S alt 9664 Bilder. Eine Paraphrase der Beschriftung bei RUPP (wie Anm. 3).
 - 7 OSCAR PARET (1932): *Die Siedlungen des römischen Württemberg* (= *Die Römer in Württemberg*, Teil III), Stuttgart, Tafel VI, Abb. 1.
 - 8 Ebd., S. 72–77, Abb. 40, S. 73.
 - 9 Auf der Fotografie von 1950 ist der originale Beschriftungstext lesbar: „Möbel nach Darstellungen auf Grabdenkmälern von Neumagen.“ Zusätzlich verwies der Museumsleiter den mit der Rekonstruktion beauftragten Korbmacher auf die beiden dreidimensional in Stein nachgebildeten Korbessel in der Grabkammer in Köln-Weiden (Ordner „Umbau 1949/50“ im Heimatmuseum. Brief Ströbel vom 9.8.1950 an Peter Löllmann, Korb- und Kinderwagenhaus Tuttlingen).
 - 10 Ordner „Umbau 1949/50“ im Heimatmuseum. Brief der Württembergischen Metallwarenfabrik vom 21.11.1950.
 - 11 RUPP (wie Anm. 3).
 - 12 GUSTAV SCHÖCK (2002): *Allen Widrigkeiten zum Trotz. Albert Walzer und die Heimatmuseen in Nordwürttemberg nach dem Krieg*, in: *Landesstelle für Museumsberatung Baden-Württemberg* (Hg.): *Neuordnungen. Südwestdeutsche Museen in der Nachkriegszeit*, Stuttgart, S. 153–168.
 - 13 ALBERT WALZER (1950): *Gutachten über den Aufbau des Heimatmuseums Schwenningen*, Masch. Manuskript, S. (3) (Heimatmuseum Schwenningen, Ordner „Umbau 1949–50“).
 - 14 Zur wissenschaftsgeschichtlichen Einordnung der Arbeiten von Walther Veeck vgl.: HUBERT FEHR (2010): *Germanen und Romanen im Merowingerreich. Frühgeschichtliche Archäologie zwischen Wissenschaft und Zeitgeschehen* (Reallexikon der Germanischen Altertumskunde – Ergänzungsbände 68), Berlin, S. 316, 328–332.
 - 15 VEECK (wie Anm. 4).
 - 16 WALTHER VEECK (1924): *Der Alamannenfriedhof von Oberflacht* (= *Veröffentlichungen des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege* 2), Stuttgart.
 - 17 OSCAR PARET (1951): *Nachruf Walther Veeck*, in: *Fundberichte aus Schwaben*, N.F. XI (1938–1950), 1. Teil, Stuttgart, S. 11–13.
 - 18 VEECK (wie Anm. 4), S. 121.
 - 19 Zum Ethnozentrismus und Rassismus in den Forschungen von Walther Veeck vgl. GERARD JENTGENS (2001): *Die Alamannen. Methoden und Begriffe der ethnischen Deutung archäologischer Funde und Befunde*, Leidorf, S. 38–44.
 - 20 VEECK (wie Anm. 4), S. 126.
 - 21 Ebd.
 - 22 Ebd., S. 127.
 - 23 Ebd.
 - 24 Die biographischen Angaben folgen den Lebensläufen und Erfassungsbögen in folgenden Archiven: Pfahlbaumuseum Unteruhldingen (mit Dank für die freundliche Hilfe an Gunter Schöbel); Universitätsarchiv

- der Humboldt-Universität zu Berlin, Sign. HUB, UA, UK Personalia St 110; Rudolf Ströbel; Heimatmuseum Schwenningen.
- Vgl. weiterhin ACHIM LEUBE (2006): Die Prähistorie an den deutschen Universitäten 1933–1945. Das Beispiel der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, in: CALLMER et al. (Hg.): Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach (1890–1930) im europäischen Vergleich. Internationale Tagung an der Humboldt-Universität zu Berlin vom 13.–16. März 2003 (Berliner Archäologische Forschungen 2), Rahden / Westfalen, S. 127–148; ACHIM LEUBE (2010): Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden (Studien zur Archäologie Europas 10), Bonn, S. 92 f. Extrem lückenhaft dagegen: OTTO BENZING (1974): Dr. Rudolf Ströbel, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, S. 15–19.
- 25 RUDOLF STRÖBEL (1936): Unseres Volkes Ursprung. 5000 Jahre nordisch-germanische Kulturentwicklung (Nationalpolitische Aufklärungsschriften 2), Berlin.
- 26 Ebd., S. 22.
- 27 Ebd., S. 22; Hervorhebungen im Original.
- 28 VEECK (wie Anm. 4), S. 125.
- 29 Ebd., S. 128.
- 30 STRÖBEL (wie Anm. 25), S. 23.
- 31 Ebd., S. 22.
- 32 Ebd.
- 33 Ebd.
- 34 Ebd., S. 4.
- 35 Ebd., S. 26.
- 36 „Als wissenschaftlicher Sachbearbeiter an der vorgeschichtlichen Modellwerkstatt in Berlin habe ich die Freilichtmuseen Oerlinghausen ... und Lübeck ... entworfen und auch praktisch bei der Anfertigung der Holzgeräte und Tongefäße mitgearbeitet.“ RUDOLF STRÖBEL, Bewerbungsschreiben an Oberbürgermeister Dr. Gönnerwein vom 25.8.1949 (Archiv Heimatmuseum).
- 37 RUDOLF STRÖBEL (1939): Die vorgeschichtlichen Freilichtmuseen des Reichsbunds für Deutsche Vorgeschichte, in: Volk und Vorzeit 2, S. 42–47.
- 38 Vgl. GUNTER SCHÖBEL (1994): Die Pfahlbauten von Unteruhldingen Teil 3: Die Zeit von 1936–1940, in: Plattform. Jahrbuch des Vereins für Pfahlbau und Heimatkunde e.V., Bd. 3, S. 9–35; GUNTER SCHÖBEL (2016): Regionale und zentrale Ausstellungen in Baden-Württemberg während der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, in: Plattform. Jahrbuch des Vereins für Pfahlbau und Heimatkunde e.V., Bd. 23/24. 2014/2015 (2016), S. 49–71.
- 39 RUDOLF STRÖBEL (1936): Ein germanischer Hof um die Zeitenwende. Wiedererstellt in Oerlinghausen im Teutoburger Wald, in: Germanen-Erbe 1, Heft 2, S. 52; vgl. zu Oerlinghausen: MARTIN SCHMIDT (2002): Die Rolle der musealen Vermittlung in der nationalsozialistischen Bildungspolitik. Die Freilichtmuseen deutscher Vorzeit am Beispiel von Oerlinghausen, in: ACHIM LANGE (Hg.): Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Ur- und Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945 (Studien zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 2), Heidelberg, S. 147–159; KARL BANGHARD (2018): Das Archäologische Freilichtmuseum Oerlinghausen (Lippische Kulturlandschaften 38), Detmold; Download www.afm-oerlinghausen.de/

- museumsgeschichte* (18.7.2019).
Zu den Übereinstimmungen und Unterschieden zwischen dem Schwenninger und dem Oerlinghausener Arrangement vgl. MICHAEL HÜTT (2012): Rudolf Ströbel. Vom Reichsamt für Vorgeschichte der NSDAP ins Heimatmuseum Schwenningen, in: Museumsblätter. Mitteilungen des Museumsverbandes Brandenburg Bd. 21, S. 52.
- 40 „Hafner Klett ... formt auf der Töpferscheibe auch solche vorgeschichtlichen Tongefäße nach, die ursprünglich nicht gedreht, sondern aufgewulstet waren.“ RUDOLF STRÖBEL (1937): Stoffechte Nachbildungen vorgeschichtlicher Tongefäße und ihre Verwendung im Werkunterricht, in: Germanenerbe 2, Heft 1, S. 25
- 41 Ebd., S. 23–27.
- 42 S. Schriftwechsel und Rechnung von Georg Klett aus Nehren bei Tübingen vom 24. Juli 1950 im Ordner „Umbau 1949/50“ im Heimatmuseum.
- 43 STRÖBEL (wie Anm. 25), S. 6.
- 44 Ebd., S. 11.
- 45 Ebd., S. 13.
- 46 Ebd.
- 47 Ebd.
- 48 Vgl. GUNTER SCHÖBEL (2013): Die Einflussnahme des 'Amtes Rosenberg' auf die Rheinprovinz, in: Kunow et al. (Hg.): Archäologie und Bodendenkmalpflege in der Rheinprovinz 1920–1945 (Materialien zur Bodendenkmalpflege im Rheinland 24), Bonn, S. 51.
- 49 Gunter Schöbel wertete das umfangreiche Quellenmaterial aus, das sein Amtsvorgänger im Pfahlbaumuseum Unteruhldingen, Hans Reinarth, hinterließ: GUNTER SCHÖBEL (1992–1995): Die Pfahlbauten von Unteruhldingen. Teil 1: Die Zwanziger Jahre, in: Plattform. Zeitschrift des Vereins für Pfahlbau und Heimatkunde e.V. 1 (1992), S. 9–21; Teil 2: Die Zeit von 1930 bis 1935, in: Plattform 2 (1993), S. 15–37; Teil 3: Die Zeit von 1936 bis 1940, in: Plattform 3 (1994), S. 9–35; Teil 4: Die Zeit von 1941 bis 1945, in: Plattform 4 (1995), S. 23–40; GUNTER SCHÖBEL (2002): Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter, in: LEUBE (Hg.) (wie Anm. 39), S. 321–370, SCHÖBEL (wie Anm. 48), S. 47–66.
- 50 SCHÖBEL (2002) (wie Anm. 49), S. 335; Schöbel (wie Anm. 48), S. 51.
- 51 HANS REINERTH (1933): Vorgeschichte, in: Württembergische Hochschulzeitung, hrsg. vom NSDStB, Tübingen 1. Mai 1933, (S. 3).
- 52 Zit. n. REINHARD BOLLMUS (1970): Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem, Stuttgart, S. 154.
- 53 Ebd.
- 54 HUBERT FEHR (2001): Hans Zeiss, Joachim Werner und die archäologischen Forschungen zur Merowingerzeit, in: HEIKO STEUER (Hg.): Eine hervorragend nationale Wissenschaft. Deutsche Prähistoriker zwischen 1900 und 1995 (= Ergänzungsbände zum Reallexikon der Germanischen Altertumskunde 29), Berlin – New York, S. 325.
- 55 BOLLMUS (wie Anm. 52), S. 155.
- 56 Ebd., S. 157.
- 57 SCHÖBEL (2002) (wie Anm. 49), S. 341, Anm. 82.
- 58 BOLLMUS (wie Anm. 52), S. 158; UTA HALLE (2002): „Die Externsteine sind bis auf weiteres germanisch!“ Prähistorische Archäologie im Dritten Reich, Bielefeld, S. 157; SCHÖBEL (2002) (wie Anm. 49), S. 341, Anm. 82.
- 59 SCHÖBEL (2002) (wie Anm. 49),

- S. 342, Anm. 86.
- 60 BOLLMUS (wie Anm. 52), S. 158.
- 61 WALTHER VEECK (1935): Zur Vor- und Frühgeschichte unserer Heimat, Sonderdruck aus Nr. 10/1935 der Württembergischen Schulwarte. Zeitschrift der Württembergischen Landesanstalt für Erziehung und Unterricht, Stuttgart, S. 10.
- 62 BOLLMUS (wie Anm. 52), S. 180.
- 63 SCHÖBEL (1994) (wie Anm. 38), S. 14.
- 64 Ebd., S. 11; vgl. BOLLMUS (wie Anm. 52), S. 173 ff.; HALLE (wie Anm. 58).
- 65 HANS REINERTH (1936): Süddeutschlands nordisch-germanische Sendung. Rede gehalten in der Eröffnungssitzung der 3. Reichstagung für deutsche Vorgeschichte in Ulm an 19. Oktober 1936, in: Germanen-Erbe 1, S. 208.
- 66 Ebd., S. 204.
- 67 Ebd., S. 208.
- 68 SCHÖBEL (1994) (wie Anm. 38), S. 14.
- 69 WERNER HÜLLE (1937): Grundsätzliches zur süddeutschen Germanenforschung. Eine Antwort an Herrn Dr. W. Veeck – Stuttgart, in: Mannus 29, S. 255–264.
- 70 Ebd. Hervorhebungen im Original.
- 71 WALTHER VEECK (1938): Eine Richtigstellung und Antwort an Dr. W. Hülle, Privatdruck 1938, S. 1. Der Artikel hätte als Beilage zur Zeitschrift „Germania“ der RGK erscheinen sollen, wurde aber als privater Sonderdruck verbreitet.
- 72 Ebd., S. 6.
- 73 Alfred Rosenberg hatte 1938 ein Verfahren gegen den Königsberger Professor Dr. Bolko von Richthofen initiiert, 1942 leitete er die Wiederaufnahme des Verfahrens ein, die dann aber in ein neues Parteigerichtsverfahren gegen Reinertth mündete, das zuvor entschieden werden sollte. Vgl. BOLLMUS (wie Anm. 52), S. 232–235.
- 74 Ebd., S. 234.
- 75 SCHÖBEL (2002) (wie Anm. 49), S. 322 f.
- 76 LEUBE (2006) (wie Anm. 24), S. 140. Vgl. SCHÖBEL (2002) (wie Anm. 49), S. 359 f.
- 77 Zit. n.: GUNTER SCHÖBEL (2016) (wie Anm. 38), S. 69.
- 78 NORBERT ELIAS (1976): Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Oberschichten des Abendlandes, Frankfurt, S. 38: „Aus einer vorwiegend sozialen wird eine vorwiegend nationale Antithese.“
- 79 FEHR (wie Anm. 14), S. 131 f.
- 80 VEECK (wie Anm. 51), S. 11.
- 81 MARTIN KIRVES (2012): Das gestochene Argument. Daniel Nikolaus Chodowieckis Bildtheorie der Aufklärung, Berlin; ANDREAS HAUS (1994): Foto, Propaganda, Heimat, in: Fotogeschichte 53, S. 3–13, zu Chodowiecki S. 6–8.
- 82 GUDRUN M. KÖNIG (2001): Die Moralisierung der Dinge. Transformationen der Konsumkultur um 1900, in: Siegfried Becker; Andreas C. Bimmer, et al. (Hg.): Volkskundliche Tableaus. Eine Festschrift für Martin Scharfe zum 65. Geburtstag von Weggefährten, Freunden und Schülern, Münster/ New York/Berlin, S. 281.
- 83 GUDRUN M KÖNIG (2009): Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900, Wien/Köln/Weimar, S. 50–53.
- 84 JULIUS POSENER (1979): Berlin auf dem Wege zu einer neuen Architektur. Das Zeitalter Wilhelms II., München, S. 191–222.
- 85 RUDOLF STRÖBEL (1937): Führer durch die Ausstellung Lebendige Vorzeit im Lichthof der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg, Leipzig, S. 22.
- 86 RUDOLF STRÖBEL (1950): Stellungnah-

- me zum Gutachten von Albert Walzer (Heimatmuseum Schwenningen, Ordner „Umbau 1949–50“).
- 87 WALZER (wie Anm. 13).
- 88 FRANZ OELMANN (1928): Ein gallorömischer Bauernhof bei Mayen, in: Bonner Jahrbücher. Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande 133 (1928), S. 51–140; HERMANN MYLIUS: Zu den Rekonstruktionen des Hauptgebäudes im Gallorömischen Bauernhof bei Mayen, in: ebd., S. 141–152; auch referiert in PARET (wie Anm. 7), S. 39.
- 89 RUDOLF STRÖBEL (1958): Vor- und frühgeschichtliche Funde beim Bau des Städt. Krankenhauses in Schwenningen am Neckar von 1952–56, in: Das Monatsblättle, 6. Jg., Heft 8, S. 1 f.
- 90 PARET (wie Anm. 7), Tafel VIII.
- 91 Ebd., S. 56.
- 92 BRUNO TAUT (1925): Die neue Wohnung. Die Frau als Schöpferin, Leipzig.
- 93 RUDOLF STRÖBEL (1957–1959): Aus Schwenningens Vor- und Frühgeschichte. Vor- und frühgeschichtliche Funde beim Bau des Städt. Krankenhauses in Schwenningen am Neckar von 1952–56, in: Das Monatsblättle. Ein kleines Heimatblatt für Schwenningen a. N. (ab Jahrgang 7: Heimatblättle. Eine Monatsschrift für alle Schwenninger) 5. Jg., Heft 1 (Januar 1957), S. 3–5; Heft 3 (März 1957), S. 2 f.; Heft 4 (April 1957), S. 2 f.; Heft 5 (Mai 1957), S. 2 f.; Heft 6 (Juni 1957), S. 2–4; Heft 7 (Juli 1957), S. 1–4; Heft 8 (August 1957), S. 1–3; Heft 9 (September 1957), S. 2 f.; Heft 10 (Oktober 1957), S. 1–3; Heft 11 (November 1957), S. 5 f.; Heft 12 (Dezember 1957), S. 1–3; 6. Jg.; Heft 1 (Januar 1958), S. 2; Heft 2 (Februar 1958), S. 1–5; Heft 3 (März 1958), S. 2–4; Heft 4 (April 1958), S. 2 f.; Heft 5 (Mai 1958), S. 1 f.; Heft 6 (Juni 1958), S. 2–5; Heft 7 (Juli 1958), S. 1–4; Heft 8 (August 1958), S. 1 f.; Heft 9 (September 1958), S. 4 f.; Heft 10 (Oktober 1958), S. 1–3; 7. Jg., Heft 1 (Januar 1959), S. 4 f.; Heft 2 (Februar 1959), S. 2 f. Im Folgenden zitiert: Ströbel (wie Anm. 93), Jahrgang, Heft, Seitenzahl.
- 94 Das war womöglich keine komplett neue Sichtweise, die Ströbel erst nach 1945 eingenommen hätte, vgl.: ROLAND RAY (2000): Annäherung an Frankreich im Dienste Hitlers? Otto Abetz und die deutsche Frankreichpolitik, 1930–1942, München, S. 161: „Auf ... [der] Leitvorstellung verschiedenartiger und doch komplementärer Nationalismen fußte ein in den [Deutsch-französischen] Monatsheften beharrlich verfochtenes Schema dialektischer deutsch-französischer Beziehungen: Die kontrastierenden, aber einander nicht notwendig negierenden Elemente 'Latinität' und 'Germanentum', aus gemeinsamen Wurzeln gespeist, sollten zu einem produktiven Verhältnis finden, von dem die gesamte abendländische Zivilisation profitieren würde.“ Ray verweist in Anm. 20 auf: RUDOLF STRÖBEL (1936): L'Europe et la Préhistoire Nordique, in: Deutsch-französische Monatshefte, August-September 1936, S. 301–303.
- 95 STRÖBEL (wie Anm. 93), Jg. 5., H. 4, S. 2, mit Verweis auf: RUDOLF STRÖBEL (1943): Der Verkehr der nordischen Vorzeit (Schriftenreihe der „Straße“ 27), Berlin.
- 96 Frederik Adama van Scheltema (Vorgeschichtler, Autor in der vom Reichsamt herausgegebenen Zeitschrift „Germanenerbe“), Franz Altheim (Vorgeschichtler und Klassischer Archäologe, Mitarbeiter des SS-Ahnenerbes), Oswald Menghin (Vorgeschichtler und österreichischer Unterrichtsminister im nationalsozialistischen Kabinett unter Arthur Seyß-

- Inquart), Wolfgang Schultz (Philosoph mit engem Kontakt zum Amt Rosenberg, Autor postum erschienener „Grundgedanken einer nationalsozialistischen Kulturpolitik“), Otto-Wilhelm von Vacano (Klassischer Archäologe, den Ströbel als Mitarbeiter beim Reichsamt für Vorgeschichte auch persönlich gut kannte und für den er in dessen Entnazifizierungsverfahren ein Entlastungszeugnis verfasste); zu von Vacano vgl.: MARTIN MILLER (2012): Otto Wilhelm von Vacano (1910–1997), in: GUNNAR BRANDS, MARTIN MAISCHBERGER (Hg.): Lebensbilder. Klassische Archäologen und der Nationalsozialismus, Band 1 (Forschungscluster 5. Geschichte des Deutschen Archäologischen Instituts im 20. Jahrhundert), Rahden/Westfalen, S. 237–252, zu Ströbels Entlastungszeugnis S. 250 mit Anm. 137.
- 97 KARL JASPERS (1949): Vom Ursprung und Ziel der Geschichte, München.
- 98 STRÖBEL (wie Anm. 93), Jg. 6, H. 1, S. 2.
- 99 Ebd., Jg. 6, H. 2, S. 2 und passim.
- 100 Ebd., Jg. 6, H. 3, S. 2.
- 101 Ebd., Jg. 6, H. 2, S. 2.
- 102 Ebd., Jg. 6, H. 2, S. 4.
- 103 Ebd.
- 104 Ebd., Jg. 6, H. 2, S. 2.
- 105 RUDOLF STRÖBEL (1966): Heimatmuseum heute. Zur Wiedereröffnung am 2. September 1966, in: Das Heimatblättle, Jg. 14, Heft 19, September 1966, S. 2.
- 106 RUDOLF STRÖBEL (1958): Volkskunde einst und jetzt. Gedanken zur 5. Arbeitstagung „Volk und Rundfunk“ I, in: Neckarquelle, August 1958.
- 107 STRÖBEL (1958).
- 108 STRÖBEL (wie Anm. 93), Jg. 6, H. 2, S. 4.
- 109 Ebd., Jg. 6, H. 2, S. 4.
- 110 Ebd.
- 111 Ebd.
- 112 Ebd., Jg. 5, H. 5, S. 3.
- 113 Ebd., Jg. 5, H. 5, S. 2 f.
- 114 Ebd., Jg. 6, H. 2, S. 3.
- 115 Ebd., Jg. 6, H. 3, S. 4.
- 116 STRÖBEL (wie Anm. 105), S. 4. Wortgleich in: RUDOLF STRÖBEL (1971): Heimatmuseum. Museum im Zeitwandel, in: Nordmährisches Heimatbuch 18, S. 30.
- 117 STRÖBEL (wie Anm. 93), Jg. 5, H. 11, S. 6.
- 118 RUDOLF STRÖBEL (1960): Vor 10 Jahren wurde das Städtische Heimatmuseum eröffnet, masch. Manuskript (Heimatmuseum Schwenningen, Ordner „Dr. Rudolf Ströbel Museum + Sonderausstellg. 1949–1972“), S. 3.
- 119 Monströse Beispiele für die Attraktivität von Freilichtmuseen und Living History-Projekten für Neonazis schildert KARL BANGHARD (2016): Nazis im Wolfspelz. Germanen und der rechte Rand, [Wuppertal].
- 120 ADORNO (wie Anm. 1).

Harald Kaufmanns Eindrücke von den Donaueschinger Musiktagen in den 1950er Jahren

von FRIEDEMANN KAWOHL

Im Jahr 2021 gedenken die Stadt Donaueschingen und die Donaueschinger Musiktage der ersten „Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst“ im Sommer 1921. Wir nehmen dieses Jubiläum zum Anlass, einen Text von Harald Kaufmann vorzustellen, der am 9. Juni 1959 im Österreichischen Rundfunk gesendet wurde und ein lebendiges Bild vermittelt von der Situation des Festivals in den 1950er Jahren. Heinrich Strobel, seit 1946 Musikredakteur des neugegründeten Südwestfunks (SWF) in Baden-Baden, war seit 1950 an den Planungen der Musiktage beteiligt, er vergab Kompositionsaufträge im Namen des SWF, und er organisierte die Teilnahme des Rundfunkorchesters, das – ebenfalls seit 1950 – von Hans Rosbaud geleitet wurde. Aus Sicht des Musikjournalisten Harald Kaufmann, der seit 1954 regelmäßig nach Donaueschingen kam, war das Festival wesentlich auch von der Förderung durch den Prinzen Maximilian Egon zu Fürstenberg geprägt, der wenige Wochen vor der Erstsendung dieses Textes verstorben war.

Der österreichischer Musikforscher und Journalist Harald Kaufmann (1927–1970) studierte Philosophie und Musikwissenschaft sowie Jura an der Universität Graz, beide Studien schloss er mit dem Doktorat ab. Als Student wirkte er beim Wiederaufbau des Grazer Volksbildungswerks Urania mit und war an der Gründung des *Grazer Hochschulstudios* beteiligt. Seit Ende der 1940er Jahre war er Mitarbeiter der Tageszeitung *Neue Zeit* sowie des Österreichischen Rundfunks. Reisen führten ihn u. a. nach Florenz (1952 und 1955), wo er das Festival *Maggio Musicale* und den Komponisten Luigi Dallapiccola besuchte, nach Neapel, wo er 1953 mit Wieland Wagner zusammentraf, 1955 nach Dalmatien und Dubrovnik, nach Venedig, wo er 1956 die Uraufführung von Strawinskys *Canticum Sacrum* erlebte. Daneben besuchte er regelmäßig die Musikfestivals in Bayreuth, Salzburg und – seit 1954 – Donaueschingen. 1958 und 1961 nahm Kaufmann mit György Ligeti am Europäischen Forum Alpbach teil und leitete dort den Arbeitskreis Musik.

Unter den vielen Beiträgen, die Harald Kaufmann in den 1950er Jahren für den Österreichischen Rundfunk/Radio Steiermark verfasste, waren Serien, die sich mit dem Musikleben vor Ort beschäftigten, eine *Österreichische Musikgeschichte* in 13 Teilen oder *Kritische Betrachtungen über steirische Volksmusik*; andere Serien porträtierten fernerliegende Länder oder Städte und deren musikalische Eigenheiten. Sie berichteten unter anderem über Wien, Paris, Köln, Bamberg, Neapel und Rom und liefen als Serien unter den Titeln *Europäische Musikzentren* und – so das Donaueschingen-Porträt – *Musikalische Reisebilder*.

In einer Zeit, in der Bildungs- und Vergnügungsreisen selbst innerhalb Europas nur wenigen Menschen möglich waren und der Hörfunk – Fernsehgeräte waren kaum verbreitet – ein wesentliches Medium für die Kulturberichterstattung und die Verbreitung von Musik war, kann der Einfluss von Kaufmanns Berichten auf musik- und kunstinteressierte Hörer im Sendegebiet des Österreichischen Rundfunks kaum überschätzt werden. Einige dieser Hörfunkarbeiten wurden im Jahr 2015 aus den im Harald-Kaufmann-Archiv der Akademie der Künste, Berlin, erhaltenen Sendemanuskripten ediert und in der – von Harald Kaufmann selbst 1967 begründeten – Buchreihe „Studien zur Wertungsforschung“ unter dem Titel *Musikalische Reisebilder* erstmals gedruckt (Studien zur Wertungsforschung 58, Wien: Universal Edition 2015). In ihrem Kommentar schreiben die Herausgeber Werner Grünzweig und Gottfried Krieger:

„Donaueschingen war für Kaufmann unter den deutschen Reisezielen sicherlich das reizvollste – nirgendwo sonst konnte er seinen vielfachen Interessen derart konzentriert nachgehen wie hier. Neue Musik, exemplarisch auf dem Festival vorgestellt, ist der offizielle Reiseanlass für mehrere Reisen seit 1954, aber für ihn persönlich gab es noch viel mehr Gründe, nach Donaueschingen zu fahren, wurde dort doch fast sein gesamtes historisch-künstlerisches Interessensspektrum abgedeckt – von lokalen historischen (Römer-)Funden über bedeutende Originalzeugnisse der deutschen Literaturgeschichte bis hin zu Musikerhandschriften, bedeutenden bibliophilen Beständen und einer reichhaltigen Kunstsammlung. All dies nahm Kaufmann mit größtem Interesse und fachmännischer Kommentierung wahr (lediglich über die Mineraliensammlung des Hauses Fürstenberg referiert er fremde Einschätzungen). Die erwähnten jüngeren Aufführungen fanden zwischen 1954 und 1958 statt: 1954 traten sowohl John Cage und David Tudor als auch die Bigband Kurt Edelhagens auf, deren Solisten unter anderem in einer *cross-over*-Komposition Rolf Liebermanns zu hören waren. Die Heine-Kantate Luigi Dallapiccolas erklang 1955 (Kaufmann hatte den Komponisten in demselben Jahr auf dem Maggio Musicale in Florenz kennengelernt und blieb jahrelang mit ihm verbunden, siehe Harald Kaufmann: *Von innen und außen*. Schriften über Musik, Musikleben und Ästhetik, Hofheim am Taunus: wolke 1992, S. 325). Honeggers *Antigone* wurde 1956 aufgeführt, Nonos *Varianti* sowie die Auftritte von André Hodeir und des Modern-Jazz-Quartetts standen 1957 auf dem Programm, 1958 fand die Uraufführung von *Poésie pour pouvoir* von Boulez statt. Höchste Wertschätzung empfand Kaufmann für den Prinzen Max zu Fürstenberg (1896–1959), Sohn des von Kaufmann eingangs erwähnten Prinzen Egon, aufgrund dessen Verantwortungsbewusstseins sowohl gegenüber den Zeugnissen der Vergangenheit wie der Kunst der Gegenwart. Zumindest die Kunstschatze der Vergangenheit sind unter dessen Nachfolgern aus Donaueschingen mit eher leichter Hand verkauft worden und finden sich heute unter anderem in der Staatsgalerie Stuttgart und der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe wieder.“

Fürstlich Fürstenbergisches Donaueschingen

von HARALD KAUFMANN

Es war im Sommer 1921, als Prinz Egon zu Fürstenberg Musiker der Avantgarde Europas zu sich nach Donaueschingen im Schwarzwald lud. Er stellte in seinem Schloß Zimmer für Komponisten, Ausführende und Ehrengäste bereit. Drei ausgezeichnete Musiker der damaligen Zeit sorgten als Komitee für das Programm: der Fürstlich Fürstenbergische Musikdirektor Heinrich Burkhard, der livländische Pianist und Komponist Eduard Erdmann und der Regerschüler Joseph Haas aus München. In der Kleinstadt war Staunen, bei den Kurgästen, die allsommerlich kamen, subalpine Höhenluft zu inhalieren und hinauf in den Hochschwarzwald zu wandern, Empörung. Neue Musik, nicht selten sogar anrühriger urbaner Art, schickte sich an, in ein Refugium ländlicher Kultur einzudringen. Namen wie Alois Hába, Karl Horwitz, Philipp Jarnach, Alban Berg und die skandalumwitterten Paul Hindemiths und Ernst Kreneks waren nicht vertrauenweckend. Man mißtraute dem Fürsten und seiner musikalischen Laune. Die Zeit hat den Spöttern und Mißgünstigen nicht rechtgegeben.

Wenn man, aus Richtung Konstanz oder München kommend, im kleinen Bahnhof Donaueschingen einfährt und das lieblich zwischen den Tannen des Buchberges und Schellenberges und den 600jährigen Eichenforsten des Wartemberges in das Wellenland der Baar eingebettete Residenzstädtchen mit dem ersten Blick umfängt, ist man hier sofort heimisch. In den Zwanzigerjahren muß es in Donaueschingen noch sehr idyllisch gewesen sein. Heute beginnt das Städtchen über die Hänge hinanzuwachsen, hauptsächlich mit kleinen, wenig schönen Siedlungshäuschen; das mächtige Spital, das das Stadtbild überragt, wurde erst im letzten Krieg als Lazarett gebaut. Brigach und Breg schlängeln sich in krausen Schlingen durch den Wiesenboden. Wer von Osten her nach Donaueschingen kommt, amüsiert sich auf das freudigste über das Bächelchen, das niemand anderer als die junge Donau ist. Auf Fürstenbergischem Parkgrund, gleich neben dem Schloß, entspringt sie. Ein geschmackvoll ausgemauertes Rundbassin unter dem Schatten ehrwürdiger Baumriesen verkündet mit Tafel: Donauquelle, 678 Meter über dem Schwarzen Meer.

Es ist uralter Kulturboden, der hier beackert wird; Alamannen und Römer waren die ersten. Seit Jahrhunderten sitzen die Fürstenbergs in Donaueschingen; bis 1806 regierten sie souverän. Der zehnjährige Mozart produzierte sein Genie im Schloß. Die Fürstenbergischen Sammlungen sind außerordentlich kostbar. In der Gemäldegalerie finden sich altdeutsche Maler von seltener Qualität: Grünewald, die Meister von Sigmaringen und Meßkirch, der Meister mit der Nelke,

der Meister mit dem Veilchen, die Passionstafeln Hans Holbeins d. Ä. aus der Augustinerkirche zu Augsburg. Schwarzwälder Kuckucksuhren ticken zwischen Gläsern aus Bubenbach, Wolterdingen und Herzogenweiler, ausgedehnte Tier- und Jagdsammlungen zeugen von der Hofhaltung der Fürstenbergs, Alamanenfunde und Römerfunde aus dem Baargebiet von ihrem Sinn für systematische Historie. Von Kennern wird die Mineraliensammlung gerühmt. Ein Kupferstichkabinett und eine ganz außerordentliche Hofbibliothek bergen bibliophile und kunsthistorische Delikatessen. Die Handschriften des Nibelungenliedes C, des Parzival, des Schwabenspiegels, die Weltchronik des Rudolf von Ems, die Zimmersche Chronik befinden sich hier, 200 000 Druckbände, 1200 Handschriften, 5000 Musikhandschriften, 510 Wiegendrucke. Mitunter sind solche Dinge auch in anderen deutschen Zwergresidenzen zu sehen, wenn auch selten in so ausgesuchter Kostbarkeit. Ausnahmslos ist das alles sonst meist zu musealem Dasein verurteilt, entweder staatlich verwaltet, um Baedeker-bewehrten Fremden unter dem Glassturz einen Hauch Kultur vermitteln zu können, oder es verwaht in Privathänden, die nicht die Mittel besitzen, ererbte oder erkaufte Vergangenheit würdig zu restaurieren. In Donaueschingen ist das anders. Die Fürstenbergische Familie lebt noch, umgeben von ihrer livrierten Dienerschaft, in den Räumen der alten Hofhaltung. Der Ertrag landbekannter Brauereien



Kurt Edelhagen und sein Jazzorchester spielen außerhalb des Festivalprogramms im Donaueschinger Schloss am Abend des 16. Oktober 1954. Am folgenden Tag spielte das Orchester im offiziellen Programm die Uraufführung des *Concerto for Jazzband and Symphony Orchestra* von Rolf Liebermann.

Foto: Willy Pragher. Landesarchiv Baden Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 039537g.

ermöglicht dem Haus ein kulturelles und soziales Mäzenatentum, wie es in solchem Ausmaß der Privatinitiative heute überhaupt nicht mehr möglich scheint. Der jetzige Fürstenberg, Prinz Max, Sohn des Fürsten Egon, der die Donaueschinger Musiktage ins Leben gerufen hat, ist ein hochrangiger Philanthrop und ein verständnisvoller Förderer der Künste und Wissenschaften wie seine Vorfahren. In drei Sprachen versteht er seine Gäste zu begrüßen, ein silberhaariger Grandseigneur von außerordentlichem geistigen Format und Weltblick.

Als der Verfasser vor einigen Jahren zum erstenmal moderne Musiktage in Donaueschingen besuchte, war es das Ereignis des Ankunftsabends, daß der Fürst seinen Gästen im Rokosaal des Schlosses eine Produktion der Band Kurt Edelhagens vorsetzte, die experimentellen Jazz improvisierte. Die Meinungen, ob es sich dabei um Tollkühnheit, Stillosigkeit oder grandiose Aufgeschlossenheit handelte, mögen auseinandergehen. Aber es war des Fürsten Geld, das da in weltmännischer Noblesse des Lebens und Lebenlassens aufgewendet wurde. Mit gleicher Großzügigkeit fördert Fürstenberg sein Gymnasium, hält seine Sammlungen instand, sein Schloß, das einen Einblick in die hohe Wohnkultur eines fürstlichen Privathauses im 18. und 19. Jahrhundert vermittelt. Echte Tradition und echter Fortschritt verbinden sich in diesem Umkreis.

Als die Donaueschinger Feste 1921 begannen, war das für viele der Jüngsten der entscheidende große Schritt in die Welt. Edward Dent kam aus England herüber, um die Arbeiten zu beurteilen. In einem launigen Memoirenbuch schrieb er: „Ich glaube nicht, daß Fürst Fürstenberg sich selbst viel aus der Neuen Musik machte, aber er unterstützte die jungen Komponisten mit fürstlicher Großzügigkeit.“

Hindemith und Krenek erregten mit ihren kecken Stücken den meisten Aufruhr, obwohl man bei beiden die salonfähigste Seite hervorgekehrt hatte. Hindemith war mit dem 3. Streichquartett vertreten, der 20jährige Krenek mit seiner Serenade für Streichtrio und Klarinette. Alban Berg kam mit der Klaversonate op. 1 zu Wort, Alois Hába mit dem 4. Streichquartett im Vierteltonsystem. An Kritik, daß im ersten Donaueschinger Programm nur Deutsche, Österreicher und Tschechen vertreten waren, fehlte es nicht. Doch brachte schon das nächste Jahr, 1922, die Bekanntschaft mit dem in England lebenden Holländer Bernard van Dieren, mit dem Berliner Max Butting, mit dem Deutschböhmen Fidelio Finke sowie mit dem österreichischen Komponisten Felix Petyrek. 1924 wurde, zum erstenmal in der Öffentlichkeit, Arnold Schönbergs Serenade op. 24 gespielt. Das Jahr 1926 brachte das ebenso frische wie damals aufregende Experiment des *Triadischen Balletts* von Oskar Schlemmer, für das Hindemith eine Musik für mechanische Orgel direkt auf die Spielrolle geschnitten hatte.

Musiker aus Norden und Süden schlossen in Donaueschingen zuweilen Freundschaften fürs Leben. Das Phänomen der allseits abgelehnten Neuen Musik, die sie in den verschiedensten, sogar einander widersprechenden Schattierungen komponierten oder aufführten, brachte sie zusammen. Der Umgangston war heiter, zwanglos und unverkrampft, und das in einer Krisensituation, wie

sie die ganze Nachkriegskunst beherrschte. Eine historische Donaueschinger Photographie zeigt die „Militärkapelle Minimax“ in Papierschakkos, mit geschulterten Spazierstöcken stramm salutierend beim Morgentraining auf Fürstenbergischem Rasen. Unter der Juxverkleidung steckt das Amar-Quartett. Und der kleine, lustig blinzelnde Zweite von rechts ist Amars Bratschist Paul Hindemith, späterer Komponist des *Mathis* und der *Harmonie der Welt*.

Im Jahre 1927 übernahm das benachbarte elegantere Baden-Baden die Tradition der Donaueschinger Kammermusikfeste. Hindemith war geistiger Leiter. Vierzehn Tage nach dem Musikfest der IGNM in Frankfurt traf sich hier erneut die musikalische Jugend Europas. Waren in Frankfurt Busonis *Doktor Faust*, das Concertino von Janáček, das Kammerkonzert Alban Bergs und das erste Klavierkonzert von Béla Bartók Höhepunkte der Veranstaltungsfolge gewesen, so wurden in Baden-Baden Miniaturoperen aneinandergereiht: Milhauds *Raub der Europa*, eine *opéra-minute*, Hindemiths Trick-Dramolett *Hin und zurück*, dessen Handlung und Musik von der Mitte ab Satz für Satz, Note für Note wieder zurückläuft, Ernst Tochs *Prinzessin auf der Erbse* und Brecht-Weills Songspiel *Mahagonny*.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sind die modernen Musiktage Donaueschingers durch die Bereitschaft des neuen Prinzen Fürstenberg wiederentstanden. Zeitlich verkleinert auf zwei Oktobertage im Jahr, aber im programmlichen Anspruch durch die ständige Mitwirkung des Südwestfunkorchesters Baden-Baden, durch Gastensembles und durch die veranstalterische Mithilfe des Südwestfunks



Fürst Max Egon dirigiert die Militärkapelle Minimax alias Amar Quartett im Schlosspark Donaueschingen, Juli 1923. Foto: F.F. Archiv.



Prinz Max zu Fürstenberg und Igor Strawinsky bei einer Aufführung der Donaueschinger Musiktage am 18. Oktober 1958. Foto: Willy Pragher. Landesarchiv Baden Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 054188e.

bedeutend erweitert. Strawinsky führte im neuen Donaueschingen sein Ballett *Agon** auf, Hans Rosbaud brachte mit Solisten der Züricher Oper Honeggers *Antigone* als Gedenkfeier zum Tode des Meisters zur Darstellung, Pierre Schaeffer experimentierte mit seiner *musique concrète*, John Cage und David Tudor klingelten mit ihren präparierten Klavieren, André Hodeir mit seinen Solisten spielte progressiven Pariser Jazz, das Modern Jazz Quartett aus New York stellte sich mit dem leisesten Jazz vor, den man je gehört hat, von Pierre Boulez erklangen hier zum erstenmal die *Polyphonie X*, *Le marteau sans maître*, die *Structures* für zwei Klaviere und erst im Vorjahr *Poésie pour pouvoir*, ein *mixtum compositum* aus drei Orchestern, elektronischen Montagen und Prosa, die aus einem rotierenden Lautsprecher über der Saalmitte erklang. Stockhausen führte seine *Gruppen* für drei Orchester auf, Rudolf Kolisch geigte die *Varianti* von Luigi Nono, Giselher Klebes *Zwitschermaschine* ertönte, die *Neapolitanischen Lieder*** Hans Werner Henzes wurden aus der Taufe gehoben,

* Ein Ausschnitt dieser Uraufführung wurde fürs Fernsehen aufgezeichnet und ist online verfügbar unter <https://www.youtube.com/watch?app=desktop&v=x16s2-SkA3c>

** Gemeint sind nicht die 1956 in Frankfurt aufgeführten *Neapolitanischen Lieder*, sondern Henzes *Nachtstücke und Arien nach Gedichten von Ingeborg Bachmann für Sopran und Orchester* mit der Sopranistin Gloria Davy.



V. l. n. r. Hans Rosbaud, Gloria Davy und Hans Werner Henze am 20. Oktober 1957 im Donaueschinger Schloss. Foto: Willy Pragher. Landesarchiv Baden Württemberg, Abt. Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 050081a.

Rolf Liebermanns *Concerto for Jazzband and Orchestra* wurde als Auftragsarbeit geschrieben, Luigi Dallapiccola komponierte für Donaueschingen seine Heine-Kantate *An Mathilde*. Viele dieser Komponisten, die heute Dreißigjährigen vor allem, waren für Nachkriegsdeutschland neu. Manche von ihnen mögen berufen sein, und vielleicht ist der eine oder andere sogar erwählt.

Wer einmal in Donaueschingen war, wird wiederkommen. Zu groß ist der Zauber dieser Landschaft, zu imponierend die Verschmelzung von Tradition und Förderung des Neuen. Niemand kann entscheiden, ob die radikale Schaffensspitze der Jüngsten in den luftleeren Raum baut oder ob sie auf die Dauer einen geistigen Zirkel wird interessieren können. Das Forum Donaueschingen, das Wert legt auf sorgfältige Beobachtung wenigstens technischen Könnens in der Auswahl der Werke (dafür bürgen Namen wie Hans Rosbaud und Heinrich Strobel), ist kein kleiner Vertrauensvorschuss.

Die evangelische Johanneskirche Bad Dür rheim im Kontext des modernen Kirchenbaus im 20. Jahrhundert Unter besonderer Berücksichtigung von Beispielen der Region Schwarzwald-Baar-Heuberg¹

von FOLKHARD CREMER

Es ist schwierig, für den Beginn der Geschichte des „modernen“ Kirchenbaus in Deutschland ein Fixdatum zu bestimmen. Denn rückblickend liegen dessen Wurzeln im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Katholischerseits wäre als Wegbereiter der liturgischen Neuerungen der Beuroner Benediktinerpater Peter Lenz zu nennen. Er legte 1870/71 den nie verwirklichten Idealplan einer Kirche vor, in der der Tabernakel nicht mehr auf dem Altar oder im Altarretabel untergebracht war.² Evangelischerseits steht das in den 1860er Jahren entwickelte Konzept der „lebendigen Gemeinde“ des Dresdner Pfarrers Emil Sulze am Anfang. Es enthielt auch schon Überlegungen zu Neuerungen im Kirchenbau.³ Während die zum „modernen“ Kirchenbau führenden liturgischen Reformen in der evangelischen Kirche schon seit der nach dem „Wiesbadener Programm“ (1890/91) errichteten Wiesbadener Ringkirche (1892–94) und der in diesem Kontext 1894 von Cornelius Gurlitt geprägten Devise „Liturgie als Bauherr“⁴ real in Architektur umgesetzte Formen annahmen, begann Derartiges im katholischen Kirchenbau erst nach Ende des Ersten Weltkriegs, nachdem Johann van Acken 1922 mit seiner Schrift „Christozentrische Kirchenkunst – Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk“ den Schlüsseltext zum Kirchenbau aus Sicht der katholischen liturgischen Bewegung vorgelegt hatte. Parallel dazu entwickelten die evangelischen Architekten Otto Bartning und insbesondere Martin Elsaesser Konzepte, Sulzes Konzept der „lebendigen Gemeinde“ in adäquate Raumkonzepte für Gemeindezentren umzusetzen. Dabei beschäftigte sich Elsaesser schon intensiv mit dem Verhältnis von Kirche und Welt in der modernen Gesellschaft und dem damit verbundenen Eindringen des Profanen in den sakralen Bereich.⁵ Die Abgrenzung des Sakralen vom Profanen wurde neben der Formel von der „Liturgie als Bauherr“ zum zweiten prägenden Gedanken für den Kirchenbau nach dem Zweiten Weltkrieg.

Während die stete theologische Rückversicherung liturgischer Neuerungen im Frühchristentum und den kirchengeschichtlichen Traditionen ideell eher konservativ einzuordnen ist, sind die Kirchen der zweiten Nachkriegszeit architekturästhetisch progressiv.

Denn über diese theologisch inhaltlichen Prägungen der Kirchenarchitektur spielte für die Entwicklung einer modernen Architekturästhetik der Umgang mit den im 19. Jahrhundert in Frankreich und England entwickelten modernen Baumaterialien Stahl und Beton eine wesentliche Rolle. Durch ihre konstruktionstechnischen Gestaltungsmöglichkeiten wurde die gestalterische Formenvielfalt im modernen Kirchenbau zwischen 1920 und 1980 erst möglich. Erst dort, wo diese Baustoffe im Kirchenbau sichtbar zum Einsatz gekommen sind, sind wir von unserem ästhetischen Empfinden bereit, Kirchengebäude als moderne Architektur anzusprechen.

Die Boomzeit des „modernen Kirchenbaus“ fällt in die Zeit der „Nachkriegsmoderne“ zwischen 1945 und 1975. Nach dem Zweiten Weltkrieg musste für 12 Millionen Heimatvertriebene neuer Wohnraum geschaffen werden. Es mussten also nicht nur die Kriegszerstörungen durch den Luftkrieg kompensiert werden, sondern komplette Siedlungen zur Unterbringung der Flüchtlinge neu geschaffen werden. Die entstehenden Neubaugebiete bedurften einer Infrastruktur mit entsprechenden kirchlichen Seelsorgezentren. Im Zuge der Ansiedlung der Flüchtlinge kam es in vielen Regionen zu einer konfessionellen Durchmischung. In vielen Städten und Gemeinden, die bisher rein katholisch waren, wurden nun auch Protestanten aufgenommen und umgekehrt. Allein in Baden-Württemberg entstanden zwischen 1945 und 1980 etwa 1600 neue Kirchengebäude, davon um die 1000 in den 1960er und 1970er Jahren. Ein Drittel der nach 800 Jahren südwestdeutscher Sakralbaugeschichte heute bestehenden Gotteshäuser stammt aus den 35 Jahren zwischen 1945 und 1980.⁶

Im Folgenden soll die evangelische Johanneskirche in Bad Dürkheim in den Kontext der Geschichte der Architektur und des Kirchenbaus des 20. Jahrhunderts eingeordnet werden.

Bautypen als Symbol- und Assoziationsträger⁷

Das Zelt galt beiden Konfessionen als bildhaft-assoziative Verkörperung von Kirche im Sinne des Mythos vom wandernden Gottesvolk. Daher wurde der **Zelttyp** in den 1950er und 1960er Jahren als christliches Symbol und theologisches Leitbild für die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen als Kirchbautyp am häufigsten gewählt. Die Formenvielfalt reichte von Imitationen und Variationen, die von längs gerichteten Tunnel- oder Firstzelten, über zentralisierende Kuppelzelte bis hin zu kronenartigen Gebilden oder Pyramidenzelten, welche, wie etwa bei der katholischen Kirche in Königsfeld im Schwarzwald,⁸ zu aus zwei Halbpysramiden unterschiedlicher Höhe zusammengesetzt sein können.

Als weitere christlich-theologisch begründete Assoziationsträger zu nennen sind **Fels** und **Gottesburg**. Der früher durch trutzige Natursteinmauern simulierte Burgcharakter wurde seit Anfang der 1960er Jahre zunehmend auf Sichtbeton übertragen. Mit den hoch angesetzten Fensterbändern wurde die Vorstellung der Geborgenheit des romanischen Kirchenbaus mit seinen hoch eingesetzten Fenstern in moderne Formen übersetzt.

Die evangelische Johanneskirche von Bad Dürkheim⁹

Die evangelische Johanneskirche von Bad Dürkheim wurde im April 1999 als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach § 12 des baden-württembergischen Denkmalschutzgesetzes in das Denkmaltbuch eingetragen.

Die Anfänge der evangelischen Kirchengemeinde im katholischen Bad Dürkheim reichen in das Jahr 1829 zurück. Mit der Gründung der Badischen Staats saline kamen auswärtige Fachleute als Beamte und Angestellte in den Ort. Aus der kleinen Diasporagemeinde entwickelte sich bis Ende des 19. Jahrhunderts die „Evangelische Kurseelsorge Bad Dürkheim“. 1909/10 kam es zum Bau einer ersten kleinen Kirche. Nach dem Zweiten Weltkrieg wuchs durch den Zustrom der Heimatvertriebenen und die stetig voranschreitende Entwicklung des Kurbetriebs in den 1950er Jahren die protestantische Gemeinde stark an. Rasch wurde klar, dass das hohe Aufkommen der Gottesdienstbesucher aus Kurgästen und Gemeindegliedern eines größeren Kirchengebäudes bedurfte. 1957 erwarb man vom Johanniterorden das dafür benötigte Bauland. Den 1958 ausgeschriebenen Wettbewerb gewann der Entwurf des Architekten Horst Linde. Bei der Detailplanung und Bauausführung wirkten Architekt Linde, Pfarrer Karl Heinrich Jordan und Altbürgermeister Otto Weissenberger in gutem Einvernehmen miteinander. Pfarrer Jordan machte die theologischen Vorgaben. Linde setzte sie in eine zeitgemäße architektonische Zeichensprache um. Nach seiner Auffassung „muß die Form bis in das kleinste Detail ausgeführt werden, damit Architektur nicht nur eine Hülle bleibt, sondern eine Idee anschaulich gestaltet.“¹⁰ Daher zog er für die Raumausstattung mit Hans Mettel und Georg Meistermann hochkarätige Künstlerpersönlichkeiten heran. Nach der Grundsteinlegung am 24. Mai 1960 wurde die Johanneskirche durch Landesbischof D. Julius Bender am Pfingstmontag 1961 eingeweiht. Jedoch bedurfte es für die Kurseelsorge und Gemeindegliederarbeit noch weiterer Räumlichkeiten, so dass Pfarrer Karl-Heinz Jordan neben der Kirche den Bau eines Gemeinde- und Kurseelsorgezentrums als Begegnungsstätte der Ortsgemeinde mit der Kurgemeinde ins Auge fasste. Aus der Grundrissform des Kreises entwickelte der Architekt Dörr 1973 ein Gebäude, das als Symbol des Lebens und der Einheit die „Umarmung Gottes“ verkörpert, während die Raute als Grundriss der Johanneskirche symbolisch die „schützenden Hände“ Gottes zum Ausdruck bringt.

Die Wahl des Standorts

Der Standort südöstlich des alten Ortskerns von Bad Dürkheim und westlich der 1822 eingerichteten Saline war sorgfältig im Stadtbild gewählt. Der vom Karlsruher Fächerplan beeinflusste Entwurf einer radialen, axialsymmetrischen Grundrisskonzeption mit freistehenden Salinengebäuden entstand 1823–27 nach Plänen des Militärbaudirektors Friedrich Arnold, einem Schüler und Neffen Friedrich Weinbrenners. In spitzem Winkel laufen die beiden langgestreckten Siedehäuser II und III auf einen runden Platz im Osten zu. Dieser bildet mit den sich konkav gegeneinander öffnenden Bauten der ehemaligen Salinenverwaltung



Modell der Johanneskirche Bad Dürkheim.

Foto: Pfarrarchiv der Kirchengemeinde Bad Dürkheim.



Grundsteinlegung.

Foto: Pfarrarchiv der Kirchengemeinde Bad Dürkheim.

den Mittelpunkt der Saline. Die Hauptschaufront der Johanneskirche ist an dem Punkt, in dem sich die Verlängerungen der Mittelachsen der Siedehäuser schneiden, über einer Wiese am Rande des Kapfwaldes platziert.

Das Kirchengebäude

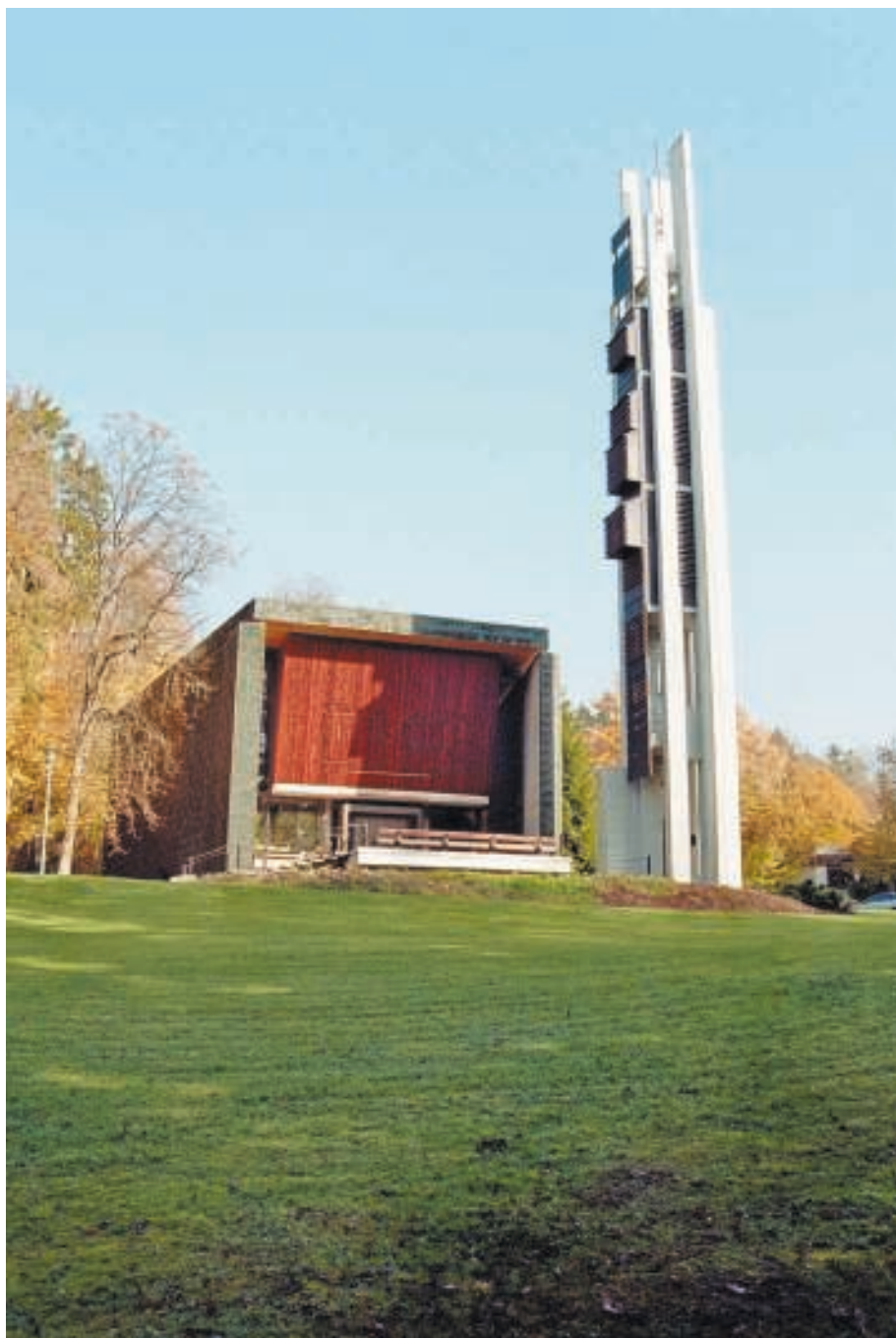
Von Westen führt ein Fußweg seitlich zur Treppe, die auf eine dem Eingang vorgelagerte Terrasse hinaufführt. Da die Terrasse nur an wenigen Punkten gestützt ist, entsteht der Eindruck, als schwebte die Plattform über der Böschung. Die mit dem Chor nach Norden ausgerichtete Saalkirche zeigt den Grundriss eines spiegelsymmetrischen Sechsecks. Die symmetrisch geknickten Stahlbetonwände der kürzeren Schenkel markieren den Chorbereich. Die längeren rahmen im Süden das Langhaus. Der über rautenförmigem Grundriss errichtete Baukörper abstrahiert zwei zum Gebet aneinandergelegte Hände. Der östlich vorgelagerte schlanke Kirchturm aus schmalen Stahlbetonscheiben symbolisiert die nach oben gestreckten Hände des nach Gott rufenden Menschen.

Die Architektursprache ist in Material- und Formenwahl darauf ausgerichtet, den Eindruck von Leichtigkeit und Schwerelosigkeit massiver Bauteile zu erwecken. Das Eingangsportal ist von einem schmalen Lichtband eingefasst. Es versetzt das große, schräg vorkragende Tympanon in einen optischen Schwebezustand. Um die materielle Schwere der Holzwand nicht zu stören, hat Hans Mettel das Motiv „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke!“



Empore der Johanneskirche Bad Dürkheim.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart (RPS), F. Cremer.



Außenansicht der evangelischen Johanneskirche in Bad Dürrenheim.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.

nur durch wenige eingetiefte Linien dargestellt. Von noch eindrucksvollerer Leichtigkeit ist die rückwärtige Orgelepore im Innern. Auf einer in ihrer statischen Einbindung optisch nicht fassbaren Woge in Sichtbeton scheint die Orgel in den Raum hinein zu schweben. Die Raumdecke hat keine direkte Verbindung zu den hölzernen Querbindern. Sie scheint über einem schmalen Lichtband zu schweben. Dennoch wird das Dach von den zehn Holzstützen getragen. Die Decke und jeweils ein Unterzug sind über vier sehr dünne Metallstifte verbunden. Die Wände haben keine tragende Funktion. Innen zeigen sie einen waagerechten Wechsel von Betonringurten und Steinlagen. Vereinzelt treten Ziegel mit ihren Hohllöchern hervor.

Die Grau-Blau-Töne der gläsernen Altarwand stehen gemeinsam mit der betonsichtig-kühlen Farbigkeit des Altarplatzes in einem gut austarierten, harmonischen Kontrast mit den warmen Gelb-, Rot- und Brauntönen der Backsteinwände, den Tonfliesen des Fußbodens und den Holzeinbauten. Im Gegensatz zur durchfensterten Chorwand ist die Ostwand sehr massig ausgeführt. Nur durch vier kleine, schräg nach Süden eingebaute, nach außen ausbuchtende Nischen dringt hier das helle Licht der Südsonne durch stark farbig gestaltete Fenster ein. Sie zeigen die Verheißungen Christi.¹¹

Dass der Unterbau des Altartisches in Beton ausgeführt ist, ist ungewöhnlich. Lange Zeit galt Beton als unnatürlicher Baustoff, der nicht für die Herstellung der Prinzipalstücke verwendet werden durfte. In gewisser Weise stimmt dies auch noch für Bad Dürkheim: Denn die Altarplatte selbst ist aus weißem Marmor, also aus einem sehr edlen Naturstein hergestellt.

Zur Entwicklung des architektonischen Gestaltens mit den Baustoffen Stahl und Beton

Die Rationalisten des 19. und 20. Jahrhunderts faszinierte der funktionalistische Aspekt der statisch durchdachten Skelettbauweise der Gotik aus Pfeilern und Rippen, in die die Wände und Gewölbe eingehängt wurden, und übertrugen dieses Bausystem in Bauweisen mit den Baustoffen Stahl und Beton. Die erste in diesem Sinne auf Stützen getragene, betonverkleidete Eisenbetonkirche ist Notre Dame de Raincy bei Paris. Sie entstand 1923 nach Entwürfen der Brüder Perret. Wenig später (1925–27) errichtete Karl Moser mit der katholischen St. Anton-Kirche in Basel die erste Betonkirche der Schweiz. Auguste Perret wurde 1947 von der französischen Besatzungsmacht delegiert, in dem von Horst Linde gegründeten Baubüro zum Wiederaufbau Freiburgs beratend mitzuwirken. Die Ähnlichkeiten zwischen Notre Dame de Raincy und der von Horst Lindes Planungsteam 1954 vollendeten evangelischen Ludwigskirche in Freiburg sind unverkennbar. In diesem Kontext ist es für Bad Dürkheim interessant, dass auch Erwin Heine an der Planung der Ludwigskirche beteiligt war. Er entwarf die 1967–69 errichtete katholische Kirche St. Albert in Freiburg-Betzenhausen.¹² 1970–72 war Heine mit dem modernen Umbau der katholischen Kirche St. Johann in Bad Dürkheim betraut. Für die großzügige Erweiterung des Kirchen-

schiffs nach Norden mit einem weiträumigen halbrund geschlossenen, reich verglasten Stahlbetonskelettbau orientierte er sich an den beiden genannten Kirchenbauten von Perret und Linde.¹³

Der Bautyp der gläsernen Kapelle lag auch der erstmals das unverkleidete Stahlgerüst sichtbar zeigenden (und daher auch „Stahlkirche“ genannten) Kirche für die Pressa-Ausstellung in Köln von Otto Bartning 1928 zugrunde. Der Typus der gläsernen Kapelle, der Capella Vitrea bzw. des gläsernen Schreins hat jedoch viel ältere Wurzeln. Er wurde erstmals mit der Sainte Chapelle in Paris 1244–48 umgesetzt und danach zum Vorbild gotischer Hochchöre. Die Architekten der Moderne übersetzten ihn bis in die 1960er Jahre häufig in die modernen Baumaterialien Stahl, Beton und Dickglas.

Ein bemerkenswertes Beispiel eines gläsernen Schreins im Stile der internationalen „Flachdachmoderne“ ist der 1958–63 nach Plänen von Franz Gottschlich und Max Schraube errichtete Kubus der Kirche St. Maria Königin in Tuttingen¹⁴ mit ihren in das sichtbare Stahlbetonskelett eingehängten durchscheinenden Wänden aus Betonglaswaben.

Heines kronenförmige St. Albertkirche in Betzenhausen basiert auf dem Gotikverständnis der Expressionisten der frühen 1920er Jahre. Von den Romantikern wurde mit der gotischen Baukunst die Nachahmung natürlich gewachsener Bäume in einem Wald assoziiert. Im Jugendstil herrschten die natürliche Kurve, die Schlinge, die gleitende Elastizität. Dagegen setzte der Expressionismus Strahl und Winkel. Die Expressionisten verstanden die kristalline Form als abstrakte Reduktionsform der Gotik. Ihrer Auffassung nach ahmt die gotische Architektur die Natur nicht nach, sondern bildet die dahinter liegenden geometrischen Gesetze ab.

Einen typischen Entwurf expressionistischer Gotikrezeption, wie sie sich zwischen 1918 und 1923 in den vielen Architekturfantasien der Architekten der gläsernen Kette um Bruno Taut niederschlugen, stellt der nie verwirklichte Entwurf der Sternkirche von Otto Bartning dar. Bartning wollte das elastische Potential des Baustoffs Stahlbeton für neue plastische Ausdrucksformen ausreizen, um die Wechselbeziehung der liturgischen und der architektonischen Spannung auszuloten. Doch waren Herstellungs-, Bearbeitungs- und Schalungstechnik 1920 noch nicht hinreichend ausgereift, um die anvisierten schwingenden Formen und elegant gekrümmten Kurven vollständig in Stahlbetonbauweise ausführen zu können. Die Sicherheit, Derartiges tatsächlich statisch berechnen und in Stahlbeton umsetzen zu können, gelang erst in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Noch wichtiger für die Entstehung der Formenvielfalt des Kirchenbaus der Nachkriegsmoderne als die materialtechnische Umsetzbarkeit waren die neuen theologischen und liturgischen Impulse, die sich seit dem letzten Drittel des 19. und besonders seit Anfang des 20. Jahrhunderts in beiden Konfessionen entwickelten. Sie sind wesentlich verantwortlich für eine gewisse Annäherung katholischer und evangelischer Kirchengebäudetypen, wobei gegenseitige Beeinflussungen und Rezeptionen nicht ausblieben.

Neuerungen durch die katholische Liturgische Bewegung

Die katholische „Liturgische Bewegung“ nahm in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in niederländischen, belgischen und deutschen Benediktinerklöstern – hier Beuron und Maria Laach – ihren Ausgang. Sie stieß schon bald eine Laienbewegung an, die sich gegen den Ausschluss des Volkes vom Kultus wandte. Die Gemeindeglieder wollten nicht mehr nur passiv an der Messe teilnehmen, sondern sich – wie die Protestanten – als Gemeinschaft von Laienaposteln oder Laienpriestern verstanden wissen. Durch die seit den 1920er Jahren von katholischen Theologen wie dem Abt des Benediktinerklosters Maria Laach, Ildefons Herwegen, dem Mentor der katholischen Jugendbewegung Quickborn, Romano Guardini, und dem Leiter der Berliner Caritas, Johann von Acken, sowie Architekten wie Martin Weber, Rudolf Schwarz und Dominikus Böhm vorangetriebene Diskussion der tätigen Teilnahme der Gemeinde als Laienpriester bei der Heiligen Messe änderten sich die Vorstellungen von der Aufteilung des Kirchenraumes. Van Acken konstatierte in seinem Schlüsseltext zum Kirchenbau der katholischen liturgischen Bewegung: „Christozentrische Kirchenkunst – Ein Entwurf zum liturgischen Gesamtkunstwerk“ von 1922, dass das liturgische Bedürfnis den Raum schaffe. Das Kirchengebäude sei als von der Altarstelle ausgehender Einheitsraum zu konzipieren. Das bedeute für das Kircheninnere die Verkürzung und Verbreiterung des Chores zur engeren Verbindung von Altar und Gemeinde. Korrespondierend sei eine Weitung des Hauptraums zu einem großen Saal unter Verzicht auf den Blick hemmende Säulen und Pfeiler anzustreben. Die Altarstelle als die Stätte des Messopfers sei erhöht inmitten der Gemeinschaft



Blick in das Kirchenschiff der katholischen Marienkirche in Donaueschingen.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Bernd Hausner.

anzuordnen. Die Zahl von Nebenaltären sei auf das wirkliche Bedürfnis zu beschränken. Wenn man überhaupt noch Nebenschiffe wolle, solle man diese auf bloße Gänge und Beichtnischen reduzieren und mit blickdurchlässigen, schmalen Stützen abteilen.

Die 1927/28 von Architekt Josef Wehinger entworfene katholische Marienkirche in Donaueschingen ist der früheste moderne Kirchenbau auf der Baar. Das liturgische Konzept stammte von Stadtpfarrer Feurstein. Deutlich aufgegriffen ist hier die Reduktion der Seitenschiffe auf bloße Gänge. Der ursprüngliche, bis 1963 bestehende Chorraum war zwar immer noch schmaler als das Langhaus, aber gegenüber älteren Lösungen stark verkürzt, so dass der Altarblock – wie beim Altar einer romanischen Apsis – auf der Schwelle zum Langhaus zu stehen kam.

Eine eigenartige Verwandtschaft zum Konzept van Ackens zeigt auch der Altarraum und Schiff zusammenziehende Einheitsraums der evangelischen Bad Dür rheimer Johanneskirche durch die nur noch eine Ahnung von Seitenschiffen vermittelnden Holzstützen.

Neuerungen der evangelischen liturgischen Bewegung

Da es in den protestantischen Kirchen seit der Reformation ohnehin schon Usus war, dass der Gottesdienst in der Volkssprache abgehalten wurde und die Gemeindeglieder als Laienpriester am Gottesdienst teilhatten, führten die veränderten Vorstellungen über die Liturgie in den protestantischen Kirchen Anfang des 20. Jahrhunderts nur bedingt zu neuen Grundrisslösungen. Oft handelte es sich nur um das Wiederaufgreifen und das Variieren älterer Grundrisslösungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert.

Als die Protestanten im 17. und 18. Jahrhundert verstärkt die Möglichkeit erlangten, ihrem Ritus entsprechende Kirchengebäude von Grund auf neu zu errichten, entschieden sie sich häufig für den Typus der protestantischen Querkirche.¹⁵ Wie im Betsaal der Franckeschen Stiftungen in Halle an der Saale wurden Kanzel und Altar in einer Achse vor der Mitte einer Längswand aufgestellt und das Gestühl hufeisenförmig darum herum gruppiert. Typologisch direkt vom Quersaal der Franckeschen Stiftungen abzuleiten ist der Singsaal des 1810 errichteten Saalbaus der Herrnhuter Brüdergemeine in Königsfeld. Das einzige Beispiel einer Querkirche im Schwarzwald-Baar-Kreis ist die evangelisch-lutherische Michaelskirche in Tuningen. Sie wurde 1728–1731 nach Plänen des Landbaumeisters Maier aus Stuttgart erbaut. Im protestantischen Kirchenbau des 20. Jahrhunderts changierten die konzeptionellen Änderungen in Bezug auf die liturgisch richtige Anordnung der Ausstattung mehr oder weniger zwischen den Vorstellungen des Eisenacher Regulativs und denen des Wiesbadener Programms.¹⁶ Das 1861 verabschiedete **Eisenacher Regulativ** wurde seinerzeit stark von der das Mittelalter verklärenden romantischen Bewegung beeinflusst.¹⁷ Es spiegelt wesentlich die bis Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelten Vorstellungen der württembergischen Lutheraner wider. Es schrieb den mittelalterlichen

Wegkirchengedanken mit einem klar vom Chorraum abgetrennten Gottesdienstraum für die Gemeinde fest. Im Chor wurden die Prinzipalien aufgereiht, wobei der Taufort oft leicht in das Schiff vorgeschoben wurde. Dagegen setzte der Wiesbadener Stadtpfarrer Veesenmeyer in den Jahren 1890/1891 das **Wiesbadener Programm**. In Nassau waren 1817 die Reformierten, nach langer calvinistischer Tradition, mit den Lutheranern uniert worden. Entsprechend knüpfte das Wiesbadener Programm wieder an die besonders den liturgischen Vorstellungen der Reformierten entgegenkommende Querkirchentradition an. In Zusammenarbeit mit dem Berliner Architekten Johannes Otzen konnte Veesenmeyer 1892–94 die Wiesbadener Ringkirche als Programmbau verwirklichen. Das Wiesbadener Programm orientierte sich an den Gemeinde- und Altarraum als Einheitsraum zusammenfassenden evangelischen Kirchengebäuden des 18. Jahrhunderts. Hier waren die Bankreihen in einem runden, ovalen oder Querkirchenraum auf den Altar und die Kanzel ausgerichtet. Damit wurde der evangelische Gedanke des Laienpriestertums wieder in den Mittelpunkt des protestantischen Kirchenbaus zurückgeholt. In ähnlicher Richtung nahmen auch die Diskussionen aus dem 2. Kongress für den Kirchenbau des Protestantismus in Dresden im Jahre 1906 auf die Theoriebildung zum evangelischen Kirchenbau Einfluss. Der neben Otto Bartning wichtigste evangelische Kirchenbaumeister des 20. Jahrhunderts, Martin Elsaesser, sah nach der Konfrontation mit den dortigen barocken Kirchengebäuden in der Dresdner Frauenkirche das Vorbild für den protestantischen Kirchenbau schlechthin und entwickelte darüber sein Verständnis von Form und Funktion für seine Kirchenbauprojekte bis zum Ersten Weltkrieg.

Ein Kirchengebäude im Schwarzwald-Baar-Kreis, in dem sich die Ideen dieser Diskussionen um die liturgische Raumfindung und -ausstattung im evangelischen Kirchenbau vor dem Ersten Weltkrieg sehr gut widerspiegeln, ist die evangelische Christuskirche in Donaueschingen von 1912.¹⁸ Die Pläne zeichnete der Fürstlich Fürstenbergische Oberbauinspektor Josef Graf. Der barockisierende Zentralbau ist ein verputzter Backsteinbau. Das Gesims ist in Beton, die Rahmungen sind in Kunststein gefertigt. Stilistisch wird man die Ausstattung dem Neuklassizismus zurechnen. Das liturgische Konzept des Innenraums mit Kanzelaltar, umlaufender Empore und über der Sakristei angeordneter, aber zum Gottesdienstraum durch eine Wand verdeckter Orgel knüpft zum einen an das Wiesbadener Programm an, zum anderen spielte es innerhalb der fürstlich fürstenbergischen Residenzstadt sicherlich auf die barocken Querkirchen in den Nassauer Residenzen Saarbrücken (Ludwigskirche) und Weilburg (Schlosskirche) an.

In seiner theoretischen Schrift „Vom neuen Kirchenbau“ entwickelte Otto Bartning 1919 seine liturgischen Vorstellungen vom protestantischen Kirchenbau. Für die Sternkirche wählte er einen Zentralraum mit Kreisgrundriss, in dessen Mitte er Altar und Kanzel platzierte. Um diese Prinzipalstücke ordnete Bartning ringförmig die Bankreihen an. Perfektionierungen dieser Raumidee finden sich bei Olaf Gulbransson. Dieser gruppierte die Bankreihen in ge-



Blick in das Innere der Donauessinger Christuskirche. Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, F. Cremer.

bührendem Abstand zu Kanzel und Altar und setzte in den Schnittpunkt der Gänge vor Altar und Kanzel den Taufstein als Sinnbild für die Aufnahme des Täuflings in die Gemeinde.

Die Rummelsberger Grundsätze (1951)

Zwar liegt der Bad Dürkheimer Johanneskirche auch der Gedanke zugrunde, im Gottesdienstraum Gestühl und Altarplatz in einem Einheitsraum zusammenzuführen. Dennoch ist der Altarplatz vom Laiengestühl getrennt. Es ist durch einen Mittelgang in zwei Bankblöcke geteilt und hält einen gebührenden Abstand zur leicht erhöhten Altarinsel. Der Taufort ist seitlich der Altarinsel leicht Richtung Gemeinde vorgeschoben platziert.

Nur andeutungsweise zeigt sich hierin eine Abhängigkeit von den 1951 verabschiedeten **Rummelsberger Grundsätzen**.¹⁹ Mit ihnen waren Ergebnisse der evangelischen Kirchenbautagungen der unmittelbaren Nachkriegszeit fixiert worden. Der Kirchenbau sollte von der Liturgie bestimmt vom inneren Sakralraum nach außen konzipiert werden und sich deutlich von profanen Anlagen unterscheiden. Der Gottesdienstraum sollte eine schlichte Schönheit und sakrale Würde entfalten. In der Außenwirkung durfte die Kirche ganz unscheinbar sein. Die Gleichwertigkeit von Predigt und Abendmahl im Gottesdienst sollte durch einen auf einen erhöhten Altarbereich ausgerichteten Raum sichtbar werden. Im Zentrum sollte der Altar, ihm zur Seite die Kanzel stehen. Mit dem Längskirchengedanken und der Aufreihung der Prinzipalien in einem erhöhten Altarbereich greifen die Rummelsberger Grundsätze wieder stärker auf die Vorstellungen aus dem Eisenacher Regulativ zurück. Das Taufsakrament sollte durch

Einbeziehen der Taufe in den Gemeindegottesdienst mit Standort im oder direkt vor dem Altarbereich aufgewertet werden.

Im Ursprungsentwurf hatte Horst Linde vor und rechtwinklig zu den zwei Bankblöcken im Langhaus im Chor weitere Bankreihen vorgesehen. Sie sollten die Altarinsel seitlich umgreifen. Ausgeführt wurden jedoch nur die Bänke im Langhaus, so dass gemäß den Vorstellungen der Rummelsberger Grundsätze ein Mittelgang auf den Altar zuführt. Die Kanzel befindet sich im leicht erhöhten Altarraum links vom zentral angeordneten Altar, an der Kante des erhöhten Altarbereichs leicht zum Gemeindeschiff vorgeschoben.

Viel deutlicher im Sinne der „Rummelsberger Grundsätze“ als längsrechteckige Wegkirche konzipiert ist die Markuskirche auf dem Villingen Goldenbühlhügel.²⁰ Da die Gläubigen durch nichts von ihrer Konzentration auf den Gottesdienst abgelenkt werden sollten, wurde hier – wie im Kirchenbau beider Konfessionen in den 1950er und 60er Jahren typisch – das Innere lediglich durch ein schmales direkt unter dem Dach verlaufendes Lichtband beleuchtet. Die Wand hinter dem Altar ist geschlossen. An dieser ist in Anlehnung an spätgotische Altartriptychen ein figürliches Holzrelief angebracht. Häufiger gestaltete man, um den Altarort feierlich hervorzuheben, die gesamte Altarwand durch ein integriertes Mosaik oder Relief, wie etwa in der evangelischen Versöhnungskirche in Immendingen. Bei St. Maria Königin in Tuttlingen forderten die Preisrichter des Wettbewerbs 1958 den im Entwurf verglasten Altarbereich durch ein geschlossenes Wandstück zu ersetzen.²¹

Von über Lichtbänder unter der Traufe geschaffene Geborgenheit oder im gläsernen Schrein durch getönte Dickglaswände erzeugte mystisch-sakrale Stimmungen abweichend, konzipierte Horst Linde in seinem Entwurf für die



Die Altarwand der evangelischen Versöhnungskirche in Immendingen. Foto: RPS, Folkhard Cremer.



Das große Sichtglasfenster hinter dem Altar der evangelischen Johanneskirche Bad Dürrenheim.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Melanie Mertens.

evangelische Johanneskirche in Bad Dürrenheim ein großes Sichtglasfenster hinter dem Altar.

Diese Idee geht auf die Auferstehungskapelle in Turku zurück. Sie wurde 1941 von dem finnischen Architekten Erik Bryggman realisiert. Es ist ein kastenförmiger Bau mit einem großen seitlichen Fenster, das den Blick in die Natur öffnet. In Baden-Württemberg findet sich dieser offene Blick durch den Altarraum in den umgebenden Wald 1959 erstmals und am konsequentesten in der Pfingstbergkirche in Mannheim-Rheinau²² verwirklicht.

Bei der Planung der Bad Dürreheimer Johanneskirche stieß die Idee, den Kapfwald durch eine große Glasfläche hinter dem Altar in den Kirchenraum einzubeziehen, jedoch auf liturgische Bedenken. Die Vertreter der Landeskirche führten ins Feld, dass ein Altarraum einen in sich geschlossenen Raumeindruck vermitteln müsse, was bei einer durchsichtigen Wand nicht gegeben sei. Als Kompromiss schuf Georg Meistermann das nur schwach farbig gehaltene Trinitätsfenster, das den Ausblick direkt hinter dem Altarplatz verdeckt. Die von rechts oben nach links unten verlaufende Komposition zeigt Gottes ausgestreckte Hand der Barmherzigkeit, das Kreuz, Sieben Tropfen oder Zungen als die Sieben Gaben des Heiligen Geistes. Sie lässt nur seitlich den klaren Blick in den Wald zu.

„So ist“, wie Jürgen Joedicke 1963 in der Zeitschrift *Das Münster* kommentierte, „zweifaches erreicht, die Geborgenheit des Gotteshauses und die Verbindung zur Welt – die Stille des Gebetes und die Immanenz der Natur als Schöpfung Gottes.“²³

Zur Geschichte der kirchlichen Gemeindezentren

Da der Bau einer Kirche, ihrer Ausstattung und der für die Gemeindegemeinschaft notwendigen Räume immer großer finanzieller Anstrengungen bedarf, erfolgte der Ausbau der evangelischen Johanneskirche Bad Dürkheim zu einem für Gemeindegemeinschaft und Kurseelsorge voll funktionsfähigen **Gemeindezentrum** erst 1973.

Seit den 1860er Jahren entwickelte der Dresdner Großstadtpfarrer Emil Sulze in verschiedenen Schriften zur „inneren Mission“ seine Ideen von der „lebendigen Gemeinde“. Durch die Einführung staatlicher Schulen und Standesämter sowie Sozial- und Wohlfahrtsverbände sah er die Kirche Teilen ihrer ureigensten Aufgaben beraubt. Durch vertiefende soziale Gemeindegemeinschaft, wie Armen- und Altenpflege, Kinderbetreuung und Unterricht versuchte er diese zurückzugewinnen. Aus seinem Konzept der „lebendigen Gemeinde“ entwickelte Sulze seit 1881 neue Vorstellungen für den Kirchenbau.²⁴ Die Kirche sollte als Versammlungsraum der Gemeinde „ein einheitlicher, emporenloser familiärer Raum mit Stühlen im Halbkreis oder in Hufeisenform um die ambonenartige Kanzel“²⁵ sein. Ergänzend forderte er für Versammlungen von Gemeindegruppen an Werktagen ein Gemeindehaus mit entsprechenden Gruppenräumen. Vorbild waren Konzepte der anglo-amerikanischen Freikirchen, die in ihren Kirchengebäuden damals schon Gemeinderäume integriert hatten. Sulzes Ideen wurden in der deutschen protestantischen Kirche zwar kontrovers diskutiert, aber seit den 1890er Jahren von einer zunehmenden Zahl von Architekten umgesetzt.

Wegen der in den Städten oft sehr hohen Bodenpreise wurden schon damals häufig die Gemeinderäume in einem Sockelgeschoss unter der Kirche untergebracht. Auf diese Lösung griff etwa auch der aus Bad Dürkheim stammende und Mitte der 1960er Jahre mit seinem Büro nach Villingen übersiedelte Architekt Emil Obergfell 1963–67 für die katholische St. Konradskirche in Villingen zurück.²⁶ St. Maria Königin in Tuttlingen (1958–63) und die Versöhnungskirche in Immendingen (1965) sind über einem Sockel mit Gemeinderäumen errichtet. In der katholischen Kirche St. Johann in Bad Dürkheim finden sich die Gemeinderäume unter dem von Erwin Heine entworfenen nördlichen Erweiterungsbau.

Auch Horst Linde bediente sich bei entsprechendem Bedarf des Bauherrn dieser Lösung, Etwa 1969 beim Bau der evangelischen Versöhnungskirche in Marbach (Stadt Villingen-Schwenningen). Im äußeren Erscheinungsbild handelt es sich um einen aus



Katholische Kirche St. Johann in Bad Dürkheim.
Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.



Evangelische Versöhnungskirche in Immendingen. Die Gemeinderäume befinden sich unter dem Kirchenraum. Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.



Ein Gemeinderaum der Versöhnungskirche in Immendingen.
Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.



Evangelische Versöhnungskirche in Marbach.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Judith Platte.



Der Innenraum der Versöhnungskirche.

Foto: Regierungspräsidium Stuttgart, Folkhard Cremer.

dem Zeltkirchentyp entwickelten Baukörper, der in seinen expressionistisch-kristallin gebrochenen Formen an eine Krone (vielleicht die Dornenkrone Christi) oder einen Stern (vielleicht den Stern von Bethlehem) erinnert. Im Innern wirkt der Gottesdienstraum durch seine bewegte Holzverkleidung wie eine moderne expressive Interpretation des Stalls von Bethlehem. Als Linde den Bautyp für die evangelische Kirche in Ebersteinburg bei Baden-Baden 1968 entwickelte, hatte er dort einen kleinen, durch eine Schiebetür abgeteilten Gemeinderaum auf gleicher Höhe mit dem Gottesdienstraum angeordnet. In Marbach schuf er einen größeren Gemeinderaum direkt unter dem Gottesdienstraum.

Für die Paulusgemeinde in Schwenningen entwarf Martin Elsaesser 1907 zwar ein Gemeindezentrum aus Kirche, Pfarrhaus und Kleinkinderschule. Jedoch fehlte der Gemeinde vor dem Ersten Weltkrieg das Geld, den Kindergarten zu verwirklichen.

Elsaesser war auch der protestantische Architekt, der sich in seinen theoretischen Schriften zum Kirchenbau aus den Jahren 1919, 1924 und 1930²⁷ schon in der Weimarer Republik mit der städtebaulichen Einbindung und inneren Raumkonzepten von Gemeindezentren befasste. In einer Zeit, in der in den Großstädten „der Geist der Technik, des Verkehrs“ und die „Machtidée der industriellen Truste“ vorherrschen, könne eine Kirche von monumentaler Größe nicht mehr bestehen. Vielmehr müsse sie sich mit bescheidenen Dimensionen in die Umgebung moderner Vorstadtsiedlungen integrieren und losgelöst vom äußeren Straßenbetrieb die innere Sammlung und Konzentration auf den Gottesdienst und das Gemeindeleben ermöglichen.

Elsaessers Gedanken wurden seit Mitte der 1950er Jahre von beiden Konfessionen aufgegriffen und weiterentwickelt. Zwar konnte und sollte die Kirchenarchitektur nicht mehr mit den Dimensionen der städtischen Profanarchitektur konkurrieren, dafür wurde eine deutliche Unterscheidbarkeit von Profan- und Sakralarchitektur angestrebt.

Diese Abgrenzung zum Profanbau ist der Dreh- und Angelpunkt des Kirchenbaus der Nachkriegsmoderne beider Konfessionen: Man suchte nach Gestaltungsformen, die das Kirchengebäude nicht mehr durch schiere Größe und Monumentalität im Stadtbild hervorheben, sondern durch optische, das Sakrale symbolisierende Eigenwilligkeiten deutlich vom Einerlei der Profanarchitektur abgrenzen. Daraus entwickelte sich in der Nachkriegszeit die enorme Vielfalt oft sehr individueller Formen, die durch das Bauen mit den Materialien Stahl, Beton, Glas, Hohllochziegeln und Holz ermöglicht wurden.

Eine neue Sicht auf das Urchristentum und daraus abgeleitete theologisch-liturgische Vorstellungen für den Kirchenbau, lieferten die Ergebnisse zu einer 1932 ergrabenen Hauskirche aus der 2. Hälfte des 2. Jahrhunderts im syrischen Dura Europos.²⁸ 1939 von Floyd V. Filson in seinem „The Significance of the Early House Churches“²⁹ erstmals publiziert, erfolgte die intensivere Rezeption, nachdem 1956 der abschließende Grabungsbericht publiziert worden war. Die Hauskirche stand in direkter Nachbarschaft zu einer Haussynagoge, und beide besaßen keinen abgesonderten heiligen Gottesdienstraum. Dieses Sozialgebilde des antiken Oikos als die kleinste, in sich geschlossene Einheit eines Sozial-, Rechts- und Wirtschaftsverbandes als Ort der Gemeindeversammlungen rückte nun in den Mittelpunkt des exegetischen Interesses der evangelischen Theologen. Die archäologischen Befunde führten zu einer Neuinterpretation der paulinischen Texte. Offenbar zeigten die Urchristen noch keine Ambitionen, sich in abgeschlossene heilige Gottesdiensträume zurückzuziehen. Vielmehr ging es dem Apostel Paulus „um die Ausweitung der Heiligkeit Gottes in das alltägliche Leben hinein, um die Durchdringung aller Lebensbereiche mit der Realität eines 'lebenden Christus'“.³⁰ Die Sphäre des profanen Oikos war schon im Frühchristentum zu einem Raum geweitet, in dem die Gegenwart Gottes spürbar wird. Auf dieser Interpretation des Selbstverständnisses des Frühchristentums und dem auf der paulinischen Ethik basierenden Modell des kirchlichen Lebens im Profanen aufbauend, prägte der evangelische Theologe Ernst Käsemann 1960 die Formel vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Davon beeinflusst entstanden in den „langen sechziger Jahren“ (1958–1974) verschiedene neue, die Theologie politisierende Konzepte, die eine Öffnung der Kirche zur modernen, säkularisierten Gesellschaft propagierten und die den Glauben in der Gegenwart neu zu formulieren suchten.³¹ Auf einer Tagung in der Evangelischen Akademie in Bad Boll 1965 stellte Werner Simpfendorfer die Notwendigkeit der Aussonderung eines Liturgie- oder Festraums prinzipiell in Frage³² und plädierte für den Typus eines radikal profanierten Gemeindezentrums in Form eines „neutralen Sozialzentrums“ mit Mehrzweckräumen.

War diese Vorstellung um 1965 selbst in den protestantischen Kirchen, insbesondere in den konservativen und pietistischen Kreisen, noch höchst umstritten, entstanden in den 1970er Jahren verschiedentlich evangelische, katholische und ökumenische Gemeindezentren, in denen dieses Konzept umgesetzt wurde. Beispiele in Baden-Württemberg sind etwa das katholische Gemeindezentrum St. Peter und Paul in Kirchheim unter Teck, Stadtteil Ötlingen³³, nach Entwurf der Architekten: Kammerer & Belz 1979 und die 1976/77 nach Plänen von Otto Thoß (Waldshut) und Harald Erichsen (Freiburg) errichtete evangelische Versöhnungskirche in Waldshut-Tiengen, deren ursprüngliche Konzeption, trotz Anbau eines Raumes der Stille und der Generalsanierung im Jahre 2008, noch ablesbar ist. Unter einer asymmetrischen Zeltdachkonstruktion befinden sich ein einladendes Foyer, ein Sakralraum mit flexibler Bestuhlung und weitere Räume, die zum Teil durch Faltwände miteinander verbunden werden können.

Der Name „Versöhnungskirche“ wie auch der „Raum der Stille“ weisen über Käsemanns Gedanken vom „Gottesdienst im Alltag der Welt“ hinaus auf die Vorbildfunktion der Theologie des reformierten Schweizer Theologen und Pfarrersohns Roger Schutz-Marsauche (Frère Roger, Prior von Taizé). Dieser unternahm seit 1940 im Zentrum für geistige Übungen im burgundischen Taizé den Versuch, die engen Grenzen der Konfession zu überwinden und sich nicht nur der christlichen Ökumene, sondern auch anderen Religionen und der gesamten profanen Welt zu öffnen. Aus der auf Einladung von Papst Johannes XXIII. erfolgten Teilnahme von Frère Roger und Frère Max am II. Vatikanischen Konzil entwickelte sich eine enge ökumenische Zusammenarbeit, die es ermöglichte, dass 1969 der erste katholische Bruder der ökumenischen Gemeinschaft beitre-



Ökumenisches Gemeindezentrum in St. Georgen im Schwarzwald. Foto: Martin Höfflin-Glünkin.

ten konnte.³⁴ Insbesondere durch die internationalen Jugendtreffen in Taizé, von denen viele Besucher in ihrem Glauben gestärkt in ihre Stammgemeinden heimkehrten, verbreitete sich die ökumenische Idee und der Ansatz, alle Lebensbereiche mit Gottes Wort zu durchdringen.

Eine noch direktere Vorbildfunktion als für die Versöhnungskirche in Waldshut hatte die 1962 errichtete Eglise de la Réconciliation (Kirche der Versöhnung) der Communauté de Taizé und die darin praktizierte ökumenische Liturgie (die sich natürlich auch hier stärker in den Gesängen und Gebeten als in der Architektur ausdrückt) für das heute liebevoll als „Öku“ bezeichnete ökumenische Gemeindezentrum in St. Georgen im Schwarzwald. Nach dem Zweiten Weltkrieg war hier im Gebiet Rupertsberg/Seebauernhöhe ein völlig neuer Stadtteil mit Einwohnern beider Konfessionen entstanden. 1971 wurde der Beschluss gefasst, ein gemeinsames kirchliches Gemeindezentrum zu errichten. Nach Plänen der Arbeitsgemeinschaft Georg Birkle (Konstanz) und Georg Rosenfelder (St. Georgen) wurde es 1976–78 erbaut. Nach außen strahlt die niedrige, auf einem Grundriss aus aneinandergesetzten Drei- und Rechtecken errichtete Anlage mit ihren hochgeklappten Trogdächern und den Behaglichkeit ausstrahlenden Holzverkleidungen eine einladende Offenheit aus. Ein Glockenturm existiert nicht. Neben der Begegnungsstätte ist ein schlichtes Kreuz aufgestellt, um das sich die Gemeinde im Freien versammeln kann. Im Innern gibt es ein multifunktionales Foyer, in dem auch Gottesdienst gehalten werden kann. Vom Foyer zweigen die Kapelle und zahlreiche kleinere Gruppenräume, aber auch das Profane ins Zentrum rückend, eine Cafeteria und eine Bibliothek ab. Die Schlichtheit und Offenheit der Begegnungsstätte hat keine Verwandtschaft mehr mit den bis in die 1960er Jahre propagierten Sakralräumen, die als geschützte Rückzugsräume Geborgenheit ausstrahlen sollten, sondern folgen den seit Anfang der 1960er Jahre entwickelten theologischen Konzepten der Hoffnung, der Revolution, der Befreiung und im Zeichen der Ökumene verbreitenden Idee weltoffener Gemeindezentren, aus denen das Wort Gottes in den profanen Alltag der Welt hinausgetragen werden sollte.

Aus theologischer Sicht lässt sich zusammenfassend festhalten, dass bei den liturgischen Überlegungen zum Kirchenbau des 20. Jahrhunderts stets der Bezug zur Annäherung an die kultische Praxis des Urchristentums gesucht wurde. Die Vorstellungen davon waren jedoch nicht einheitlich und wandelten sich auch durch die neuen Erkenntnisse der historischen Forschung, insbesondere durch die Grabungen in Dura Europos. So war zwar schon bei der evangelischen Johanneskirche in Bad Dürkheim der multifunktionale Gemeindezentrumsgedanke präsent, jedoch wurde noch klar in den 1961 errichteten eigentlichen Kultraum und das 1973 hinzugefügte Kurseelsorgezentrum unterschieden. Die jüngere, von Dura Europos und Taizé beeinflusste Entwicklung zeitigte eine noch deutlichere Ausrichtung auf architektonische Schlichtheit und Multifunktionalität des Kirchenraums, als sie die Vordenker des Gemeindezentrumsgedankens in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts entwickelt hatten.

Autor

FOLKHARD CREMER

Inventarisator für die Kreise Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Emmendingen und den Breisgau im Referat Denkmalpflege der Regierungspräsidien Freiburg/Stuttgart (s. auch Schriften der Baar, Band 62, 2019, S. 105).

folkhard.cremer@rps.bwl.de

Anmerkungen

- 1 Der Text basiert auf dem Festvortrag zur Vernissage der Ausstellung „ZWÖLF – Kirchen der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg am 1. Februar 2020 in der evangelischen Johanneskirche Bad Dürkheim“.
- 2 Vgl. HANS KÖRNER: Altar und Tabernakel im liturgischen und architektonischen Spannungsfeld. PETER LENZ, MARTIN WEBER, CLEMENZ HOLZMEISTER, HANS SCHWIPPERT, in: KÖRNER, HANS/JÜRGEN WIENER (Hg.): „Liturgie als Bauherr“? Moderne Sakralarchitektur und ihre Ausstattung zwischen Funktion und Form, Essen 2010, S. 141–165; KAPPEL, KAI: Sakrale Gesamtkunstwerke im Geiste Ägyptens – Desiderius Lenz' Idealkirchenentwürfe und die Moderne, in: SIEBENMORGEN, HARALD, ANNA ZU STOLBERG (Hg.): Ägypten, die Moderne, die Beurer Kunstschule, Badisches Landesmuseum Karlsruhe 2009, S. 182–195; Krins, Hubert: Die Kunst der Beurer Schule. Wie ein Lichtblick vom Himmel, Beuron 1998, S. 28–31.
- 3 Der Evangelische Kirchenbau. Ein Vortrag von Lic. Dr. (EMIL) SULZE, Pastor an der Dreikönigskirche zu Dresden (abgedruckt aus der Protestantischen Kirchenzeitung 1881, Nr. 11 und 12), Berlin 1912.
- 4 Vgl. JÜRGEN WIENER: Vorwort, in: KÖRNER, HANS/JÜRGEN WIENER (Hg.): „Liturgie als Bauherr“? Moderne Sakralarchitektur und ihre Ausstattung zwischen Funktion und Form, Essen 2010, S. 7.
- 5 Neue Gedanken zum Evangelischen Kirchenbau, 1919, Evangelische Kultbaufragen, 1924, und Evangelischer Kirchenbau in heutiger Zeit, 1930, wieder abgedruckt in: THOMAS ERNE (Hg.): Martin Elsaesser und der Moderne Kirchenbau heute, Marburg 2014, S. 14–45.
- 6 Vgl. MELANIE MERTENS: Kirchenbau und Nachkriegsmoderne – eine Einführung, in: Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg (= Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 27–30.
- 7 Zu dieser Thematik in Bezug auf den Kirchenbau im 3. Viertel des 20. Jahrhunderts grundlegend ist KERSTIN WITTMANN-ENGLERT: Zelt, Schiff und Wohnung. Kirchenbauten der Nachkriegsmoderne, Lindenberg im Allgäu 2006.
- 8 Zur katholischen Kirche St. Peter und Paul in Königsfeld vgl. FOLKHARD CREMER: Funktion, Gestalt und Ausstattung dreier Zeltkirchen. Die Kirchen Paul-Gerhardt in Waldkirch-Kollnau, St. Johannes in Emmendingen und St. Peter und Paul in Königsfeld, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 1/2020, S. 21–27.
- 9 Zur Johanneskirche Bad Dürkheim vgl. JOEDICKE, JÜRGEN: Die Evangelische Johanneskirche in Bad Dürkheim von Horst Linde, in: Das Münster 16, 1963, S. 185–187; 20 Jahre Kirchenbau in der evangelischen Landeskirche in Baden, Karlsruhe 1968, S. 50 f; Horst Linde – Architekt und Hochschullehrer, hg. v. Institut für Hochschulbau Universität Stuttgart, Stuttgart 1978; LYDIA WARRLE. Bad Dürkheim. Geschichte und Gegenwart, Sigmaringen 1990, S. 252–256; SCHMITT, BALDUR (Pfarrer), Die Evangelische Johanneskirche Bad Dürkheim, Flyer 1997; GRAFE, GRIT: Die Johanneskirche in Bad Dürkheim. Das Bauwerk von Prof. Horst Linde ist ein herausragendes Kulturdenkmal, in: Almanach 2000. Heimatjahrbuch Schwarzwald-Baar-Kreis, S. 303–306; Evangelische Kirchengemeinde Bad Dürkheim (Hrsg.): Festschrift 50 Jahre Johanneskirche, Redaktion ILSE PORGER: Bad Dürkheim 2011; FOLKHARD CREMER, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD,

- Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 168–173 (der folgenden Beschreibung der Johanneskirche liegt im Wesentlichen dieser Text zugrunde).
- 10 GRIT GRAFE: Die Johanneskirche in Bad Dürkheim, 2000, S. 305.
- 11 „Ich bin das Brot des Lebens“ (Johannes 6,35). – „Ich bin der Weinstock und ihr seid die Reben“ (Johannes 15,11). – „Ich bin das Licht der Welt (Johannes 8,12). – „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ (Johannes 11,25).
- 12 Zur St. Albertkirche in Freiburg-Betzenhausen vgl. Freiburg St. Albert-Bischofslinde, mit Beiträgen von ERICH WITTNER und FRANZ FLAMM, München und Zürich 1972; FOLKHARD CREMER, St. Albert in Freiburg-Betzenhausen. Gotik in Fertigbeton, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 174–179; und DERS.: Die kath. Pfarrkirche St. Albert-Bischofslinde in Freiburg-Betzenhausen als Symbol der Königskrone Christi, in „Schau-ins-Land“, Band 140 (2021), S. 87–105.
- 13 Neben St. Albert in Freiburg-Betzenhausen (1967–1969) entwarf der am Staatlichen Hochbauamt Freiburg tätige Architekt Erwin Heine auch die katholischen Kirchen St. Peter in Badenweiler (1958–1960) und Heilig-Kreuz in Bad Säckingen (1963–1966), bei der katholischen St. Johanneskirche (1970–72) von Bad Dürkheim stammt die großzügige Erweiterung des Kirchenschiffs nach Norden durch einen weiträumigen halbrund geschlossenen, reich verglasten Stahlbetonskelett mit neuem Hauptaltar und Gemeinderäumen darunter, wie auch der Eingangsvorbau nach Süden von Heine. Laut <https://www.saai.kit.edu/?glossary=linde-horst> war Heine mit Rudolf Diehm und Hermann Hampe an den Planungen der evangelischen Ludwigskirche in Freiburg beteiligt. Der kreative Anteil Heines kann hier nicht besonders groß gewesen sein, da Linde 1947 im Baubüro für den Wiederaufbau Freiburgs mit dem von der frz. Besatzungsmacht delegierten Auguste Perret zusammenarbeitete und in der Ludwigskirche in hohem Maße die verglaste Stahlbeton-skelettkonstruktion der 1922/23 von Perret errichteten Kirche Notre-Dame du Raincy rezipiert hat, welche auch für Heines Umbau der kath. Kirche St. Johann in Bad Dürkheim Pate stand.
- 14 Zur Tuttlinger Kirche St. Maria Königin vgl. Katholisches Stadtpfarramt Maria Königin in Tuttlingen (Hg.) Maria Königin Tuttlingen, Tuttlingen 1965; MELANIE MERTENS, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 62, 73–76 und 160; DIES.: Gotteszelt und Großskulptur. Kirchenbau der Nachkriegsmoderne in Baden-Württemberg, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 2/2019, S. 99–105, hier S. 100 f.
- 15 Vgl. die für den Typus der Querkirche grundlegende Untersuchung von KATHRIN ELLWARDT: Kirchenbau zwischen evangelischen Idealen und absolutistischer Herrschaft. Die Querkirchen im hessischen Raum vom Reformationsjahrhundert bis zum Siebenjährigen Krieg, Petersberg 2004.
- 16 Vgl. die unter <http://kirchbauinstitut.de/kirchbauprogramme/> vom Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart der Universität Marburg publizierten protestantischen Baurichtlinien. Für die Geschichte des protestantischen Kirchenbaus im 19. Jahrhundert grundlegend: EVA-MARIA SENG: Kirchenbau zwischen Politik, Kunst und Liturgie. Theorie und Wirklichkeiten im evangelischen Kirchenbau des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1995. Zur Wirkungsgeschichte des Wiesbadener Programms vgl. u. a. PETER GENZ: Das Wiesbadener Programm. Johannes Otzen und die Geschichte eines Kirchenbautyps zwischen 1891 und 1930.
- 17 Vgl. etwa das 1799 von Novalis verfasste Fragment „Die Christenheit und Europa“.
- 18 Zur Bedeutung der Donaueschinger Christuskirche im Kontext des evangelischen Kirchenbaus des 1. Drittels des 20. Jahrhunderts vgl. OTTO SCHÖNHAGEN, Einführung, in: Stätten der Weihe, Berlin 1919, hier S. 13.
- 19 Vgl. die unter <http://kirchbauinstitut.de/kirchbauprogramme/> vom Institut für Kirchenbau und kirchliche Kunst der Gegenwart der Universität Marburg

- publizierten protestantischen Baurichtlinien.
- 20 Vgl. dazu demnächst FOLKHARD CREMER, Das Kulturzentrum auf dem Goldenbühl-Hügel in Villingen als Stadtkrone – Mit besonderem Fokus auf der Einordnung der kath. St. Bruder-Klaus-Kirche und der ev. Markuskirche in den Kontext des „Modernen Kirchenbaus“ im 20. Jahrhundert, in: Villingen im Wandel der Zeit. Geschichts- und Heimatverein Villingen – Jg. 44 / 2021, S. 100–120.
- 21 Vgl. MELANIE MERTENS, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 73.
- 22 Zur Pfingstbergkirche in Mannheim-Rheinau, vgl. MELANIE MERTENS, Pfingstbergkirche in Mannheim-Rheinau. Die Ruhmreiche, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 192–197.
- 23 JÜRGEN JOEDICKE, Die Evangelische Johanneskirche in Bad Dürkheim von Horst Linde, in: Das Münster 16, 1963, S. 187.
- 24 Der Evangelische Kirchenbau. Ein Vortrag von Lic. Dr. (EMIL) SULZE, Pastor an der Dreikönigskirche zu Dresden (Abgedruckt aus der Protestantischen Kirchenzeitung 1881, Nr. 11 und 12.), Berlin 1912.
- 25 Zit. nach: HUGO SCHNELL: Der Kirchenbau des 20. Jahrhunderts. München 1973, S. 17.
- 26 Zur Villingen St. Konradskirche vgl. MELANIE MERTENS, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 56, 111 f. und 159, sowie FOLKHARD CREMER, St. Konrad in Villingen-Schwenningen (Villingen). Spannbetonschale und Schwarzwaldtanne, in: ebenda S. 234–238.
- 27 Neue Gedanken zum Evangelischen Kirchenbau, 1919, Evangelische Kultbaufragen, 1924, und Evangelischer Kirchenbau in heutiger Zeit, 1930, wieder abgedruckt in: THOMAS ERNE (Hg.): Martin Elsaesser und der Moderne Kirchenbau heute, Marburg 2014, S. 14–45.
- 28 Vgl. CHRISTFRIED BÖTTTRICH: „Gottesdienst im Alltag der Welt“. Die Wahrnehmung frühchristlicher Hausgemeinden in der neutestamentlichen Exegese des 20. Jahrhunderts, in: Kirche im Profanen. Studien zum Verhältnis von Profanität und Kirche im 20. Jahrhundert, Festschrift für Martin Onnasch zum 65. Geburtstag, hg. von IRMFRIED GARBE im Auftrag der Historischen Kommission für Pommern, Frankfurt a. M. 2009, S. 463–479.
- 29 FLOYED V. FILSEN: The Significance of the Early House Churches, in: Journal for Biblical Literature (Vol. 58) 1939, S. 105–112.
- 30 CHRISTFRIED BÖTTTRICH: „Gottesdienst im Alltag der Welt“, S. 479.
- 31 Vgl. dazu etwa ANNEGRET STÜMPFEL: „Theologie der Hoffnung – Theologie der Revolution – Theologie der Befreiung“. Zur Politisierung der Theologie in den „langen sechziger Jahren“ in globaler Perspektive, in: KLAUS FITSCHEN, SIEGFRIED HERMLE, KATHARINA KUNTER: Die Politisierung des Protestantismus: Entwicklungen in der Bundesrepublik Deutschland während der 1960er und 70er Jahre, Göttingen 2011, S. 150–167.
- 32 Vgl. KERSTIN WITTMANN-ENGLERT: Zelt, Schiff und Wohnung, 2006, S. 117–125.
- 33 Vgl. MELANIE MERTENS: Kirchenbau in „nachsakraler“ Zeit – eine Einführung, in: Gotteszelt und Großskulptur (RPS, LAD, Arbeitsheft 38), Ostfildern 2019, S. 144–156, hier S. 151 f.
- 34 ANDREAS ENGELSCHALK: Taizé, in: Theologische Realenzyklopädie (TRE), Band 32, Berlin/New York 2001, S. 623–626.

Aus der Bibliothek des Baarvereins

Unsere Vereinsbibliothek in Donaueschingen (Schulstraße 6) ist in der Regel montags zwischen 18 und 19 Uhr geöffnet. Damit Sie nicht vor verschlossenen Türen stehen, bitten wir um kurze Anmeldung unter info@baarverein.de.

Den Bibliothekskatalog können Sie online unter swb.bsz-bw.de ansehen. Dazu wählen Sie zunächst oben in der Auswahlleiste die „Erweiterte Suche“. Dann klicken Sie auf eines der Pop-up-Menüs, zum Beispiel das vierte, wo zunächst „Ort, Verlag“ steht, halten die Taste gedrückt und gehen ganz nach unten auf „Bibliothekssigel“. Dort geben Sie dann unser Bibliothekssigel „dne 2“ ein (Achtung: Das Leerzeichen zwischen „dne“ und „2“ ist erforderlich!). Jetzt können Sie unter den verbleibenden drei Suchfeldern die Suche zum Beispiel nach Personen oder Schlagworten fortsetzen.

The screenshot shows the 'SWS-Online Katalog' search interface. The 'Erweiterte Suche' (Advanced Search) tab is active. The search criteria section is visible, with the following fields and values:

- Bibliothekssigel (ALL): dne 2 (highlighted with a red box)
- Person/Ort, Name, Verlag (PVO):
- Schlagwort (Bibliothekssigel):

The search button is located at the bottom right of the criteria section.

Unsere Bibliothekarin, Frau Gisela von Briel, konnte im vergangenen Jahr 165 Bände in die Bibliothek aufnehmen. Im Bereich Geschichte waren das 61 Zeitschriftenbände und 80 Monographien und im Bereich Naturgeschichte 23 Zeitschriftenbände und eine Monographie. Zudem haben uns Mitglieder viele Bücher als Geschenk überlassen. Davon konnten wir 64 in die Bibliothek aufnehmen.

Einige Monographien unter den Neuzugängen stellen wir auf den Rezensionen ausfühlich vor. Außerdem möchten wir auf den beiden folgenden Seiten auf vier Neuzugänge unserer Bibliothek hinweisen.

Die Luisenkllinik wurde 1990 von Prof. Dr. Rolf Wahl in den alten Räumen eines Kinderheims gegründet. Aus Anlass des 100-jährigen Bestehens des Gebäudes erschien 2012 eine Sammlung von Aufsätzen über dessen bewegte Geschichte.

SVEN WAHL und UWE SCHELLINGER: Vom jüdischen Kinderheim zur Luisenkllinik. Die Geschichte des Friedrich-Luisen-Hospitals in Bad Dürkheim 1912–2012. Bad Dürkheim 2012.

Die Stiftungsurkunde für das Friedrich-Luisen-Hospiz für israelitische Kinder und minderbemittelte Erwachsene wurde 1906 anlässlich der Goldenen Hochzeit des Großherzogs Friedrich I. von Baden und seiner Frau Luise von Preußen ausgestellt. Joachim Hahn stellt im ersten Kapitel die Gründung in den Kontext anderer jüdischer Einrichtungen dieser Zeit, wobei sowohl die religiöse Trägerschaft als auch die Versorgung der Bewohner mit koscherem Essen eine Rolle spielte. Uwe Schillinger, der die Geschichte des Heims in den Jahren 1933 bis 1939 darstellt, konnte zwar nur auf wenige erhaltene Akten, aber auf ein Fotoalbum aus den Jahren 1937/38 zurückgreifen, das einen guten Eindruck gibt über die Arbeit der später deportierten und ermordeten Oberschwester Bettina Falk, an die heute noch durch das 2010 eröffnete Bettina-Falk-Haus erinnert wird. Olaf Schütze berichtet über die Zeit des Zweiten Weltkrieges, als das Haus als Reservelazarett „Luisenheim“ genutzt wurde. Nach der Rückübertragung des in den 1930er Jahren enteigneten Gebäudes an die Israelitische Landesgemeinde verkaufte diese das Haus 1954 an die pietistisch-evangelikal geprägte Chrischona-Stiftung, die es bis 1990 als Kindersanatorium Luisenheim führte. Dargleff Jahnke schildert die zunächst schwierigen Anfänge unter der fachfremden Heimleiterin Mina Drückler und ihren Nachfolgerinnen, den Oberschwestern Liselotte Utsch und Martha Stahl. Sven Wahls Beitrag über die neuere Geschichte des Hauses beschließt den Band.

Noch vor den großen Feiern zu 600 Jahre Konstanzer Konzil erschien 2010 eine Ausgabe der Chronik des Ulrich Richental auf 252 Seiten als Band 41 der Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen. Jetzt hat der damalige Herausgeber, der Mediävist Thomas M. Buck (er war Lehrer am Gymnasium St. Georgen und ist jetzt Professor an der PH Freiburg) noch einmal eine historisch-kritische Große Ausgabe veröffentlicht:

ULLRICH RICHTENTAL: Chronik des Konstanzer Konzils 1414 bis 1418, eingeleitet, kommentiert und herausgegeben von THOMAS MARTIN BUCK. 3 Bände. Thorbecke-Verlag. Ostfildern 2020 (Band 49 der Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen).

Durch diese Neuauflage soll, so Buck, die ältere „Leseausgabe“ nicht ersetzt, sondern „nur historisch-kritisch ergänzt oder komplettiert werden“. Die Chronik ist nicht nur in verschiedenen Handschriften und Drucken, sondern auch in unterschiedlichen Fassungen überliefert und diese Versionen sollen in der neuen Ausgabe nun „kenntlich und für die wissenschaftliche Öffentlichkeit transparent und nachprüfbar“ gemacht werden. Die drei Bände präsentieren drei von 18 erhaltenen handschriftlichen Fassungen: Die lange Zeit in Aulendorf bei Ravensburg und heute in New York verwahrte Fassung A, die Konstanzer Fassung K und die aus dem Kloster St. Georgen im Schwarzwald stammende Fassung G, die als Vorlage für den Augsburger Frühdruck von 1483 diente und heute in der Badischen Landesbibliothek steht. Eine Kapitelkonkordanz sowie Namens- und Ortsregister am Ende jedes Bandes helfen beim Vergleich der Fassungen, ein Glossar erschließt frühneuhochdeutsche Wörter. Der Vergleich der Textfassungen aber gelingt noch besser in der kurz zuvor erschienenen digitalen Version <https://edition.mgh.de/001/html/>, wo die drei Fassungen in einer Synopse nebeneinander gestellt werden können.

**Festschrift und Denkschrift zum Jubiläum
40 Jahre Stadtmuseum Schramberg.**
Schramberg 2020.

Die Stadt Schramberg hat eine Festschrift als Band 29 der Schriftenreihe des Stadtarchivs und Stadtmuseums Schramberg veröffentlicht. Stadtarchivar Carsten Kohlmann schildert im Hauptbeitrag, wie frühe Privatsammlungen der ansässigen Unternehmer nur kurze Zeit in der Stadt zugänglich waren und dann an das Deutsche Museum München, das Stuttgarter Landesgewerbemuseum und an die Erben gingen. In den 1930er Jahren gab es Bemühungen, Teile der nach Stuttgart verlegten Uhrensammlung nach Schramberg zurückzuholen, die auch daran scheiterten, dass die als Ort eines Heimatmuseums vorgesehene Villa von Erhard Junghans zwar 1933 von der Stadt gekauft, dann aber als Zentrale der Kreisleitung der NSDAP genutzt wurde. Der Stadtarchivar Haas legte 1953 einen Plan für ein Museum vor. Carsten Kohlmann, seit 2017 der dritte Museumsleiter, stellt die Sammlungsschwerpunkte Geologie und Alltagskultur vor, Gisela Lixfeld schreibt über die zeitgenössische Kunst, Gernot Stähle über die Uhrensammlung, Annette Hehr über Keramik, Friedrich Moosmann über die Krippensammlung und Moritz Seeburger über die Archäologie.



**OLED HEILBRONNER: Die Achillesferse des
deutschen Katholizismus.**

Schriftenreihe des Instituts für deutsche
Geschichte. Universität Tel Aviv.
Gerlingen 1998.

Neu als Schenkung steht diese Studie in unserer Bibliothek. Die Dissertation des an der Universität in Tel Aviv lehrenden Historikers beschäftigt sich mit der Vorgeschichte des Nationalsozialismus im Schwarzwald. Am Ende der 1920er Jahre, so Heilbronner, „brach die politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Infrastruktur in der Region des Schwarzwaldes zusammen“ (S. 48), wobei er als Faktoren die sozioökonomische Unterentwicklung und zunehmende antiklerikale Tendenzen identifiziert. Ein zweiter Teil des Buches beschreibt den zunächst sehr schleppenden Aufbau der NSDAP im Schwarzwald. Den ersten Ortsgruppen gelang es nicht, die örtlichen Honoratioren zu gewinnen. Erst 1932, nach einem Auftritt Hitlers in Schwenningen, änderte sich das. Insgesamt blieb die Verbindung der lokalen Parteiaktivitäten mit der Reichsleitung in München und der Gauleitung in Karlsruhe lose und oberflächlich. Der dritte Teil bietet unter der Überschrift „Der verlassene Stammtisch – Vom Zerfall des gesellschaftlichen Lebens im Schwarzwald in den Jahren 1929 bis 1932“ interessante Details zum Rückgang des Vereinslebens: So verringerte sich die Zahl der Mitglieder der Donaueschinger Gesellschaft der Musikfreunde von 240 im Jahr 1929 auf 193 im Jahr 1930 und auf 166 im Jahr 1931. Und der Männergesangsverein Liederkranz in Wolfach zählte 1929 noch 256 Mitglieder, 1932 aber nur noch 171. Ein weiterer Schwerpunkt dieses Schlusskapitels liegt auf den Auseinandersetzungen zwischen Nationalsozialisten und Vertretern der katholischen Kirche, die Heilbronner anhand erhaltener Akten aus den Pfarrarchiven in Bonndorf und Löffingen nachverfolgen konnte.

Friedemann Kawohl



Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek in Weimar, zentraler Rokokosaal.

Foto: Creative-Commons-Lizenz 3.0, Wikipedia.



Oberlausitzische Bibliothek der Wissenschaften in Görlitz, historischer Bibliothekssaal.

Die meisten Bücher in dieser Bibliothek beschäftigen sich mit Geschichte und Naturkunde.

Foto: Creative-Commons-Lizenz 4.0, Wikipedia.

HEINRICH FÜRST ZU FÜRSTENBERG UND ANDREAS WILTS (Hg.): Max Egon II. zu Fürstenberg – Fürst, Soldat, Mäzen. Mit Beiträgen von Christopher Deutsch, Ulrich Feldhahn, Lothar Höbelt, Sven Riepe, Wolf-Ingo Seidelmann, Joachim Sturm und Andreas Wilts. 463 Seiten mit vielen Abbildungen • 45 Euro • Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2019.

Der vorliegende Prachtband fängt im Prisma einer Persönlichkeit und ihrer Wirkungsräume die Welt Alteuropas paradigmatisch ein: Unter der Begriffstrias »Fürst, Soldat, Mäzen« geht er daran, mit stattlichen 13 Einzelbeiträgen von 7 Verfassern dem Bild Fürst Max Egon II. zu Fürstenberg (1863–1941) schärfere historische Konturen zu verleihen. Und die beiden

Herausgeber, zum einen der Enkel des Protagonisten, zum andern der langjährige Leiter des F.F. Archives in Donaueschingen, waren sicher gut beraten, dieses Bild nicht über einen um Homogenität und Linearität ringenden individualbiographischen Ansatz aus einer Hand entwerfen zu lassen, sondern lieber die Fokussierung einzelner Lebensstationen und transpersonaler Bezüge jeweils fachspezifisch sensibilisierten Autoren zu übertragen. Als eher ungewöhnlicher, sympathischer Zug sei vermerkt, dass offenbar kein zwingender äußerer Anlass und ein abzufeierndes Jubiläum bei der Konzeption des Bandes Pate stand. So konnten die Autoren wohl passend abgestimmt zu Werke gehen, was sich jedenfalls auch in der koordinierten Übersicht der insgesamt benutzten »Archivquellen« (S. 448) sowie der integralen Bibliographie der »Gedruckte[n] Quellen und Literatur« (S. 449–451) im Anhang zu spiegeln scheint.

Bei näherem Zusehen zeigt sich allerdings, dass nicht jeder Autor dort, wo es seiner Darstellung hätte zugutekommen können, von dem hier gemeinsam bezeichneten Reservoir Gebrauch gemacht hat. Das überrascht, etwa bei einem ausgewie-



senen Sachkenner wie dem Wiener Historiker Lothar Höbelt, der im Band für die komplementären Beiträge über »Max Egon II. und Österreich« (S. 150–171) und dessen Statur als »Soldat im Ersten Weltkrieg« (S. 172–195) verantwortlich zeichnet. Zweifellos lässt sich erheblicher Gewinn ziehen aus diesen atmosphärisch dichten, Quellennähe mit

anschaulichen Milieu- und Charakterdarstellungen verbindenden Essays. Zudem helfen sie einem größeren Teil der vorauszusetzenden Leserschaft, Max Egon II. sowohl in zeitgenössischen politischen Verhältnissen der k.u.k. Monarchie zu verorten wie in der heimatlichen Vorstellungswelt der adeligen Großgrundbesitzer Böhmens, die den Fürsten nachhaltig prägten. Das betrifft erst recht die Rolle Max Egons im Ersten Weltkrieg, die man entgegen dem Buchuntertitel natürlich nicht auf direkten, persönlichen Frontkämpfereinsatz beziehen darf, ebenso wenig wie die seines – damals schon längst – engen Freundes und militärischen Oberbefehlshabers der deutschen Truppen, Kaiser Wilhelms II., der zwischen diversen Kriegshauptquartieren und Etappenreduits hin- und herpendelte und sich dort allenfalls auf neuesten Stand bringen ließ. Dabei leistete ihm sein Intimus Max Egon aber insofern beachtliche Dienste, als er ihn (und über ihn mittelbar das deutsche Auswärtige Amt) mit Hintergrundwissen zu politischen Konstellationen und Diskursen in Österreich versorgte. Über dieses Wissen verfügte der Fürst nicht nur dank seines Adelsnetzwerkes, sondern

auch über seine politischen Mandate und Kontakte in Wien. Sein Sitz im Herrenhaus ermöglichte ihm jenseits offizieller Parlamentsdebatten und Beschlüsse des Abgeordnetenhauses informelle Sondierungen, in denen es nicht nur um Reparaturarbeiten im gelegentlich heiklen Zusammenwirken der beiden Hauptverbündeten Deutsches Reich und Österreich-Ungarn ging, sondern sogar um das diskrete Ausstrecken von Friedensfühlern. Dass Höbelt hierzu nicht die wohl spektakulärste Eigeninitiative Max Egons erwähnt, eine im Herbst 1916 zusammen mit einer Adelsgruppe von Wien aus anvisierte Geheimmission, die den spanischen König als Vermittler zu gewinnen suchte, irritiert. Karina Urbachs 2015 im englischen Original erschienene Studie ›Go between for Hitler‹, die im vorliegenden Band mitsamt der deutschen Ausgabe von 2016 zitiert wird, hatte sich darin jener letztthin gescheiterten geheimdiplomatischen Aktion ausführlich angenommen. Ihr – auch für die Einschätzung des späteren Engagements Max Egons im NS-Staat – nicht unwichtiges Buch wurde hier gleichwohl im umfänglichsten Beitrag des Sammelbandes, in dem sich Ulrich Feldhahn der jahrzehntelangen vertrauten Freundschaft des Fürsten mit dem letzten deutschen Kaiser annimmt, gezielt herangezogen (S. 56–149). Im direkten Anschluss an Lothar Höbelts zweiten Aufsatz steuert Feldhahn dann auch einen Essay bei, der den in jugendlichem Alter an der Front gefallenen Sohn Max Egons porträtiert, Prinz Friedrich Eduard zu Fürstenberg (1898–1916; S. 196–205). Sicher zu Recht unterstreicht der Autor gleich eingangs, dass »der Verlust des jüngsten Sohnes für Fürst Max Egon II. und seine Familie zu den schmerzvollsten Erfahrungen im Leben gehört haben« dürfte (S. 197).

Dass der Erste Weltkrieg aber für sein ganzes weiteres, immerhin noch über zwei Jahrzehnte und damit bis in den Zweiten Weltkrieg hinein währendes Leben eine persönlich-habituelle wie alsbald auch po-

litisch-weltanschauliche Zäsur bedeutete, zeigen auf je eigene Weise neben Feldhahns Essay über den Kaiserfreund gleich drei weitere materialreiche Beiträge: Zum einen »Die jungen feldgrauen Kameraden wieder ganz wie in alter Zeit die Beine schmeißen zu sehen. Weimarer Republik und Drittes Reich« von Joachim Sturm (S. 206–269), dann in unterschiedlichen Zusammenhängen zwei weitere Beiträge von Andreas Wilts. Der erste (S. 20–55) bildet für den gesamten Band gleichsam die Exposition. Er setzt historisch nach dem Tode Fürst Karl Egons III. ein, durch den das Hausgut der schwäbischen Linie Fürstenbergs auf dem Erbwege Max Egon II. zufiel.

Der Aufsatz wie das ganze Buch werden durch eine farbige Schilderung des festlichen Einzugs Max Egons am 6. März 1897 in die Residenz Donaueschingen eröffnet, die dann, neben Schloss Heiligenberg, nach dem Verkauf der angestammten böhmischen Güter nach dem Ersten Weltkrieg für Max Egon zum Gravitationszentrum werden sollte. Er war nun lediglich noch Bürger der ersten deutschen Republik, die ihm immerhin den leeren Titel und seine Besitztümer beließ.

Die Weltkriegsfolgen erlegten dem Fürsten und seinem Haus aber auch einen sozialen Rollenwechsel auf, sozusagen (mit den Worten Otto Brunners) von der Herrenschaft zur »leisure class«. In diesem Prozess neuer Orientierung und Sinnstiftung konnte in Anlehnung an die Repräsentationskultur früherer Tage eine neue überregionale Plattform mäzenatischen Wirkens gefunden werden, zumal die wirtschaftliche Subsistenzgrundlage nach Überstehen erster Enteignungsängste 1918/19 nicht mehr gefährdet war. Diese Zusammenhänge behandelt Andreas Wilts in seinem zweiten Essay über die von 1921–1926 in Donaueschingen veranstalteten Kammermusikaufführungen zur Förderung zeitgenössischer Tonkunst. Er vergegenwärtigt darin die anregende, flirrende Atmosphäre dieses frühen Avantgarde-

festivals, erläutert aber auch die Gründe für dessen Einstellung vor Ort und seine Verlagerung nach Baden-Baden (S. 270–303). Gegenüber der rein musikgeschichtlichen Monographie Joseph Häuslers von 1996 bietet der nun publizierte Essay sogar einen bedeutsamen Mehrwert dadurch, dass er die Häusler noch unbekannten Entfremdungsgründe zwischen dem »spiritus rector« der Musiktage, Heinrich Burkard, und dessen Dienstherrn Max Egon freilegt, die zu Burkards Rückzug führten und damit, wie Wilts unterstreicht, auch zum »Tod auf Raten« der Musiktage (S. 300, zum Folgenden S. 298 f.). Wilts verbindet dies mit den reichsweiten Erschütterungen des Jahres 1923 und Max Egons nun hervortretender politischer Annäherung an das deutschnationale Lager. Hierzu wüsste man gerne Näheres, erfährt es aber im gesamten Band leider nicht, streng genommen auch nicht in dem unmittelbar einschlägigen Beitrag von Joachim Sturm, dem allerdings auch im Gesamttrahmen der undankbarste Part zufiel. Sturm konstatiert seinerseits einen politischen Umschwung des Fürsten 1923 und attestiert ihm »ein gewisses Einverständnis für geheime Bestrebungen zur nationalen Wiederaufrichtung« (S. 225), ohne belastbare Gründe einer solchen Kehrtwendung anzuführen. Der Hinweis, Max Egon habe sich damit »im Gleichklang mit einer beachtlichen Anzahl von Standesgenossen« befunden, zieht so nicht: Derlei trifft überwiegend für den ostelbischen Adel zu und auch für die (von Max Egon nicht sonderlich ernst genommene) »Deutsche Adels-genossenschaft«, nicht aber für die ihr industriekapitalistisches Engagement vorantreibenden reichsten Adeligen aus den Kreisen der einstigen Standesherrn. Anders als Max Egon verweigerten sich späterhin, wie die neuere Adelsforschung gezeigt hat, erst recht die prominentesten Glieder der katholischen Ex-Standesherrn Süddeutschlands einer Anbiederung an den Nationalsozialismus, wie die vergleichbaren Beispiele Aloys Löwensteins, der

Oettingen-Wallersteins oder Waldburg-Zeil nachdrücklich demonstrieren.

Hier bleiben die Erklärungsansätze unterbelichtet, und gerade zur politischen Haltung wie auch zur Wirtschaftsführung des Hauses Fürstenberg im NS-Staat lässt das Buch allerhand Fragen offen, etwa zur nicht eingehender diskutierten »Arisierung« der HUPAG in Neustadt 1938 unter maßgeblicher Beteiligung des Namensgebers der »Holzzellstoff- und Papierfabrik Max Egon Fürst zu Fürstenberg«, deretwegen Fürstenberg 1953 durch ein letztinstanzliches Urteil des OLG Karlsruhe zur Zahlung von 3 Mio. DM an die Erben Joseph Blumensteins verpflichtet wurde. Ja, selbst die merkwürdigen Umstände von Max Egons II. Beisetzung 1941, die Joachim Sturm hier bezeichnenderweise fast durchweg nur nach F.F. Archivbeständen rekonstruiert, wären zum Beispiel schon vor dem Hintergrund eines jüngst zitierten, hier aber nicht berücksichtigten Zeugenberichtes eines Geistlichen, über den sich der Schriftsteller Ernst Jünger und der Historiker Joseph Wulf 1966 brieflich austauschten, zumindest einer kritischen Musterung zu unterziehen.

Dennoch hat es sich Joachim Sturm im Rahmen seiner Bestandsaufnahme zur politischen Akklimatisation Max Egons nach dem Ersten Weltkrieg gewiss nicht leicht gemacht und zumindest die Selbstzeugnisse des Fürsten akribisch ausgewertet. Dabei fallen aufschlussreiche Beobachtungen an, und der Autor zeigt sich immer um eine seriöse, faire Einordnung der Person in historische Zusammenhänge bemüht. Demgegenüber mag es dem Autor vielleicht mehr Freude bereitet haben, im Band auch die Technikbegeisterung Max Egons in Wort und Bild einzufangen (S. 378–401): Im Ergebnis ein plastischer Essay, der persönliche Vorlieben des Fürsten wie seine Repräsentationsbedürfnisse zu den technischen Innovationen der Zeit in Beziehung setzt, aber auch die horrenden Kosten dokumentiert, die Max Egon zwecks Erfül-

lung seiner luxuriösen Wünsche zu bestreiten hatte (vor allem bei seinem sechsachsigen Eisenbahn-Salonwagen). Während Sven Riepe mit seinem Aufsatz zur Jagd (S. 402–433) eine traditionellere Spielart adelig-höfischer Kultur aufgreift, geraten mit den aufeinander folgenden Beiträgen von Christopher Deutsch (»Des Kaisers Bier. Der Ausbau der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei zur Exportbrauerei«, S. 324–349) und von Wolf-Ingo Seidelmann (»Der Fürstentrust«, S. 350–377) die wirtschaftlichen Unternehmungen Max Egons in den Blick. Seidelmann leuchtet hier eindringlich die Hintergründe eines der großen Wirtschaftsskandale der wilhelminischen Ära aus, in den Max Egon maßgeblich verstrickt war: Es war nicht das erste Spekulationsfiasko, in das der Fürst geriet, hatte ihn doch schon sein Donauschinger Onkel Karl Egon III. rund ein Vierteljahrhundert vorher vor dem Ruin bewahrt (vgl. den ersten Beitrag von Andreas Wilts, S. 31 f.).

Die letzten beiden der immerhin vier Beiträge, die Ulrich Feldhahn zum Gelingen

dieses Bandes beigesteuert hat, sind kunsthistorischen wie auch memorialgeschichtlichen Zuschnitts. Sie stellen zum einen die Porträtbildnisse Max Egons (S. 304–323), zum andern – den Band damit sinnvoll abschließend – die Gestaltung der Grablege Max Egons und seiner ihm 1948 im Tode nachfolgenden Gemahlin Irma in Neudingen vor (S. 434–445). Feldhahn arbeitet dabei vielfältige Bezüge heraus, und als besonderes Glanzstück sei hervorgehoben, wie zum Beispiel das just im Jahre 1923 entstandene Fürstenporträt des Militärmalers Oskar Bruch motivgeschichtlich auf eine renaissancezeitliche „trono“-Darstellung zurückgeleitet wird (S. 313).

Fazit: Ein ästhetisch höchst ansprechender und facettenreicher Sammelband, der anhand der Persönlichkeit Max Egons II. vielerlei historische Kontexte anreißt. Dass dabei auch wissenschaftliche Defizite zutage treten, die zu weiteren Forschungen anregen, trübt nicht den starken Eindruck, den dieses Buch insgesamt weckt.

Volkhard Huth

HANS-OTTO MÜHLEISEN / DOMINIK BURKHARD: Erzbischof Gröber reloaded.

Warum es sich lohnt, genauer hinzuschauen.

200 Seiten • 16 Euro • Kunstverlag Josef Fink. Lindenberg im Allgäu 2020.

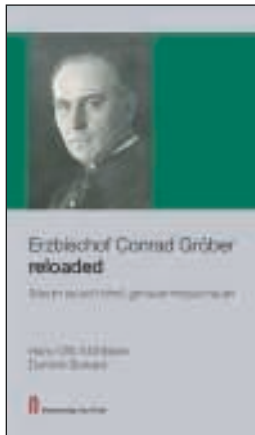
An dem Freiburger Erzbischof und seiner Haltung zum Nationalsozialismus scheiden sich die Geister nach wie vor. Die Fakten sind längst bekannt: Einerseits regimetreue und judenfeindliche Äußerungen, die Mitgliedschaft in der Förderorganisation der SS (SS-FMO) und mangelnder Einsatz für verfolgte Priester – andererseits Einstehen für die katholische Wahrheit und die Freiheit der Kirche, Protest gegen die Euthanasie und Unterstützung Gertrud Luckners zur Rettung von Juden. Was sich ändert, sind die Bewertungen. Seit 2017 ist eine Verschärfung der Kritik zu verzeichnen; den Anstoß dazu gab Wolfgang Proskes Untersuchung über Täter, Helfer

und Trittbrettfahrer des NS-Regimes (vgl. auch die Rezension in dieser Zeitschrift, Band 61, 2018, S. 193 f.). In Gröbers Geburtsort Meßkirch sowie in Konstanz und Freiburg wurde über die Umbenennung von Gröber-Straßen gestritten, der Konstanzer Gemeinderat erkannte Gröber 2019 die Ehrenbürgerwürde ab.

In die neu aufgeflammete Debatte haben sich die Professoren Mühleisen und Burkhard unter dem trendigen Titel „Gröber reloaded“ eingeschaltet und vorab und in erweiterter Form ihre Beiträge zu einer Tagung über die Bischöfe Gröber und Sproll 2018 in Meßkirch vorgelegt. Ihre Absicht ist es, der als einseitig empfundenen und

prinzipienstarken Kritik der Nachgeborenen eine Sichtweise aus dem Kontext der NS-Zeit gegenüberzustellen und so durch Differenzierung der Wirklichkeit gerechter zu werden. Dabei werden auch neue Quellen herangezogen. Mühleisen untersucht die Wahrnehmung des Erzbischofs in kirchlichen Dokumenten, die im Pfarrarchiv Bräunlingen gesammelt vorliegen, sowie in der NS-Presse. Burkhard setzt sich quellenkritisch mit dem Gröber-Dossier der „Archives de l'occupation“ auseinander, auf das Proske seine Vorwürfe stützt. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die Dokumente erst 1947 von Gegnern Gröbers verfasst wurden und sich deshalb als Zeugnis gegen ihn nicht eignen.

Im Mittelpunkt der Debatte steht immer wieder Gröbers Beitritt zur SS-FMO 1934. Seine Kritiker werten ihn als Beleg dafür, wie sich der „braune Conrad“ über ein erträgliches Maß hinaus dem NS-Regime andiente. Dagegen besteht Mühleisen darauf, diesen Schritt historisch-verstehend zu analysieren, und führt als Argumente an: Viele Persönlichkeiten, etliche davon auch mit innerer Distanz zum NS, traten ebenfalls bei (mit dem Oberhirten das gesamte Domkapitel – aber nicht der Weihbischof Burger); die Mitgliedschaft sei ein eher geringfügiges Zeichen der Loyalität gewesen. Der Beitrag konnte sogar ein „Schutzgeld“ sein, durch das man sich von weiteren Ansprüchen des Regimes freizukaufen versuchte. Vor allem sei die FMO-Mitgliedschaft nicht dasselbe wie die Zugehörigkeit zur aktiven SS. Diese war in den frühen 30er Jahren zwar eine gewalt-



tätige Kampforganisation, galt vielen dennoch im Vergleich zu der marodierenden SA damals als „anständig“; dass sie wenige Jahre später zum Inbegriff von Terror und Massenmord wurde, war nicht absehbar. Gröber begab sich hier, wie in vielen anderen Fällen, aus Sorge um die Kirche auf die Gratwanderung des Kompromisses mit dem Regime, bei dem er scheiterte und der ihn kompromittierte. Dass er trotzdem bei vielen als glaubwür-

dige Persönlichkeit und sogar als Mann des Widerstands Ansehen erwarb, liege an der Fähigkeit und dem Mut, den Weg des Kompromisses zu verlassen und stattdessen klare christliche Positionen zu beziehen und die Verbrechen des Regimes zu benennen.

Ob es dem material- und zitatenreichen, deshalb in Teilen anstrengenden Buch gelingt, Gröbers Verhältnis zum NS ohne Suche nach Schuld oder Verteidigung zu erklären, sei dahingestellt. Angesichts der Vorwürfe, wie sie im Raum stehen, läuft es doch auf eine Verteidigung hinaus. Dass diese die Kritiker überzeugt, ist kaum zu erwarten. Gröber oder Sproll, taktische Kompromisse oder mutiges Bekenntnis – solche normativen Fragen kann Geschichtswissenschaft gar nicht lösen. Bestenfalls kann der Blick auf die historischen Umstände Verständnis dafür erzeugen, warum jemand so redete, wie er redete. „Kein Ende der Debatte“, schloss Christoph Schmider seinen Aufsatz über den Erzbischof im *Freiburger Diözesan-Archiv* 2016. „Reloaded“ kann auch heißen: neue Munition im Streit um Gröber.

Michael Tocha



FRIEDRICH ENGELKE / WOLFGANG HEITNER / HEINZ LÖRCHER / THEO LEUTE:

Die Deportation jüdischer Villingerinnen und Villinger nach Gurs. 22. Oktober 1940.

Pro Stolpersteine Villingen-Schwenningen e.V. (Hg.) • 129 Seiten, mit zahlreichen Abbildungen und Dokumenten • 8 Euro • Neckar-Verlag, Villingen-Schwenningen 2020.

Angesichts des riesigen Ausmaßes der Verbrechen der NS-Herrschaft und deren umfangreicher Dokumentation könnte die Deportation von elf noch verbliebenen jüdischen Villingern in das südwestfranzösische Lager Gurs am 22. Oktober 1940 als kleine, kaum noch ins Gewicht fallende Fußnote der Nazizeit abgetan werden. Dass dem aber nicht so ist, zeigt ein jetzt, 80 Jahre später, erschienener Band, dem es überzeugend gelingt, die Opfer so ins Bild zu rücken, dass hinter einer eher kleinen, abstrakten Zahl die Persönlichkeiten und Schicksale konkreter Menschen aus Villingen und der näheren Umgebung plastisch sichtbar werden. Nach langer Zeit weitgehenden Schweigens ist inzwischen eine Reihe von Publikationen erschienen, die vor allem die Herrschaftsstrukturen sowie „Täter, Helfer, Trittbrettfahrer“ vor Ort thematisierten (siehe die entsprechenden Rezensionen in den Schriften der Baar). Nun wird in diesem Band vor allem auf die andere Seite, die der Opfer, der Fokus gerichtet.

Gegliedert ist das Buch in eine einleitende Darstellung der Deportation aller noch verbliebenen südwestdeutschen 6.500 Juden auf einen Schlag in das dem Vichy-Regime unterstehende Lager Gurs im 1940 noch nicht von deutschen Truppen besetzten Südwestfrankreich. Der anfängliche Plan, die Verschleppten eventuell vom Mittelmeer aus nach dem damals französischen Madagaskar zu verbringen, scheiterte am weiteren Kriegsverlauf. Daraufhin änderte sich der Plan der „Endlösung“ von der Deportation hin zum Genozid: Die überlebenden Lagerinsassen wurden im Sommer



1942 ausnahmslos in die Vernichtungslager nach Osteuropa deportiert, niemand überlebte.

Nach der Darstellung des allgemein-historischen Hintergrunds wendet sich das Buch den konkreten Ereignissen in Villingen zu: Elf alt-eingesessene Männer, Frauen und Kinder, die nicht ins Ausland emigriert waren, wurden an besagtem Oktobermorgen

von den zivilen Villinger Behörden (nicht etwa Gestapo oder SS!) unvermittelt aufgefordert, rasch notwendigste Sachen zu packen und ihre Wohnungen mit allem Hab und Gut zurückzulassen. Noch am selben Abend brachte man sie in einen von Konstanz kommenden Zug und transportierte sie einem unbekannten Ziel entgegen. Es kam noch trügerische Hoffnung auf, als sie bemerkten, dass es nicht nach Osten, sondern über die französische Grenze ging.

Das folgende Kapitel „Lagerleben – Lagersterben“ schildert die katastrophalen Zustände in Gurs, wo beispielsweise die Familien rücksichtslos auseinandergerissen wurden. Etliche Menschen kamen bereits hier um. Allerdings war noch ein gewisser Briefverkehr auch ins Ausland, zum Beispiel zu Angehörigen in die USA, möglich, der zum Teil erhalten und in dem Buch dokumentiert ist. Er gibt bewegende Einblicke in das Leiden, aber auch den Lebenswillen und die vergeblichen Hoffnungen der Opfer aus Villingen und der Umgebung.

Das vierte Kapitel des Buches fokussiert das eigentliche Kernthema: Um eine individuelle Erinnerung an die Opfer zu ermöglichen, um sie vor dem völligen Vergessen werden zu bewahren und ihnen damit einen Rest Würde zurückzugeben, haben

die Autoren in aufwändiger Kleinarbeit deren Herkunft, Lebensläufe, ihr Leiden und Sterben soweit wie möglich erforscht und in Wort und Bild dokumentiert.

Unter der Überschrift „Verwertung jüdischen Eigentums“ geht es um ein für die Villinger wenig rühmliches Kapitel: Das verbliebene Eigentum, Hausrat und Kleidung, wurde ganz legal und offen zugunsten der Staatskasse versteigert. Wenn es auch nicht ausdrücklich als jüdisches Eigentum deklariert wurde, dürfte jedem klar gewesen sein, woher sein Schnäppchen eigentlich stammte.

Der Schluss schildert die Geschichte des Lagers Gurs, das bis Ende 1945 bestand und in dem über tausend Menschen umkamen. Anschließend führte der nicht nur in Deutschland rasch einsetzende Verdrängungs- und Tabuisierungsprozess dazu, möglichst alle Spuren und damit auch die

Erinnerungen zu tilgen – die Reste des Lagers wurden keine Gedenkstätte, sondern verschwanden unter neuen Auffassungen. Erst seit den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begannen von deutscher und französischer Seite die Aufarbeitung der Geschichte und die Pflege der Erinnerung.

Abschließend bleibt festzuhalten, dass der Inhalt des gut geschriebenen, mit vielen Dokumenten und Fotos anschaulich ausgestatteten Bandes sorgfältig recherchiert wurde und mit einem entsprechenden wissenschaftlichen Apparat versehen ist.

Beim Rezensenten bleibt nach der Lektüre ein schales Gefühl zurück, dass es achtzig Jahre gedauert hat, bis dieses Kapitel Villinger Geschichte aufgearbeitet worden ist. – Siehe auch Artikel HEITNER in diesem Band.

Michael Raub

ROLAND WEIS: Burgen im Hochschwarzwald. 240 Seiten mit 235 Abbildungen.
29 Euro • Thorbecke-Verlag. Ostfildern 2018.

Burgruinen gelten seit der Zeit der Romantik nicht nur als geheimnisvolle Zeugen einer melancholisch verklärten Vergangenheit, sondern auch als wichtige Symbole kultureller Identität. Wenn also der Hochschwarzwald „nach dem allgemeinen Empfinden [als] nahezu burgenleer“ (S. 11) gilt, wie der Historiker Roland Weis in der Einleitung zu seinem 240 Seiten

starken Kompendium urteilt, muss das als wesentliche Lücke im regionalen Selbstverständnis gewertet werden. Das Unterfangen, diese Lücke zu schließen und einen Überblick über Befestigungsbauten im Hochschwarzwald zu bieten, ist aller Ehren wert. Es gelingt hier aber leider nur zum Teil.

Angepeilt wird mit dem „Lese- und Einführungsbuch“ (S. 15) nicht das wissenschaftliche Publikum, sondern eine breite



Leserschaft. Dementsprechend sind die Texte flüssig geschrieben und ohne größere Vorkenntnisse verständlich, ausreichend viele und gut ausgesuchte Abbildungen unterstreichen das Gesagte und die jeweiligen Kapitel sind in ihrem Umfang gerade richtig, um ein rundes Bild zu zeichnen, ohne sich in Details zu verlieren. Ein populärwissenschaftlicher An-

satz legitimiert aber keine Vermischung von Fakten und Fiktionen, wie sie hier allzu oft gegeben ist. Vor allem in den ersten der lose chronologisch sortierten Kapitel bewegt sich Weis zu sehr auf spekulativem Terrain. Zwar bemüht er sich im Gegensatz zu seinem stark ins Esoterische abdriftenden Vorgängerwerk „Magisch – Mythisch – Megalithisch“ offenkundig um differenzierte Betrachtungen, legt seine Quellen

offen und räumt der Fachwissenschaft die Möglichkeit zum Widerspruch ein. Leider bleibt er dabei aber nicht konsequent, wenn er etwa entgegen dem aktuellen wissenschaftlichen Kenntnisstand und nur auf Basis von Spekulationen das Urteil fällt, das Krumpenschloss sei „mit größter Wahrscheinlichkeit [...] eine keltische Wallanlage“ (S. 26) oder eine „Häufigkeit von Überresten keltischer Grabhügelfelder sowie Fliehburgen und Wallanlagen im Hochschwarzwald“ sei „nicht mehr wegzu diskutieren“ (S. 52). Hier wird ein Forschungsstand impliziert, der nicht den Tatsachen entspricht. Von ihm zusammengetragene Indizien wie die Vorsilbe „Heiden-“ (S. 24) oder eine Quelle von 1782, die von einer „heidnischen Anlage“ spricht (S. 28), sind im Sinne der Quellenkritik von geringem argumentativen Wert. Die teils altertümliche und unpräzise Wortwahl des Autors hilft hier nicht weiter: Wenn die Rede von „Alamannensippen“, „heidnischen Altären“ oder „Fürsten und Häuptlingen“ ist, dann bewegt er sich haarscharf an der Grenze zwischen Populärwissenschaft und Vorzeitromantik.

So vermischen sich das ganze Buch hindurch seriös recherchierte Fakten mit eigenen – teils durchaus klugen und interessanten – Beobachtungen sowie wilden Spekulationen, was dem eigenen Anspruch nicht gerecht wird. Warum bekommen die – wie der Autor selbst zugibt – nicht nachgewiesenen „Römertürme“ ein eigenes Unterkapitel, obwohl gleich im Anschluss ein Aus-

blick auf „Rätsel und Spekulationen“ folgt? Warum wird die Burg Wiesneck in die „fränkischen“ Anlagen eingereiht, obwohl es für deren von Weis vorgeschlagene frühe Datierung keinen Beweis gibt? Sobald sich der Autor mit den Burgen der Zähringer und Fürstenberger im Fahrwasser der etablierten Geschichtsschreibung bewegt, wird sein Buch merklich besser. Hier gibt er größtenteils den aktuellen Forschungsstand wieder, was im Fall der meisten Burgen wie der Ruine Zindelstein zwar nicht zu neuen Erkenntnissen führt, aber dem Charakter eines Überblickswerkes eher entspricht. Gelegentlich eingeflochtene Sagen und Beobachtungen von Feldbegehungen lockern die Berichte auf. Fragwürdig bleiben aber durchweg die Rekonstruktionszeichnungen, die auch von Bauten präsentiert werden, von denen wenige bis keine Spuren mehr existieren (wie der Burg Hornvist, von der nicht einmal der Standort sicher bekannt ist).

So bleibt das Buch letztendlich eine unausgeglichene Angelegenheit: Ein gut zu lesendes, unterhaltsames und schön illustriertes Werk, dem man die Leidenschaft fürs Thema in jeder Silbe anmerkt, das aber zwischen eigenen Meinungen und dem aktuellen Forschungsstand nicht sauber trennt, laienhafte Behauptungen teils auf dieselbe Stufe stellt wie fachwissenschaftliche Ergebnisse und Spekulationen und Mutmaßungen zu viel Raum lässt. Ein Standardwerk wurde damit nicht geschaffen.

Peter Graßmann

JÜRGEN DEHNDORFER / HEINZ KRIEG / R. JOHANNA REGNATH (Hg.):

Die Zähringer. Herrschaft und Dynastie. Veröffentlichungen des Alemannischen Instituts, Nr. 85 • 544 Seiten mit 239 Abbildungen • 38 Euro • Thorbecke-Verlag. Ostfildern 2018.

Der 800-jährigen Wiederkehr des Endes der Dynastie der Herzöge von Zähringen im Jahr 1218, die etwa 150 Jahre im heutigen südwestdeutschen und West-Schweizer Raum geherrscht hatten, wurde vielfach gedacht; unter anderem fand eine Fachtagung

im ehemaligen zähringischen Hauskloster St. Peter statt, deren Ziel es war, „[...] eine Bilanz der bisherigen, in den letzten Jahrzehnten intensiv betriebenen Zähringer-Forschung zu ziehen und zugleich neue Akzente zu setzen.“ (zitiert aus dem Vorwort).

Dabei lag der Schwerpunkt auf der Zeit des letzten Zähringers, Bertold V. (1186–1218).

Frucht dieses dreitägigen Treffens mit 140 teils hochkarätigen Teilnehmern ist der vorliegende, vom Alemannischen Institut in Freiburg i. Br. herausgegebene Tagungsband mit 25 wissenschaftlichen Beiträgen, die beinahe 550 Seiten umfassen und naturgemäß kein Ganzes bilden. An dieser Stelle können die verschiedenen räumlichen, zeitlichen und thematischen Dimensionen der Aufsätze nur kurz angerissen werden.

Der Band ist in vier Themenblöcke gegliedert: (1) Die „Zähringer-Geschichten“ beschäftigen sich mit der Rezeption und dem jeweiligen Bild der Herzöge, wie es vom 12. Jahrhundert bis in die Gegenwart in Deutschland und der Schweiz immer wieder neu entworfen wurde und auch der Selbstvergewisserung und Vereinnahmung diene. (2) Unter der Überschrift „Herrschaft zwischen personalen Bindungen und Raum (um 1200)“ geht es um den zähringerischen Herrschaftsaufbau und die Herrschaftskonsolidierung in einer weitgehend vorstaatlichen und vorinstitutionellen Zeit. Die Aufsätze thematisieren neben den Beziehungen zu Mitgliedern der eigenen Familie – die in andere wichtige Positionen gelangen sollten – die Verbindungen zu anderen Adelsfamilien und Ministerialen und auch die Städtegründungen einschließlich des Zähringer-Städte-Mythos sowie das Rektorat über Burgund, die heutige Westschweiz. (3) Die Artikel unter der Überschrift „Der Rang der Zähringer um 1200 im reichsfürstlichen Kontext“ kreisen um deren Netzwerke und Heiratspolitik, ferner um Herrschaftsrepräsentation und Selbstdarstellung, wie sie sich in Dichtung, in der Darstellung auf Münzen und Siegeln sowie durch repräsentative Bauwerke wie Burgen und vor allem das damalige Freiburger Münster zeigen. (4) Der letzte Teil „Das Jahr 1218 – Aushandlungsprozesse und



Akteure“ beschäftigt sich mit Auseinandersetzungen unter den verschiedenen Akteuren nach dem abrupten Ende der Zähringer und ihres Herzogtums und fragt auch, welche neuen Perspektiven sich aus dieser Zäsur ergaben.

Die vorliegende Aufsatzsammlung eignet sich in ihrer Vielschichtigkeit kaum zum linearen Durchlesen, da sie

keinen roten Faden hat, sondern das Thema vielfach umkreist. Die Texte stellen aber für den fachlich interessierten und vorgebildeten Leser eine reiche Fundgrube zu teils bekannten, teils aber auch neuen Aspekten dar, mit denen die Herrschaft der späten Zähringer, ihr Umfeld und ihr Agieren in der komplexen hochmittelalterlichen Adelswelt in den Blick genommen wird.

Der Band zeigt indirekt, aber auch ungewollt auf, an welche Grenzen die Zähringer-Forschung trotz allem wissenschaftlichen Bemühen in über 250 Jahren stößt: Weder die überkommenen schriftlichen noch archäologischen Quellen geben genug her, um ein wirklich plastisches Bild des schwäbischen Herzogsgeschlechts in seinen Zusammenhängen zu zeichnen. Manches bleibt notwendigerweise unbekannt und spekulativ, manches auch zweideutig. So wird die vielzitierte zeitgenössische Bemerkung Otto von Freisings, die Zähringer hätten ein „großartiges Leben in Reichtum und Ehren“ (S. 173) geführt, einmal als respektvolle Anerkennung der staufischen Partei, ein anderes Mal aber als blanker Spott gedeutet – hier tut sich die Frage auf, ob die Forschung nun an ihre Grenzen gelangt ist oder ob vielleicht die Zukunft mehr Klarheit verheißt.

Eine ausführliche Einleitung gibt einen guten Überblick über die einzelnen Themen und Aufsätze, außerdem erleichtert ein umfangreiches Personen- und Ortsregister die Orientierung in dem umfangreichen Sammelband erheblich.

Michael Raub

SÖNKE LORENZ / OLIVER AUGE / SIGRID HIRBODIAN (Hg.): Handbuch der Stiftskirchen in Baden-Württemberg. 720 Seiten mit 380 Abbildungen, Grundrissen und Karten. 58 Euro • Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2019.

Stifte sind – waren – Gemeinschaften von Klerikern oder adligen Damen. Ihr Lebensunterhalt ist durch eine materielle Stiftung gesichert. Ihre Insassen, die Kanoniker oder Kanonissen, unterscheiden sich von Mönchen und Nonnen dadurch, dass sie keine Gelübde ablegen. Und Ordensleute streben ihre Selbstheiligung fern der Welt an, während Stiftskleriker in die Welt hineinwirken: Ihre Aufgaben sind Predigt und der feierliche Gottesdienst. Stifte können verschieden organisiert sein: Viele sind freie Zusammenschlüsse, andere folgen einer Regel, zum Beispiel der des Augustinus. Selbst die Klöster der Prämonstratenser, die man gemeinhin als Mönchsorden anspricht, sind ihren Statuten nach Stifte, ebenso wie die mittelalterlichen Universitäten und die Jesuiten. Die meisten Stifte entstanden im Mittelalter, einige auch in der Neuzeit.

Der Begriff „Stiftskirchen“ im Titel könnte die Erwartung erzeugen, dass es um Kirchen als solche geht, ihre Architektur und Ausstattung. Gemeint sind aber nicht Sakralräume, sondern die Stifte als Institutionen, von denen es in Baden-Württemberg an die 140 gab. Sie sollten bereits zu Beginn der 2000er Jahre systematisch dargestellt werden, doch verzögerten widrige Umstände das Projekt bis 2019. Das nunmehr vorliegende gewichtige Handbuch (3,4 kg) stellt jedes einzelne Stift in der alphabetischen Reihenfolge der Orte in einem gleichförmigen Raster dar, also Geschichte, Bau- und Kunstgeschichte, kulturelle und theologische Leistungen, Prosopographie (Personenlexikon), wissenschaftliche Literatur und anderes. Auch aus unserer Region werden drei Stifte behan-



delt, das Antoniterhaus in Villingen, die Wallfahrtskapelle Gnadental bei Neudingen und die Piaristenniederlassung in Donaueschingen (1755–1778).

In dem Werk kommen Vorzüge und Mängel zusammen. Der einleitende Aufsatz stellt Entwicklung und Typologie der Stifte profund dar. Viele Abbildungen sind von hervorragender Qua-

lität. Es fehlt ein Orts- und Personenregister ebenso ein Autorenverzeichnis. Den Schwierigkeiten der Entstehung ist geschuldet, dass die Beiträge zumeist einen 20 Jahre alten Wissensstand wiedergeben. Mögliche Kritik daran wird etwas nonchalant beiseite gewischt mit der Bemerkung, seither habe sich im Bereich der Stiftsforschung nicht viel Neues getan (S. 13). Der Anspruch als Handbuch, die verschiedenen Typen von Stiften in Baden-Württemberg vollständig zu erfassen, führt zu einem uneinheitlichen Gesamtbild; so manche Niederlassung würde man hier nicht erwarten. Wie passt zu den bedeutenden Stiften des Landes etwa das bescheidene Kirchlein von Gnadental, wo lediglich gegen Ende des 13. Jahrhunderts einmal eine Gemeinschaft von Brüdern erwähnt wird? Hier wird Unvergleichbares in Beziehung zueinander gesetzt unter einem Leitbegriff, der sich letztlich als wenig trennscharf erweist.

Das Werk richtet sich an die Fachwelt, aber auch an eine breitere Leserschaft. Dass es für diese auch einen Reiz als abwechslungsreiches Lesebuch hat (S. 63), dürfte bei einem Handbuch eine eher optimistische Hoffnung sein. In der Praxis wird es vor allem dem nützen, der Auskunft über eine bestimmte Kirche sucht.

Michael Tocha

GESCHICHTS- UND HEIMATVEREIN VILLINGEN (Hg). Redaktion: MICHAEL TOCHA / EDGAR H. TRITSCHLER:
Die Benediktiner in Villingen. Forschungen aus drei Jahrzehnten.
165 Seiten • 15 Euro • Sonderdruck Geschichts- und Heimatverein Villingen 2020.

Im Jahre des 300. Geburtstages des Franz Dominik Bernhard Gerbert (Ordensname Martin), des vom Berliner Bildungsreisenden Friedrich Nicolai hochgelobten Abtes von St. Blasien und Landesherrn der bis Fützen reichenden gefürsteten freien Reichsgrafschaft Bonndorf, erschien in der Reihe der Publikationen des Geschichts- und Heimatvereins Villingen der Sonderband als Sammlung von

Veröffentlichungen und mithin Forschungen aus drei Jahrzehnten „Die Benediktiner in Villingen“. Redigiert haben den Band Edgar H. Tritschler und der Schriftleiter der Schriften der Baar, Michael Tocha, der auch selbst als Verfasser zweier Aufsätze verantwortlich zeichnet. Er ist es auch, der in seiner Inhaltsbeschreibung Martin Gerbert zitiert, der das Villingener Benediktinerkloster als „Zierde der Stadt“ bezeichnete. Zwölf Beiträge sowie ein ausführlicher Anhang, der, besonders lobenswert, auch ein von Edgar Tritschler erstmals erstelltes, umfangreiches Namensverzeichnis mit Amtsbezeichnung, Vorgang und Herkunftshinweis, mit zeitlicher Einordnung und Seitenangabe umfasst, bilden den reich gegliederten, mit zahlreichen Bildern, Architekturskizzen und anschaulichen Grafiken versehenen Band. Dabei sind die Aufsätze nicht nach Erscheinungsdatum, sondern chronologisch entlang der Klostergeschichte angeordnet und verbinden sich so zu einem zusammenhängenden historischen, wunderbar leicht lesbaren Bild.

Deshalb bilden auch zwei Beiträge des 2012 verstorbenen langjährigen Villingener Stadtarchivars Josef Fuchs den Rahmen des Bandes „Die Geschichte des Benediktiner-



klosters St. Georgen und Villingen“ sowie „Die Restaurierung der Villingener ‚Benediktinerkirche‘ Sankt Georg, der Sakristei und ‚Praelatur‘ zum ‚Tausendjährigen‘ nach 1999“.

Atmosphärisch verdichtend beschreibt Michael Tocha in „Besinnung und Aufbruch: die Villingener Benediktiner und die Universität Dillingen“ die Stimmungslage der Mönche in den Jahren 1535 bis 1566.

Dillingen an der Donau spielt auch eine Rolle beim Bau der Benediktinerkirche. Die gemeinsamen baugeschichtlichen Wurzeln zwischen der Benediktinerkirche in Villingen und der Studienkirche in Dillingen sowie die konstruktiv-architektonischen Zusammenhänge schildert Dieter Ehnes.

Auf den folgenden 43 Seiten widmen sich Ute Schulze, die einzige Autorin, und wieder Michael Tocha in 10 kleinen spannenden Texten dem Alltagsleben der Mönche und dem Gymnasium der Villingener Benediktiner.

Wertvoll abgerundet wird der Band durch den Beitrag von Michael Buhlmann „Mittelalterliche Handschriften aus der Bibliothek des Benediktinerklosters St. Georgen in Villingen“.

Kurt Müller beschreibt anhand seines Beitrags „Ein Epitaph in der Benediktinerkirche“ ausgehend vom Tod des letzten Abtes Anselm Schababerle (Amtszeit 1778–1806) am 26. Januar 1810 die dramatischen Jahre der Säkularisation des Klosters, bevor er abschließend auf die Renovierungsarbeiten des ausgehenden 20. Jahrhunderts noch kurz eingeht. Eine Renovierung, die durch den Verkauf der Benediktinerkirche von der Stadt Villingen an

die katholische Kirchengemeinde im Jahre 1912 erst möglich wurde, was Hermann Preiser in seinem Beitrag „*Das Schicksal der Villingener Benediktinerkirche*“ beschreibt. Spannend schließlich auch Burghard Lohrums Beschreibung der Entdeckung von 2012 „*Der Theatersaal im ehemaligen Benediktinerkloster*“.

Hinzuzufügen bleibt: Kleinste Redundanzen liegen bei einem Sammelbad in der Natur der Sache. Dennoch: Der Sonderband „Die Benediktiner in Villingen“ zum wirklichen Sonderpreis von 15 Euro ist ein absolutes „must have“ für alle, die sich für Landes-, Kirchen- und Sozialgeschichte im deutschen Südwesten interessieren.

Detlef Herbner

SIGRID HIRBODIAN / TJARK WEGNER (Hg.): Aufstand, Aufruhr, Anarchie!

Formen des Widerstands im deutschen Südwesten.

Reihe: Landeskundig. Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte.

264 Seiten • 28 Euro • Thorbecke-Verlag, Ostfildern 2019.

In der Schrift der Reihe „landeskundig – Tübinger Vorträge zur Landesgeschichte“ werden von verschiedenen Autoren elf Beispiele für widerständiges, aufrührerisches Handeln gegen die Obrigkeit und Staatsgewalt dargestellt. Der zeitliche Rahmen erstreckt sich vom Investiturestreit um 1100 bis zu den studentischen Unruhen ab 1968. Für das Mittelalter werden städtische Zunftkämpfe sowie Ungehorsam in Klöstern thematisiert, die Wende zur Neuzeit erhält mit drei Beiträgen, unter anderem zum „Bauernkrieg“, besonderes Gewicht. Die Herausgeber sehen diesen als „eines der markantesten Beispiele“ (S.7) für die Erhebung der einfachen Leute, um ihre Rechte einzufordern. Es folgen Beiträge über „Rebellische Dichtung in Württemberg“ im ausgehenden 18. Jahrhundert sowie über die Revolutionen von 1848/49 und 1918/19. Die Zeit des Nationalsozialismus wird am Beispiel des Mössinger Generalstreiks vom 31. Januar 1933 beleuchtet. Die Auswahl schließt mit Betrachtungen und persönlichen Erinnerungen des Politikwissenschaftlers Klaus von Beyme



an die Studenten-Revolten 1968 in Tübingen.

Der Band kann und will keine „durchgehende Erzählung aufständischer Ereignisse in der Geschichte des deutschen Südwestens“ (S.8) darstellen, wohl aber anhand einzelner Aspekte der Frage nachgehen, ob es sich jeweils um gerechtfertigten Widerstand und Reformbestrebungen oder aber um illegitimen, sogar verbrecherischen Aufruhr handelte. Für die Zeitgenossen selbstverständlich eine Frage der Perspektive und des eigenen Interesses, für den Historiker gerade deswegen eine Herausforderung.

Aufschlussreich ist zum Beispiel die Bewertung städtischer Zunftkämpfe im 14. Jahrhundert in Ulm, Augsburg und weiteren Städten. Denkt man bei dem Begriff Zunft vielleicht spontan an altmodische, marktfeindliche Einschränkung, Gängelung durch Meister, mangelnde Aufstiegsmöglichkeiten für junge Handwerker, so zeigt der Beitrag die damalige Modernität der Handwerker-Verbünde in ihrem Anspruch auf politische Teilhabe, entsprechend dem Steueraufkommen sowie der

Pflicht zur Verteidigung ihrer Stadt. „No taxation without representation“ zitiert der Autor die Formel der amerikanischen Revolution und verweist auf Stabilität und Blütezeit der deutschen Städte im 15. und 16. Jahrhundert als Ergebnis der Kämpfe, die übrigens keineswegs immer blutig verliefen (S. 54).

Schon vor dem Bauernkrieg von 1525 gab es in Südwestdeutschland unter den Namen „Bundschuh“ und „Armer Konrad“ große Aufstände, denen ein eigener Beitrag gewidmet ist. Anschaulich wird dargelegt, wie ökonomische und administrative Umbrüche den Widerstand der davon betroffenen kleinen Leute, in der zeitgenössischen Terminologie des „gemeinen Mannes“, herausforderten. Die Entwicklung der Territorialstaaten brachte aufwändigere Formen der Verwaltung mit sich und damit erhöhte Steuerlast, unter anderem für die Bezahlung der neuen bürgerlichen Beamtenschicht. Die weitgehende Selbstverwaltung der Gemeinden im ländlichen Raum, basierend auf örtlich gewachsenen Gewohnheitsrechten, musste der Herrschaftsintensivierung von oben weichen, was neben der Beschneidung kommunaler Selbstverwaltung auch wirtschaftliche Einbußen mit sich brachte, zumal die Menschen unter Missernten und Teuerung der Lebensmittel litten (S. 197/198). So verwundert es nicht, dass die Auf-

ständischen zunehmend radikaler wurden und nur Papst und Kaiser als legitime Obrigkeit akzeptieren wollten. Letztlich wurden die Aufstände erwartungsgemäß niedergeschlagen, jedoch wurde die Beteiligung ländlicher Gemeindevertreter an Landtagen durchgesetzt, was zu einigen Verbesserungen, zum Beispiel der Absetzung korrupter Beamter, führte.

Die Texte laden durchaus zu Reflexionen über die Gegenwart ein. Strukturelle Veränderungen wird es immer geben. Will die Gesellschaft jedoch Gewaltausbrüche und Leid verhindern, muss sie negative Folgen für Teile der Bevölkerung, Verlust des Arbeitsplatzes, Minderung des Wohlstandes, auffangen und ausgleichen, und zwar überall auf der Welt.

Eine Auswahl, die rund 900 Jahre umfasst, muss immer willkürlich erscheinen. Dennoch hätte sich die Rezensentin noch einen Text über die erfolgreiche Verhinderung des Kernkraftwerkes in Wyhl gewünscht, da das 20. Jahrhundert insgesamt ein wenig zu kurz kommt.

Alle Beiträge enthalten Endnoten sowie Hinweise auf weiterführende Literatur. Illustrationen und farbige Abbildungen lockern die Texte auf. Das schön gestaltete Buch wendet sich an eine historisch interessierte, über Grundkenntnisse verfügende Leserschaft.

Karin Neubarth-Raub

THOMAS BINDER: Kämpfen. Leiden. Lieben. – Leben im Schwarzwald von den Kelten bis ins 20. Jahrhundert. 210 Seiten • 18 Euro • Südverlag. Konstanz 2020.

So lebten sie im alten Schwarzwald: Thomas Binder will nicht weniger als ein lebendiges Panorama der Schwarzwälder quer durch die Epochen zeichnen; eines, das nah dran ist am Menschen des 21. Jahrhunderts. Es sollen „exemplarisch Lebensschicksale“ dargestellt und ein Blick auf die „Schwarzwälder der vergangenen Jahrhun-

derte“ geworfen werden, die „im Grunde vor den gleichen Fragen wie heute“ gestanden hätten (S. 7). Das unterhaltsame, gut lesbare Buch des zertifizierten Gästeführers ist in 16 Kapitel untergliedert, die jeweils einer urmenschlichen Emotion oder Tätigkeit gewidmet sind: Da wird zusammengehalten, gefeiert, wohlgefühlt, gezaubert und

gekämpft, und zwar von den Kelten bis in die Moderne. Stets wird mit einer romanescen Beschreibung einer Lebensszene begonnen, die mit einem historischen Protagonisten anekdotisch ins Thema einführt. Anschließend folgt eine allgemeinere Betrachtung des behandelten Themas, doch bleiben Einzelschicksale stets im Mittelpunkt der Darstellung. Hauptzielgruppe sind somit weniger Leser mit spezifischen Vorkenntnissen, als vielmehr solche mit breitem historischen Interesse und Lust an anschaulichen Darstellungen. Auch wer bislang nichts mit Aspekten wie dem Klosterleben, der badischen Eheordnung oder dem Anerbenrecht anfangen konnte, wird hier auf seine Kosten kommen. Dass es der Autor als Gästeführer gewohnt ist, Geschichtsvermittlung mit Reisen zu verbinden, zeigt sich in den hilfreichen, knapp kommentierten Ausflugstipps am Ende jedes Kapitels, die dem Buch den Charakter eines historischen Reiseführers verleihen und es insofern besonders – aber nicht nur – für Touristen interessant machen. Vorgestellt werden Museen, Wanderwege, Gedenkstätten und Kulturdenkmale, die selbst Einheimischen manchmal nicht bekannt sein mögen.

Die historischen Darstellungen sind weitgehend sauber recherchiert, das um-



fangreiche Quellenverzeichnis und der präzise ausgeführte Fußnotenapparat sind für Werke dieser Art keine Selbstverständlichkeit und verraten einen hohen Anspruch an historische Korrektheit. Zwar ließen sich kleinere Fehler nicht vermeiden, wie etwa die Behauptung, die sagenumwobene Siedlung Laubenhausen sei keltischen Ursprungs (wofür es keinen Beleg gibt), doch dürfte sich die „Fehlerquote“

im Rahmen der üblichen populärwissenschaftlichen Literatur bewegen. Kritisieren mag man auch den anekdotisch-sentimentalen Zugang zur Geschichte, den der Autor gewählt hat: Der Versuch, historische und gegenwärtige Lebenswelten zu parallelisieren, wirkt gelegentlich etwas bemüht und droht auch mal ins Kitschige abzudriften – er bekommt aber meist noch die Kurve. Zumindest kann man dem Buch nicht vorwerfen, trocken zu sein. Es ist ein unterhaltsames Vergnügen, das geeignet ist, dem Schwarzwald und seiner wechselvollen Geschichte zahlreiche neue Fans zu beschern. Versierte Heimatforscher finden ihre Freude weniger in den historischen Details, als eher in der lustvollen Darstellung, an der sich manch Langweiler eine Scheibe abschneiden kann, den Rezensenten eingeschlossen.

Peter Großmann

HANS WERNER BOGENSCHÜTZ: Hondinger Buch. 1200 Jahre Hondingen (817–2017).

518 Seiten • 38 Euro • Privatdruck 2019, Nachdruck 2020 (vergriffen).

Arbeitskreis Hondinger Geschichte (rolf.karin.schwenk@web.de).

Das alte Baardorf Hondingen feierte im Jahr 2017 wie einige andere Orte der Baar sein 1200-jähriges Jubiläum. Im Mittelpunkt stand dabei eine Geschichtsausstellung im Hondinger Pfarrhaus, für deren Gestaltung sich fast das gesamte Dorf engagierte. Werner Bogenschütz, pensionier-

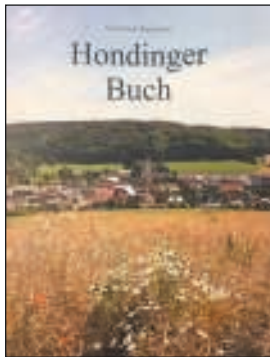
ter Schulleiter und ehemaliger Hondinger, gelang es motivierend, inspirierend und koordinierend, die Ausstellung zu einem fast unerwarteten Erfolg zu führen – sogar weit über die Grenzen von Hondingen hinaus. Vieles des in der jüngeren Geschichte landwirtschaftlich geprägten Dorfes ist exem-

plarisch für andere Baardörfer. Die vielen Fotos und sonstigen Leihgaben der Hondinger machten Geschichte für den Besucher der Ausstellung ausgesprochen lebendig – ob jung oder alt.

Da bereits zu Beginn der Ausstellung klar war, dass diese nicht dauerhaft im Pfarrhaus verbleiben konnte, war dies Grund für Werner Bogenschütz, diese bestmöglich zu dokumentieren und zu vertiefen. Doch alleine das war ihm nicht genug – er wollte, dass die Ausstellung den Hondingern und sonstigen Interessierten in Zukunft zugänglich bleibt in einem Buch – dem Hondinger Buch.

Das Hondinger Buch ist also kein Geschichtsbuch allein, keine klassische Ortschronik, es ist ein Ausstellungsführer und ein Fotobuch zugleich. Es hat weder den Anspruch noch die Zielsetzung einer historischen Abhandlung mit wissenschaftlichen Regeln. Es sind Hunderte von Fotos und Abbildungen enthalten, was das Buch so lebendig und – obwohl es über 500 Seiten hat – ausgesprochen kurzweilig macht.

Entsprechend der Aufteilung und den Schwerpunkten der Ausstellung befassen sich die einzelnen Kapitel mit dem Jubiläumsjahr selbst und der Vorbereitung der Ausstellung. Dann folgen Kapitel von der Ur- und Frühgeschichte bis zur Gegenwart mit besonderen Schwerpunkten bei der Kirchengeschichte, der jüngeren Geschichte in stark landwirtschaftlicher Prägung und vielen kleinen Gegebenheiten aus



dem dörflichen Leben. Es gibt kaum ein denkbares Thema oder einen Lebensbereich, den man in dem Buch vergeblich sucht. So viele Hondinger oder Ehemalige hatten zu der Ausstellung beigetragen und entsprechend vielseitig ist das, was dabei herauskam – auch im Buch. Im dritten Teil des Buches arbeiten Werner Bogenschütz und einige weitere

Autoren spezielle Themen „zum Nachlesen“ auf, beispielsweise die erste urkundliche Nennung, die Geologie und Siedlungsgeschichte der Südbaar, die nie gebaute Randenbahn, das Naturschutzgebiet Zisiberg, Beiträge über Auswanderer nach Nordamerika oder über den in der NS-Zeit ermordeten Pfarrer Adolf Bernhard sowie viele andere Themen, die spannend aufbereitet und reichlich illustriert sind.

Das Buch dürfte natürlich ganz besonders diejenigen ansprechen, die irgendeinen Bezug zu Hondingen haben. Es kann aber auch für andere Dorfgemeinschaften, bei denen vielleicht ein Dorfjubiläum ansteht, ein Anreiz oder Vorbild sein, wie gemeinschaftliches Engagement und Geschichtsbewusstsein gefördert werden und dies letztlich in einem solchen Werk zukünftigen Generationen überliefert bleibt. Werner Bogenschütz ist dies mit diesem in unermüdlicher Arbeit und Ausdauer geschaffenen Mammutwerk bestens gelungen. – Hinweis: Geschichtsausstellung bleibt im Hondinger Pfarrhaus (Stand März 2021).

Martin Fetscher

KLAUS-JÜRGEN BREMM: 70/71. Preußens Triumph über Frankreich und die Folgen.
339 Seiten • 20 Euro • Theiss-Verlag (WBG), Darmstadt 2019.

Zum 150. Male jährt sich im Jahr 2020 der Beginn des deutsch-französischen Krieges von 1870/71, ein Waffengang, der uns durchweg als fern und episodenhaft in einer langen Kontinuität der Geschichte er-

scheint, im kollektiven Gedächtnis aber überschattet von den grauenvollen Weltkriegen des 20. Jahrhunderts.

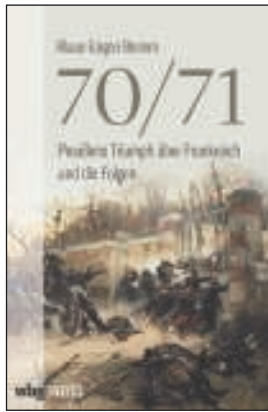
Das vorliegende Buch des Militärhistorikers Klaus-Jürgen Bremm stellt die

Kriegsereignisse in den größeren Zusammenhang der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, von den gescheiterten deutschen nationalen Einigungsbemühungen 1848–1850 bis hin zum Kriegeausbruch 1914, mit dem eine lange Epoche mit überwiegenden Friedenszeiten zu Ende ging.

Nach einem populären Narrativ war es Bismarck, der als preußischer Ministerpräsident drei Kriege gegen Dänemark und Österreich und 1870 schließlich gegen Frankreich anzettelte, um damit gegen alle inner- und außerpreußischen Widerstände die deutsche Einigung, die nach Vorstellung der Liberalen durch Demokratie und Parlamentarismus erreicht werden sollte, nun durch „Eisen und Blut“ zu erzwingen. Gleichzeitig hätte er damit die liberale Opposition gespalten und geschwächt.

Bremm zeigt die Ereignisse in einem neuen Licht. Bismarcks Kriegsziel 1870 sei ursprünglich gar nicht der deutsche Nationalstaat gewesen, sondern die Sicherung der preußischen Gewinne aus den Siegen gegen Dänemark 1864 und Österreich 1866 im von Preußen dominierten Norddeutschen Bund von 1867. Die süddeutschen Staaten, nämlich Baden, Württemberg, Bayern und Hessen-Darmstadt, seien ebenfalls nicht an einem politisch vereinten Deutschland interessiert gewesen, was überdies im Prager Frieden von 1866 ausdrücklich ausgeschlossen war.

Der Status quo sei jedoch labil gewesen, da Preußens Rivalen Österreich und Frankreich sich einander anzunähern begonnen hätten. Die kleineren und schwachen Südstaaten hätten unter ausländische Hegemonie geraten können, die Südflanke des Norddeutschen Bundes wäre gefährdet gewesen. Bismarck habe sich, da die Zeit gegen ihn arbeitete, im Zugzwang gesehen. Er schloss mit den Südstaaten einzelne Defen-



sivpakete, die nur bei einer französischen Aggression wirksam werden konnten.

Um Frankreich militärisch zuvorkommen, habe Bismarck den westlichen Nachbarn zu einer in der europäischen öffentlichen Meinung unbegründet erscheinenden Kriegserklärung an Preußen provoziert. Er kalkulierte, so Bremm, die Neigung Kaiser Napoleons III., seine innenpolitische Schwäche durch außen-

politische Abenteuer zu kompensieren, und den ausgeprägten französischen Nationalismus und Militarismus richtig ein: Durch eine geschickte Pressemitteilung, die berühmte Emser Depesche – eigentlich eine Nichtigkeit –, sahen die führenden französischen Kreise die Ehre der *grande nation* als derart verletzt, dass sie Preußen den Krieg erklärten. Siegesgewiss noch unter dem Eindruck der Napoleonischen Kriege glaubten sie, den lästigen preußischen Emporkömmling zu schlagen und bald in Berlin einmarschieren zu können. Bismarcks – für Bremm recht riskanter – Plan ging auf. Die süddeutschen Staaten, denen an einem französischen Sieg nicht gelegen sein konnte, weil das sie wahrscheinlich ihre Unabhängigkeit gekostet hätte, schlossen sich dem angegriffenen Preußen an. Die anderen Großmächte hätten sich nicht wegen einer Petitesse in einen größeren Krieg hineinziehen lassen wollen.

Der unerwartet rasche deutsche Sieg über Frankreich und die Gefangennahme und Abdankung Napoleons III. nach wenigen Wochen geschah für Bremm keineswegs zwangsläufig: Die vereinigten Deutschen hätten zwar über die besseren Kruppischen Kanonen verfügt, die Franzosen indes über deutlich überlegene Infanteriegewehre. Letztlich sei es aber der französischen Militärführung nicht gelungen, die Mobilmachung und die logistischen Anforderungen sowie die für das Gefecht not-

wendigen raschen Bewegungen großer Armeegruppen zu meistern. So hätten die Deutschen den Krieg schnell in das Feindesland tragen und siegreich bis nach Paris vorstoßen können, ohne allerdings in der Lage zu sein, die Hauptstadt einzunehmen. Selbst nach der Kaiserproklamation am 18. Januar 1871 in Versailles hätte der Krieg nach Bremm für Frankreich noch siegreich ausgehen können. Dies hätte sowohl das Ende Preußens als Machtstaat als auch den Souveränitätsverlust der süddeutschen Staaten bedeutet – es ist spannend, darüber zu spekulieren, wie die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts dann hätte verlaufen können!

Bremm zerstört auch den späteren offiziellen deutschen Mythos von Kaiserproklamation und obrigkeitstaatlicher Reichsgründung als dem glanzvollen Endpunkt einer nationalen Einigungsbestrebung. Weder Bismarck noch die süddeutschen Monarchen hätten daran – im Gegensatz zu einer breiten Öffentlichkeit – ursprünglich ein Interesse gehabt: „Der Bundeskanzler hatte sich nie von öffentlichen Stimmen leiten lassen. Er folgte wie immer ganz eigenen Erwägungen, gelangte jetzt aber zu demselben Resultat. Auch für Bismarck war die deutsche Einheit in ihrer kleindeutschen Variante [das heißt ohne Österreich, M. R.] inzwischen alternativlos. Eine Rückkehr zum status quo ante war ausgeschlossen. Frankreich war geschlagen wie nie zuvor und gegen die unvermeidlichen Revanchegelüste einer vom Sockel gestürzten Großmacht konnte zukünftig nur noch der politische Zusammenschluss aller

deutschen Staaten eine wirksame Barriere bilden.“ (S. 226). Bismarck nun gelang das Meisterstück, die widerstrebenden und in unterschiedliche Interessen gespaltenen deutschen Monarchen – einschließlich seines eigenen – zur eher widerwilligen und bis zuletzt gefährdeten Ausrufung des preußischen Königs zum „Deutschen Kaiser“ zu bewegen.

Das Ergebnis des Krieges bewertet Bremm in langfristiger Perspektive als eher positiv, der in Frankfurt geschlossene Friede währte durch alle teils schweren Krisen hindurch 43 Jahre. Dazu habe auch beigetragen, dass Bismarck als Kompensation für das annektierte Elsass-Lothringen Frankreichs Aufbau eines Kolonialreiches gefördert habe.

Der Autor, selbst jahrelang Offizier, hat sich in seine Materie gründlich eingearbeitet und listet viele – zuweilen ermüdende – militärische Details auf, die man auch überblättern kann. Interessanter erscheint dem Rezensenten die Darstellung der politischen Zusammenhänge. Daneben thematisiert das Buch auch die unmenschliche Lage der einfachen Soldaten im Feld, die Entwicklungen an der Heimatfront sowie die Massaker der französischen Republikaner bei der Niederschlagung der *Pariser Kommune* nach Kriegsende.

Wer wissen möchte, weshalb Bismarck am Tag der Kaiserproklamation, anscheinend dem Tag des größten Triumphes seines Lebens, verzweifelt an Rücktritt dachte, der möge das Buch selbst in die Hand nehmen und nachlesen.

Michael Raub

WILFRIED DOLD: Schwarzwald-Baar. Begegnungen mit dem Quellenland.

352 Seiten • 40 Euro • Wilfried-Dold-Verlag, Vöhrenbach 2019.

Auf eine Reise der ganz besonderen Art nimmt uns der Autor und Fotograf Wilfried Dold in seinem großen Bildband „Schwarzwald-Baar“ mit. Der Landkreis, der in der jetzigen Form seit 1973 besteht, wird auf 350 großformatigen Seiten in Text

und Bild „von seiner schönsten Seite präsentiert“, so Landrat Sven Hinterseh in seinem Vorwort.

In einem ersten Kapitel gibt der Autor eine Übersicht über die Geschichte und Eigenarten wichtiger Orte des Landkreises.

Dies ist auch im wörtlichen Sinn eine Übersicht, denn wir folgen dem Autor auf einem Rundflug mit Pilot Peter Lendle in der 70 Jahre alten Dornier Do 27. So bekommen wir fotografische Eindrücke sowie Informationen über Tuningen, Dauchingen, Nierdeschach und Mönchweiler, weiter geht der Flug über Königsfeld, St. Georgen und Triberg, von Furtwangen über Vöhrenbach, Bräunlingen, Hüfingen und Blumberg nach Donaueschingen und von dort über Bad Dürrenheim zurück nach Villingen-Schwenningen. Die Texte informieren über Entstehung und Gründung der Ortschaften, über die historische und wirtschaftliche Entwicklung bis hin zur Gegenwart, stets mit Wohlwollen, gelegentlich auch mit einem humorvollen Augenzwinkern. Zum Beispiel wird der bekannte Streit zwischen Donaueschingen und Furtwangen um die Donauquelle mit dem Fazit versehen, sie befinde „sich so oder so im Schwarzwald-Baar-Kreis“ (S. 44).

Auch aktuelle Trends kommen zur Sprache und werden ausgiebig in Szene gesetzt, so das Modelabel „Artwood“ des Gütenbacher Designers Jochen Scherzinger, der einen ganz neuen Blick auf Schwarzwald-Trachten eröffnet, die sich mit Piercings, Tattoos und Visagistinnen-Kunst verblüffend gut vertragen.

Nach dieser Übersicht folgen etwa 250 Seiten mit Fotografien, die mit knappen Erläuterungen versehen sind. Gegliedert sind die Bilder in lockerer Reihenfolge nach drei Kriterien: Ort, Jahreszeit und kulturelle/handwerkliche

Produkte. So finden sich zum ersten Kriterium (Ort) die Kapitel „Im Herzland“, „Entlang der Breg“, „Schwarzwald und Baar – Am Ursprung der Donau“, zum zweiten Kriterium (Jahreszeit) die Kapitel „Im Winterland“, „Wenn das Licht wiederkehrt“ und drittens (Kultur und Produkte) „Schwarzwald und Baar – Wo die alemannische Fastnacht herkommt“, „Liebe, Freiheit, Alles – Trachtenfotografien“, „Im Kuckucksuhrenland“, um eine Auswahl zu nennen.

Die Fotos, von denen etliche über eine Doppelseite, also DIN-A2-Format gehen, können den Betrachter regelrecht verzaubern. Ob es nun Schlüsselblumen auf einer Streuobstwiese sind, ein Sonnenaufgang über den Dächern von Hüfingen, der in eine Weidbuche eingewachsene Balzer Herrgott, eine verträumte Winterlandschaft bei Neukirch, ein Luftbild von der Schwarzwaldbahn bei Triberg oder einfach vergnügte Leute auf einem der Plätze oder beim Sport, die Beispiele ließen sich beliebig fortsetzen.

Der Autor und Fotograf macht aus seiner Liebe zur Heimat keinen Hehl und es gelingt ihm, diese in dem Buch, das in sechs Jahre langer Arbeit entstanden ist, mitzuteilen. Problematisierungen oder kritische Auseinandersetzungen (etwa zum Thema

Energiegewinnung durch Windkraft) finden sich nicht, dies ist auch nicht Sinn und Zweck dieses Buches.

Ein wertvolles, schönes Geschenk oder eine Freude, die man sich selbst machen kann.

Karin Neubarth-Raub



MANUEL LAUTERBACH / CHRISTINE KUMERICS: Blautopf, Kaiserstuhl und Katzenbuckel. Naturwunder in Baden-Württemberg. 76 Seiten • 20 Euro • Theiss-Verlag (WBG). Darmstadt 2017.

Der erste Eindruck: ein stattliches Buch, großformatig, Hardcover mit Schutzumschlag – Typ Bildband. Der Buchtitel: ungewöhnlich und Interesse weckend!

In der Einführung werden die Entstehung der vier geologischen Großräume in Baden-Württemberg skizziert und die maßgebenden tektonischen Prozesse im Laufe der Erdgeschichte vom Erdaltertum bis in die Erdneuzeit erklärt. Diese erste Übersicht, ein textlicher Längsschnitt durch Hunderte von Millionen Jahren, wird ergänzt und veranschaulicht durch eine geologische Übersichtskarte sowie einen geologischen Querschnitt von den Vogesen bis zu den Alpen. Eine ganzseitige, farbige geologische Zeittafel, die die aktuelle Nomenklatur verwendet und in einer gesonderten Spalte Hinweise darauf gibt, in welchen Kapiteln die jeweiligen Erdzeitalter thematisiert werden, schließt diesen Vorspann ab.

Auf der erwähnten Übersichtskarte finden sich in den vier Großräumen die Ziffern 1–15, die die Teillandschaften kennzeichnen. Eine Legende mit den Namen dieser Landschaften findet sich am Rand der Karte (zum Beispiel Schwarzwald/Kraichgau, Neckarbecken und obere Gäue/Westallgäuer Hügelland).

Mit dieser großen Zahl von unterschiedlichen Naturräumen, von Gebirgen wie dem Schwarzwald aus dem Erdaltertum, den Schichtstufenlandschaften aus dem Erdmittelalter und dem neuzeitlichen Alpenvorland zählt Baden-Württemberg zu den vielfältigsten und interessantesten Gebieten Europas. Hinzu kommen Zeugen ehemaliger vulkanischer Aktivität wie zum



Beispiel Kaiserstuhl und Katzenbuckel, immer noch aktive tektonische Bruchzonen wie der Oberrheingraben, der andauernde Kampf um die Wasserscheide zwischen den Flusssystemen von Rhein und Donau – und, sozusagen als „Sahnehäubchen“, ganz im Osten des Bundeslandes das Steinheimer Becken als Folge eines Meteoriteneinschlags im Tertiär.

In 15 Kapiteln des Hauptteils mit jeweils etwa 10 Seiten werden 15 Teillandschaften Baden-Württembergs vorgestellt. Dabei führen die Autoren den Leser zu einer Fülle von Naturphänomenen wie geologischen Aufschlüssen (oftmals ehemalige Steinbrüche), zu Höhlen, Wasserfällen, Bergwerken, Schluchten und Seen.

Die einzelnen Kapitel sind ähnlich strukturiert: Zu Beginn ganzseitig eine Karte der jeweiligen Teillandschaft, in die mit Ziffern sehenswerte sogenannte Geopunkte eingetragen sind. Für jede Landschaft wird auch ein Informationspunkt (meist ein Museum) angegeben. Eine kurze Charakterisierung dieser Geopunkte erfolgt in der Spalte neben der Karte. Wer die GPS-Koordinaten dieser Geopunkte benötigt, kann diese über www.wbg-wissenverbindet.de unter dem Titel des Buches im Unterpunkt „weitere Informationen“ sehen und bei Bedarf ausdrucken – ein sehr hilfreiches Zusatzangebot für Leser, die diese Geopunkte aufsuchen möchten.

Der erklärende Text ist recht anspruchsvoll, da viel geologisches Fachvokabular verwendet wird. Die wichtigsten Begriffe werden aber im Glossar am Buchende erklärt. Auch wenn das große Fachwissen der

Autoren ab und zu in Detailverliebtheit mündet, muss dies nicht zum Nachteil reichen. Wer sich vertieftes Wissen aneignen möchte, bekommt hier das nötige Rüstzeug. Wer sich eher einen allgemeinen Überblick verschaffen möchte, erhält diesen anhand von insgesamt acht farbig unterlegten „Exkursen“ zum Beispiel zum Thema „Schichtstufenland“ oder „Molasse“. Darüber hinaus vermittelt eine Vielzahl aussagekräftiger, oft großformatiger Bilder einen sehr guten Eindruck von unterschiedlichen geologischen Schichten oder Landschaftsformen. Die bildlich dargestellten Phänomene werden durch kurze Erklärungen ergänzt.

Ein persönliches Wort zum Schluss: Dieses Buch ist eine Schatztruhe, gefüllt mit den faszinierenden geologischen und landschaftlichen Besonderheiten des Landes. Die Schätze werden dem Leser sowohl in fachwissenschaftlich fundierten Texten präsentiert als auch durch eine sehr gute bildhafte Anschaulichkeit. Diese Mischung lässt das Buch zum idealen Begleiter für alle werden, die die Naturwunder Baden-Württembergs kennenlernen und verstehen wollen. Es weckt die Lust darauf, die Wandertiefel zu schnüren und auf Schatzsuche zu gehen ...

Wolfgang Englert



Der Baarverein – Rückblick und Ausblick



150
Jahre

**Schriften
der Baar**



Der Verein

Jahresprogramm 2020 – Rückschau	216
Tagungsband „Von der Reformation zur Ökumene“ Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg (Band 2)	220

Mitglieder

Mitgliederentwicklung	222
Nachruf Hartmut Siebert	223
Nachruf Dr. Veit Hirner	224

Ausblick

Veranstaltungen 2021 – Jahresprogramm	226
Hinweise für Autoren	232

Jahresprogramm 2020 – Absagen, Umplanungen und neue Medien

Das Veranstaltungsprogramm mit Vorträgen und Exkursionen war im vergangenen Jahr durch die Coronakrise stark eingeschränkt. Wir haben aber vermehrt Filme auf YouTube bereitgestellt. Dabei wurden einerseits normal, das heißt mit Publikumsbeteiligung durchgeführte Veranstaltungen dokumentiert und andererseits filmische Beiträge über Exkursionen produziert, die wegen der Kontaktbeschränkungen nur im kleinsten Kreis stattfinden konnten, in der Regel waren das der Referent und Harald Ketterer als Kameramann.

Zu Beginn des Jahres konnten noch fünf Vorträge ohne Einschränkungen durchgeführt werden: Harald Ketterer und Evelyn Mrohs-Ketterer sprachen am 15. Januar über den 1944 hingerichteten Raimund Faller, Armin Hafner berichtete am 22. Januar über Luchse in Baden-Württemberg, Dr. Dr. Michael Fischer referierte am 5. Februar über seine Forschungen zur Disco-Kultur im Schwarzwald und Peter Graßmann am 15. Februar über die Villingener Fastnacht als Teil der europäischen Kultur. Am 4. März hatten wir mit Prof. Dr. Johannes Steidle und seinem Vortrag über das Insektensterben die vorläufig letzte uneingeschränkte Publikumsveranstaltung. Der in Oberndorf für den 15. März geplante Aktionstag Geschichte war die erste Veranstaltung in einer Reihe von Veranstaltungen, die wegen der verhängten Coronabeschränkung ausfallen mussten.

Für Freitag, den 27. März hatten wir unter dem Titel „150 Jahr Schriften der Baar“ zu einem Festakt in die Donauhallen geladen. Der Anlass war die Wiedergründung des Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar im Jahr 1870 und vor allem das Erscheinen des ersten Bandes der Schriften der Baar.

Erik Pauly, der Oberbürgermeister der Stadt Donaueschingen und Sven Hinterseh, der Landrat des Schwarzwald-Baar-Kreises sowie die Landtagsabgeordnete Martina Braun hatten Grußworte zugesagt. Für einen Festvortrag über „Die Kelten an der oberen Donau“ hatten wir den Landesarchäologen Prof. Dr. Dirk Krausse gewinnen können und für die musikalische Umrahmung den Männergesangsverein Allmendshofen unter Leitung von Jochen Kiene. Leider mussten wir diese Veranstaltung, wie auch die kommenden in den Monaten April, Mai und Juni absagen: Die Exkursion zu Maßnahmen



Peter Graßmann
referiert über die Villingener Fastnacht.

des Naturschutzgroßprojekts im Hüfinger Orchideenwald mit Thomas Kring, die Führung durch den Recyclingbetrieb Kaspar mit Dr. Jochen Kaspar und Martin Fetscher, die von Egon Dehner, Dr. Hans Keusen und Peter Graßmann vorbereitete Jahresexkursion nach Oberschwaben sowie den Vortrag über Bad Boll als „Perle des Wutachtals“ mit Dr. Matthias Wider mussten ausfallen.

Die nächsten zwei Veranstaltungen waren im Freien geplant und konnten deshalb wieder stattfinden: Die für den 27. Juni angesetzte Exkursion ins Wutachtal mit Dr. Matthias Wider und die Führung am 11. Juli in das neu entstehende Stadtquartier auf dem Gelände der ehemaligen Donaueschinger Kaserne mit Bernhard Kaiser. Diese Veranstaltung wurde wegen des großen Interesses am 26. Juni wiederholt.

Abgesagt wurden die geplanten Vorträge mit Hubert Mauz über das Donaueschinger Konvikt und mit Bettina Maier über die Ausbreitung der Felsenschwalbe sowie die Bahnfahrt mit Harald Ketterer nach Freiburg zu den Ausstellungen zum 900-jährigen Stadtjubiläum.

Im Oktober war es möglich, zwei Veranstaltungen durchzuführen. Dabei wurden die Teilnehmer registriert, und die Bestuhlung erfolgte mit jeweils 1,5 m Abstand. Die Besucher mussten beim Eintreten und Verlassen der Veranstaltung jeweils Mundschutz tragen, konnten diesen aber während der Vorträge ablegen. Am 7. Oktober trafen wir uns in Neustadt zum Vortrag mit Dr. Gerrit Müller, der über die Reparationshiebe 1946 bis 1949 in der französischen Besatzungszone berichtete. Am 11. Oktober konnte in Brigachtal das moderierte Konzert mit Sängern aus der Liedbegleitungsklasse von Prof. Clemens Müller von der Trossinger Musikhochschule über die Bühne gehen. Josef Vogt und



Bernhard Kaiser (Mitte) führt durch das Gelände der ehemaligen Kaserne in Donaueschingen.



Über die sogenannten „Franzosenhiebe“ hielt Dr. Gerrit Müller einen Vortrag. Das Bild auf der Leinwand zeigte ihn in seinen frühen Berufsjahren als Forstmann.

Dr. Friedemann Kawohl erzählten aus dem Leben des in Überauchen gebürtigen Sängers und Schriftstellers Johann Baptist Krebs.

Wegen der zweiten Coronawelle im Herbst mussten wir auch die letzten vier geplanten Veranstaltungen absagen: Die Vorträge von Dr. Helmut Gehring über die Natur an der oberen Donau, von Clemens Joos über die Früh-

zeit des Schwarzwaldvereins Donaueschingen, von Dr. Thomas Gilgert über den fürstenbergischen Landtag von 1775 in Hüfingen sowie unser traditionelles „Hereinspaziert beim Baarverein“ im Dezember.

Nach der Absage des Festaktes zu „150 Jahre Schriften der Baar“, bei dem der Jubiläumsband 2020 hätte präsentiert werden sollen, schien es uns unpassend, das erstmals im festen Einband gebundene Buch kommentarlos an die Mitglieder zu versenden. Die persönliche Vorstellung des Schriftenbandes durch die Schriftleiter gehört seit jeher zu den Mitgliederversammlungen. Auf diese Ansprache wollten wir nicht verzichten und so beschlossen wir, eine filmische Präsentation des Bandes auf YouTube zu veröffentlichen. Mitten in der ersten Coronawelle machte sich Michael Tocha mit dem Filmen vertraut. Holger von Briel schuf eine grafische Textvorlage für den Vor- und Abspann und Harald Ketterer stellte den kompletten Film zusammen. Im Laufe des Jahres konnten noch weitere Referenten für diese Reihe der Filmbeiträge gefunden werden. Bekannte und weniger bekannte Örtlichkeiten und Personen der Baar wurden vorgestellt.



Harry Kunte aus Vöhrenbach berichtet auf »YouTube« von der Linachtalsperre.



Michael Tocha stellt ebenso auf »YouTube« den neuen Schriftenband des Baarvereins vor.



Präsentation des neuen Schriftenbandes auf »YouTube«.

Das Interesse an den Beiträgen zeigt, dass das Medium einen Ersatz in Coronazeiten und in normalen Zeiten eine gute Ergänzung zu den Publikumsveranstaltungen sein kann. Durch die Filme auf YouTube können wir auch weiter entfernt wohnende Interessenten erreichen. Nach und nach entsteht so ein filmisches Archiv der Geschichte und Naturgeschichte der Baar. Im Jahr 2021 haben wir zudem begonnen, Vorträge online über die digitale Konferenzplattform zoom.us durchzuführen. Auch diese Veranstaltungen werden in der Regel filmisch dokumentiert und sind über YouTube über den Suchbegriff „Baarverein“ zugänglich.

Es fiel uns schwer, die Mitgliederversammlung und den Festakt sowie die vielen Vorträge und Exkursionen abzusagen. Doch der Schutz der Gesundheit unserer Mitglieder und Gäste stand bei unseren Entscheidungen an erster Stelle. Wir alle im Vorstand des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar freuen uns in der Zukunft auf ein geselliges Vereinsleben.

Harald Ketterer
Friedemann Kawohl

Von der Reformation zur Ökumene **Der Tagungsband ist erschienen**

Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg (Band 2)

Herausgeber der Schriftenreihe:

Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar, Donaueschingen

Warum machen Villingen und Schwenninger Witze übereinander? Warum gibt es in Tennenbronn zwei Musikvereine? Warum bildeten die Protestanten in Donaueschingen lange eine Gruppe für sich? Hier wirkt der konfessionelle Unterschied – „Konfession schuf das Wir-Gefühl“ (SABINE HOLTZ). Auch wenn er heute kaum noch eine Rolle spielt, sind seine Folgen in säkularisierter Form bis in die Gegenwart greifbar.

Solchen Identitätsmustern wollte der Baarverein 2017 auf den Grund gehen. Jenes Jahr hatte gleich zwei historische Gedenken im Angebot. 1200 Jahre zuvor, 817, waren Villingen, Schwenningen und weitere Orte auf der Baar in einer St. Galler Urkunde erstmals erwähnt worden. 1517 setzte Martin Luther mit seinem Thesenanschlag die Reformation in Gang. Die Verknüpfung der beiden Ansätze – Reformation und Region – wurde zur Gedankenfigur, an der sich weitere Überlegungen verdichteten. Im September 2017 veranstaltete der Verein dann im Landratsamt des Schwarzwald-Baar-Kreises in Villingen eine Tagung zum Thema „Von der Reformation zur Ökumene“. Auswärtige Wissenschaftler und kundige Heimatforscher beleuchteten die Entwicklung von der Entstehung der Konfessionsgrenze über Mechanismen der wechselseitigen Abgrenzung bis hin zum ökumenischen Miteinander von Katholiken und Protestanten (vgl. auch „Schriften“ Band 61, 2018, S. 231 f.).

Die Beiträge zu dieser Tagung konnten 2020 in einem Sammelband vorgelegt werden. Er setzt leitmotivisch mit der Herausbildung der Konfessionsgrenze ein, wobei der Blickwinkel über die Schwarzwald-Baar-Region hinaus auf den südlichen Grenzbereich des Herzogtums Württemberg erweitert ist. Danach wird der Alltag an der Konfessionsgrenze an einem herausragenden Beispiel, dem gemischt-konfessionellen Dorf Tennenbronn, beschrieben. Drei Aufsätze behandeln Entwicklungen innerhalb etablierter konfessioneller Milieus: Analysiert werden die Aneignung der Katholischen Aufklärung bei den Villingen Benediktinern und im Dekanat Rottweil sowie die Einpflanzung der pietistischen Herrnhuter Brüdergemeine Königsfeld am Rand der württembergischen Landeskirche. Weitere vier Aufsätze stellen dar, wie im 19. Jahrhundert die jeweils andere Konfession in bis dahin homogenen Umfeldern Fuß fasste: Protestanten in den katholischen Städten Donaueschingen und Villingen, Evangelische und Altkatholiken im oberen Bregtal, Katholiken im evangelischen Schwenningen. Den Abschluss bildet ein Bericht aus der Praxis der Ökumene der letzten sechzig Jahre in Villingen und Umgebung.

In der Zusammenschau vermitteln diese Beiträge ein Bewusstsein davon, welche Folgen die Reformation bei uns hervorgebracht hat - im Verhältnis der christlichen Konfessionen zueinander, aber eben auch für die Identität der Bewohner dieser Region. Indem die zehn Geschichtsschreiber dieses Bandes die Frage nach dem Erbe, manchmal auch der Erblast der Reformation aktuell halten, wird deutlich: Es geht auch um uns heute, wenn wir uns diesen nur scheinbar fremden Phasen der Geschichte zuwenden. MT

FRIEDEMANN KAWOHL und MICHAEL TOCHA (Hg.):

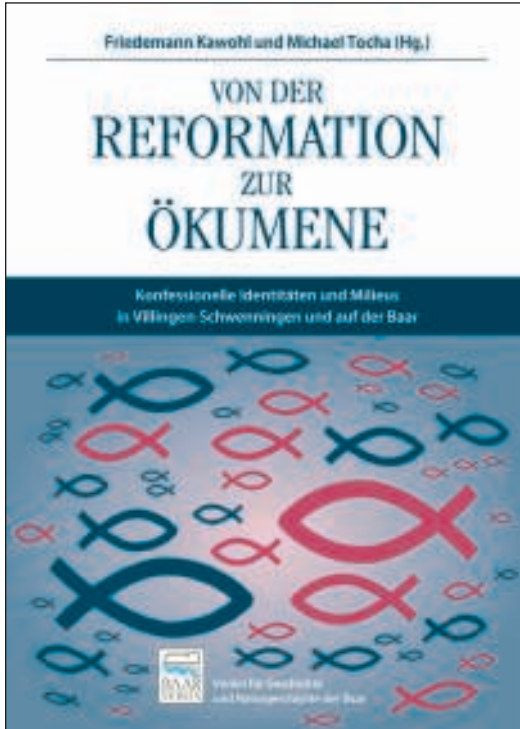
Von der Reformation zur Ökumene.

Konfessionelle Identitäten in Villingen-Schwenningen und auf der Baar.

Beiträge zur Region Schwarzwald-Baar-Heuberg (Band 2),

202 Seiten, 18 Euro. Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (Herausgeber der Reihe). Donaueschingen 2020.

Das Buch ist im Buchhandel erhältlich oder kann über die Geschäftsstelle des Baarvereins unter info@baarverein.de bestellt werden. Bitte beachten Sie auch die Präsentation unter <https://www.youtube.com/watch?v=lxMh4Hw7uyc>



Zu unseren Mitgliedern

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2020): 471

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2021): 475

davon 35 korporative Mitglieder

Wir trauern um unsere im Jahr 2020 verstorbenen Mitglieder:

Martin Theodor Zahn	Donaueschingen	05.02.2020
Gerd Sattler	Titisee-Neustadt	06.03.2020
Dr. Veit Hirner	Engen im Hegau	29.04.2020
Helmut Pietsch	Donaueschingen	30.04.2020
Hartmut Siebert	Donaueschingen	31.05.2020
Georg Greitmann	Altstätten (Schweiz)	12.07.2020
Heinrich Geilenberg	Donaueschingen	20.11.2020

Nachmeldungen verstorbener Mitglieder:

Dr. Bernd Fechner	Donaueschingen	29.04.2017
Dr. Dieter Mellert	Löffingen	23.08.2019
Irmgard Pommorin	Donaueschingen	14.12.2019

Wir begrüßen folgende 17 Mitglieder, die im Jahr 2020
neu in den Baarverein eingetreten sind:

Max Bogenschütz	Sumpfhoren
Dr. Rainer Brinkmann	Brigachtal
Gerhard Echle	Villingen
Tilman Freytag	Denzlingen
Claudia Geiser	Villingen
Dr. Matthias Geiser	Villingen
Margarete Jäggle	Villingen
Margarete Jud	Geisingen
Jens Kistenbrügger	Donaueschingen
Barbara Leiber	Donaueschingen
Dr. Albrecht Neumann	Schwenningen
Konrad Oberdörfer	Aasen
Nadine Oberdörfer	Aasen
Niko Reith	Donaueschingen
Werner Roßhart	Denzlingen
Alexander Türschmann	Donaueschingen
Eske Türschmann	Donaueschingen

Im Jahr 2020 sind sechs Mitglieder ausgetreten.



Hartmut Siebert

* 20. Juni 1940 † 31. Mai 2020

Wieder hat der Baarverein den Verlust eines hoch verdienten Mitglieds zu beklagen: Hartmut Siebert. Als Vorstandsmitglied und langjähriger Schatzmeister führte und betreute er das keinesfalls einfache Ressort der Finanzen. Darüber hinaus war er für den Vorstand ein nicht nur wegen seiner vielseitigen fachlichen Kompetenz sehr geschätzter Ratgeber, sondern er war auch wegen seiner beruhigenden Ausgeglichenheit, seiner

mitmenschlichen Zuwendung und Hilfsbereitschaft sowie seiner Zuverlässigkeit allseits beliebt und anerkannt.

Hartmut Siebert wurde am 20. Juni 1940 in Heidenheim an der Brenz geboren und verstarb am 31. Mai 2020 im Kurstift „Wohnen im Alter“ in Bad Dürkheim, nachdem er von 1991 bis 2019 mit seiner Frau Karin in Donau-eschingen-Grünungen gewohnt hatte.

Seine gründliche Ausbildung nach dem Abitur in Heidenheim begann zunächst mit der Lehre als Industrie-Kaufmannsgehilfe bei Siemens in Heidelberg und Berlin. Es folgte das Studium der Betriebswirtschaftslehre an der Universität Saarbrücken mit dem Abschluss als Diplom-Kaufmann und wurde 1966 bis 1968 ergänzt durch die Ausbildung zum Steuergehilfen, danach zum Steuerberater. 1966 schloss er seine erste Ehe mit Gisela Karsunky, der eine Tochter geschenkt wurde. In Ostfildern betrieb er ab 1970 ein Büro für Steuerberatung, ließ sich jedoch noch weiter in Stuttgart zum examinierten Wirtschaftsprüfer ausbilden und führte sein Büro ab 1983 in Esslingen. 1989 verschied seine Frau Gisela. 1991 zog er nach Grünungen. Dort wohnte seine frühere Mitschülerin Karin Pelikan, die er bei einem Klassentreffen wieder getroffen hatte. Er heiratete sie 1992. Sie war mit dem Verfasser und dessen Ehefrau befreundet, eine Freundschaft, der sich Hartmut Siebert alsbald anschloss.

So wurden er und seine Frau 2001 auch Mitglieder des Baarvereins. Auf Antrag des Verfassers wurde Karin Siebert von der Mitgliederversammlung in das vakante Amt der Kassenverwaltung gewählt, darin schon „privat“ unterstützt von ihrem Gatten, der folgerichtig 2005 von der Mitgliederversammlung zum Schatzmeister des Vereins, offiziell „Kassierer“ genannt, berufen wurde. Dieses Amt übte er, inzwischen 75 Jahre alt geworden, bis 2016 aus. Aber nicht nur der korrekten Verwaltung der Vereinsfinanzen galt seine Aufmerksamkeit; er war auch mit Erfolg um deren Vermehrung durch private und amtliche Zuschüsse bemüht. Außerdem nahm der Vorstand Hartmut Sieberts fundierte juristische Kenntnisse gern in Anspruch. Zudem verstand er es, gelegentlich harte Diskussionen innerhalb des Vorstandes zu beruhigen und zu entschärfen. Schließlich

war er, der Liebhaber vornehmlich belletristischer Literatur, von 2007 bis 2009 maßgeblich an der Katalogisierung und Ordnung der etwa 10.000 naturkundlichen Zeitschriften und Bücher beteiligt, die sich seit 1870 im Tausch mit anderen wissenschaftlichen Vereinen des In- und Auslands angesammelt hatten.

In den folgenden Jahren nahmen allerdings die Altersbeschwerden zu. Eine Herzinsuffizienz machte ihm, der weite Wanderungen durch die Baar und den Schwarzwald liebte und auch den Wintersport, besonders den Langlauf pflegte, zunehmend zu schaffen. So gab er 2019 sein Haus in Grüningen auf und wechselte ins Betreute Wohnen nach Bad Dürkheim. Im Februar 2020 klagte er über Herzschmerzen, wurde plötzlich bettlägerig und erlag seinem Leiden am 31. Mai 2020.

Hartmut Siebert war ein lebenswerter Mensch. In der langen Geschichte des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar wird er einen bedeutenden Platz einnehmen.

Günther Reichelt (Foto: Karin Siebert)

Dr. Veit Hirner

✱ 22. September 1944 † 29. April 2020

Im Alter von 75 Jahren verstarb im Frühjahr 2020 nach schwerer Krankheit unser langjähriges Vereinsmitglied, der Leitende Forstdirektor i.R. Veit Hirner.

Er war stellvertretender Leiter des Kreisforstamtes Tuttlingen und langjähriger Chef des ehemaligen Forstamtes Immendingen. Er war ein Forstmann mit Leib und Seele und genoss als profilierte Persönlichkeit hohes Ansehen, auch als Naturliebhaber und als Umweltschützer.

In Schwäbisch Gmünd geboren und aufgewachsen diente Veit Hirner nach dem Abitur bei der Luftwaffe, studierte Forstwissenschaft an der Universität Freiburg. Nach Ablegung der Großen Forstlichen Staatsprüfung erhielt er 1978 die Doktorwürde verliehen. Im Anschluss an wissenschaftliche Tätigkeiten beim Forstamt Heilbronn und der Forstdirektion Stuttgart wurde ihm 1984 die Leitung des Forstamtes Immendingen übertragen. Er hatte damit sein Berufsziel erreicht und war verantwortlich für über zehntausend Hektar Staats-, Kommunal- und Privatwald auf den Gemarkungen Immendingen, Geisingen und Emmingen-Liptingen. Über 20 Jahre hat er das Forstamt mit Leidenschaft und Herzblut geleitet, um nach dessen Auflösung die stellvertretende Leitung des Kreisforstamtes zu übernehmen. Neben seinem beruflichen Wirken lag ihm der Natur- und Umweltschutz sehr am Herzen. Insbesondere bei der Entwicklung des Naturschutzgebietes Schopfeln-Rehletal, ein Juwel vieler Orchideenarten, hat er

sich bleibende Verdienste erworben. Desgleichen für das Naturschutzgebiet Hewenegg.

In unzähligen Exkursionen – darunter auch mehrere Exkursionen unseres Vereins – ließ Veit Hirner die begeisterten Teilnehmer an seinen bewundernswerten botanischen Talenten teilhaben. Im Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar wirkte er viele Jahre bis zuletzt auch als Beirat mit. Mit seiner musikalischen und gesanglichen Begabung bereicherte er nicht nur den Freiburger Bachchor, sondern ließ auch über 45 Jahre seine Stimme im katholischen Kirchenchor Immendingen erklingen.

Bis zuletzt war er als Mitglied des Vorstandes und Naturschutzwart für den Immendinger Schwarzwaldverein eine wertvolle Stütze. Als Initiator im Forstkranz ebnete er freundschaftliche Bande über die Grenzen hinweg zu Kollegen aus der Schweiz.

Seinen wohlverdienten Ruhestand verbrachte Veit Hirner in Engen. Er war jedoch weiterhin mit seinem Wirkungsort verbunden. Um den Verstorbenen trauern seine Witwe, seine drei Söhne mit ihren Familien sowie die Angehörigen und viele Weggefährten.

Franz Dreyer, Immendingen



Das Foto zeigt die naturkundliche Exkursion im Amtenhauser Tal am 18. Mai 2018 unter Leitung von Veit Hirner (Mitte). Foto: Franz Dreyer.



Jahres Programm 2021



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
Gegründet 1805



1 Mittwoch | 13.01. | 19 Uhr | Vortrag

Alle, nicht jeder

Chancen und Grenzen der modernen Demoskopie.

Dr. **Thomas Petersen** (Institut für Demoskopie Allensbach)

In Kooperation mit dem Fürstenberg-Gymnasium, Projekt „CampusFG“

Ort: **Donaueschingen**, Fürstenberg-Gymnasium (Humboldtstraße 1)

2 Mittwoch | 27.01. | 19 Uhr | Vortrag

Waldsterben – Waldleben

Welche Auswirkungen hat der Klimawandel
auf die Wälder der Baar und des Schwarzwalds?

Dr. **Frieder Dinkelaker** (Landratsamt, Forstamt)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11)

3 Mittwoch | 24.02. | 19 Uhr | Vortrag

Vöhrenbach, Freiburg, NewYork

Der Siegeszug der Welte-Musikautomaten aus Vöhrenbach.

Gerhard Dangel (Bad Krozingen)

Ort: **Donaueschingen**, Grüner Baum (Friedrich-Ebert-Straße 59)

4 Donnerstag | 04.03. | 19 Uhr | Vortrag

Neue Untersuchungen zur Frühgeschichte Villingens

Das Villingener Münster und die Rolle der Klöster St. Peter
und St. Georgen im 12. und 13. Jahrhundert.

Dr. **Andre Gutmann**, Historiker (Freiburg)

In Kooperation mit dem Franziskanermuseum
und dem Geschichts- und Heimatverein Villingen

Ort: **VS-Villingen**, Franziskanermuseum (Rietgasse 2)

5 Mittwoch | 24.03. | 19 Uhr | Vortrag

Klimawandel: Effekte und Anpassungsstrategien

Wie wirkt sich der Klimawandel in unserer Alltagswelt aus
und welche Lösungsansätze gibt es, um ihm zu begegnen?

Sabine Barden (Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald, Freiburg)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11)



6 Freitag | 16.04. | 19 Uhr | Versammlung

Mitgliederversammlung des Baarvereins

Mit Vorstellung und Ausgabe des Jahresbandes 2021 (Band 64)

Ort: **Donaueschingen**, Fürstenberg-Gymnasium (Humboldtstraße 1)

7 Mittwoch | 28.04. | 19 Uhr | Vortrag

250 Jahre Bergbau – 25 Jahre Forschung

Historischer Silber- und Kupferbergbau in Schabenhäusen.

Dirk Stecker, Eigeltingen

Ort: **Donaueschingen**, Grüner Baum (Friedrich-Ebert-Straße 59)

8 Samstag | 08.05. | 9.30 Uhr bis 12 Uhr | Exkursion

Kunststoffe gehören nicht in die Umwelt

Rohstoffherstellung aus Abfall im Recyclingbetrieb Firma Kaspar.

Führung durch Dr. **Jochen Kaspar** und Vortrag von

Martin Fetscher (Landratsamt, Amt für Abfallwirtschaft)

Treffpunkt: **St. Georgen**, Firma Kaspar (Industriestraße 43)

9 Samstag | 15.05. | 7 Uhr bis 11 Uhr | Exkursion

Was singt und fliegt an der Donau?

Eine unterhaltsame Wanderung zu unseren heimischen Vögeln.

Oliver Burry (Frittlingen) – Strecke etwa 4 km lang.

Treffpunkt: **Donaueschingen-Neudingen**, beim Bahnübergang

10 Freitag | 11.06. | 19 Uhr | Vortrag

Wie kann man adlig werden

Eine Einführung in das Ständerecht und die Heraldik unter

spezieller Berücksichtigung des Wappens des Hauses Fürstenberg.

Prof. PhDr. **Jan Županič** (Karlsuniversität Prag)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11)

11 Mittwoch | 16.06. | 19 Uhr | Vortrag

Lehrer in der demokratischen Revolution 1848/49

Das Leben von Ambros Merk aus Göschweiler.

Jan Merk, Historiker (Kulturdezernent der Stadt Müllheim)

Ort: **Löffingen-Göschweiler**, Bürgersaal (Hinterhäuserstraße 7)



9



10

12 Mittwoch | 07.07. | 18 Uhr | Freiluftvortrag

Die „Gescheiten Buben“ vom Schwarzwald

Bildung und religiöse Erziehung im Donaueschinger Konvikt.

Hubert Mauz (Donaueschingen-Wolterdingen)

Ort: **Donaueschingen**, Karl-Wacker-Schule (Fürstenbergstraße 17)

13 Sonntag | 25.07. | Ganztägige Jahresexkursion

Adel im Wandel

Fahrt nach Oberschwaben: Wir besuchen das Pfrunger-Burgweiler

Ried und das gräfliche Haus Königsegg-Aulendorf.

Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei.

14 14. Mittwoch | 15.09. | 18 Uhr | Vortrag

Händler, Krieger, Mooropfer

Außergewöhnliche Funde der Bronzezeit auf der Baar.

Peter Graßmann (Villingen-Schwenningen)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11)

15 Samstag, 25.09. bis Freitag, 01.10. | Mehrtägige Exkursion

Umbrüche in die Moderne

Die Habsburger auf historisch-technischer Entdeckungsfahrt kennen-

lernen: Innsbruck, Herrenchiemsee, Melk, Wien, Steyr, München.

Harald Ketterer, Reiseleitung (Löffingen-Bachheim)

Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei.

16 Mittwoch | 27.10. | 19 Uhr | Vortrag

Von Minne, Recken und Aventiuren

Der Wigalois – ein Kleinod Donaueschinger Handschriften.

Evelyn Mrohs-Ketterer (Löffingen-Bachheim)

Ort: **Donaueschingen**, Stadtbibliothek (Karlstraße 60)

17 Mittwoch | 10.11. | 19 Uhr | Vortrag

Von Karneol bis Katzensgold

Bodenschätze der Baar und des angrenzenden Schwarzwalds.

Martin Fetscher, Diplom-Geologe (Villingen-Schwenningen)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11)



18 Freitag | 19.11. | 8 Uhr bis 18 Uhr | Exkursion

Nibelungenlied, Wigalois und noch viel mehr

Besuch der Badischen Landesbibliothek in Karlsruhe mit Besichtigung der Donaueschinger Handschriften.

Harald Ketterer, Reiseleiter (Löffingen-Bachheim)

Gemeinsame Fahrt mit der Bahn ab Donaueschingen.

Treffpunkt: Bahnhof Donaueschingen

19 Samstag | 04.12. | 9 bis 12 Uhr | Exkursion

Rund um die tolle Knolle

Besuch des Landwirtschaftlichen Technologiezentrums Augustenberg (Außenstelle Donaueschingen, ehemaliges Saatbauamt) mit Führung durch die Kartoffelzucht – anschließend Verköstigung.

Hans-Jürgen Messmer (Leiter der Außenstelle Donaueschingen)

Ort: **Donaueschingen** (Villinger Straße 81)

20 Samstag | 18.12. | 15 Uhr bis 18 Uhr | Jahresausklang

Hereinspaziert beim Baarverein

Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6)

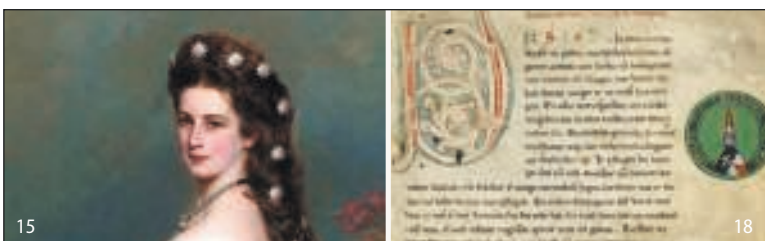
Baarverein und Corona-Pandemie

Zum Schutz der Teilnehmer gelten für alle Veranstaltungen, Vorträge und Exkursionen folgende Maßnahmen:

- Corona bedingt muss mit kurzfristigen Absagen der Veranstaltungen gerechnet werden.
- Auf www.baarverein.de bzw. mit dem Newsletter wird zeitnah zu den Veranstaltungen informiert
- Für alle Veranstaltungen ist eine Anmeldung erforderlich. Anmeldung mit Namen und Adresse bis ca. eine Woche vor der Veranstaltung bei der Geschäftsstelle unter info@baarverein.de vornehmen.
- Die Teilnehmerzahl ist bei allen Veranstaltungen begrenzt. Wir informieren Sie, falls Sie keinen Platz gefunden haben.
- Es werden die jeweils aktuellen rechtlich vorgeschriebenen Schutzmaßnahmen wie z. B. Mindestabstand, Mundschutz und Hygienemaßnahmen eingehalten.
- Sofern eine Veranstaltung abgesagt werden muss, so bemüht sich der Verein eine Alternative anzubieten. Dies kann ein Film auf YouTube, ein Livestream oder ein virtuelles Zusammenkommen sein. In diesem Fall wird über Homepage bzw. Newsletter auf die Alternative hingewiesen.



Stop Corona



Wenn Sie eine **Mitfahrgelegenheit** zu einer Veranstaltung suchen, melden Sie sich bitte bei der Geschäftsstelle.

Gäste sind herzlich willkommen!

Möchten Sie im Baarverein mitarbeiten? Bitte sprechen Sie uns an. Wir freuen uns über Vorschläge für Themen und Referent*innen.

Mitgliedschaft im Baarverein (30 €, Familie 40 €/Jugendliche 15 €) mit Jahresband *Schriften der Baar*. Unsere Internetseite enthält die seit 1870 erschienenen Bände.

Alle Informationen, auch über Veranstaltungen außerhalb unserer Region, finden Sie im Newsletter (Bestellung bei der Geschäftsstelle).

Baarverein auf YouTube

Wir stellen bekannte und weniger bekannte Orte und Personen der Baar vor. Geschichtliche und naturgeschichtliche Themen, aber auch Buchvorstellungen und Programmankündigungen werden audiovisuell vermittelt. Sie finden die Filme unter dem Suchwort »Baarverein«.



Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.

Geschäftsstelle: 78166 Donaueschingen · Schulstraße 6
 Postadresse: 78159 Donaueschingen · Postfach 1954
 Öffnungszeiten: Montag 18 – 19 Uhr
 Telefon: (0771) 92 94 205
 Internet: www.baarverein.de
 E-Mail: info@baarverein.de
 Facebook: Baarverein
 Bankverbindung: Sparkasse Schwarzwald-Baar
 IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10



Titelbild: Illustration aus der ehemals Donaueschinger Wigalois-Handschrift (Karlsruhe, Badische Landesbibliothek, Cod. Donaueschingen 71). Die Fotos wurden zur Verfügung gestellt von: Frieder Dinkelaker, Gerhard Dangel, Andre Gutmann, Dirk Stecker, Thomas Krings, Peter Graßmann, Badische Landesbibliothek, FF-Archiv, Harald Ketterer

Die „Schriften der Baar“ erscheinen in der Regel jährlich im März oder April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Das vorgesehene Thema sollte vor der Manuskripterstellung der Schriftleitung vorgestellt werden (Kurzbeschreibung). Die Autorin/der Autor versichert, ihren/seinen Beitrag in dieser Form ausschließlich in den „Schriften der Baar“ zu veröffentlichen. Am Textende steht ein Kurzhinweis auf die Autorin/den Autor (z.B. Titel, Beruf, Publikationen, Kontaktdaten ...).

Der Textumfang soll 45.000 Zeichen, das sind im Druck 20 Seiten, bei Rezensionen 3.000 Zeichen, nicht überschreiten. Bitte senden Sie Ihre Texte in einem üblichen Textverarbeitungsformat als Fließtext ohne Zeilenstopps, Silbentrennungen und Seitenumbrüche.

Achten Sie bitte darauf, die Aussage Ihres Textes durch wesentliche Abbildungen zu ergänzen und zu vertiefen.

Die Manuskripte sind per E-Mail einzureichen:

■ **Naturkundliche Beiträge**

→ Prof. Dr. Helmut Gehring,
gehring.vs@t-online.de

■ **Geschichtliche Beiträge**

→ Michael Tocha,
tocha.vs@gmx.de

■ **Rezensionen**

→ Dr. Michael Raub,
rezensionen@baarverein.de

■ **Vereinsnachrichten**

→ Rolf Baiker,
rolf.baiker@web.de

Über die Annahme zum Druck entscheidet ein Redaktionsteam.

Die vollständigen Autorenhinweise können unter

[http://www.baarverein.de/
autorenhinweise.html](http://www.baarverein.de/autorenhinweise.html)

eingesehen werden.

In eigener Sache

Der erste Band der „Schriften der Baar“ erschien 1871. Seither sind sie eine Fundgrube für alle, die sich mit regionaler Geschichte und Naturkunde befassen. Sie richten sich an die Mitglieder des Vereins und die interessierte Öffentlichkeit. Die Bände der letzten 50 Jahre sind meist noch verfügbar. Sie können also Ihre Sammlung vervollständigen.

Als anspruchsvolle Unternehmung sind die „Schriften der Baar“ auf kompetente Mitarbeit angewiesen. Autorinnen und Autoren innerhalb und außerhalb des Baarvereins möchten wir herzlich einladen, ihre Schubladen und Datenbanken zu öffnen und uns Beiträge zur Verfügung zu stellen. Wir freuen uns auch, wenn Sie die Vereinsarbeit mit Ideen und Anregungen, durch Mitmachen oder durch Spenden unterstützen.

150
Jahre
**Schriften
der Baar**